

**BERNT ENGELMANN**

# Bis alles in Scherben fällt

WIE WIR DIE NAZIZEIT ERLEBTEN  
BAND 2 · 1939-1945

**STEIDL**



Zwischen »Blitzkrieg« und totaler Niederlage. Deutschland hat Europa mit Krieg überzogen und seine Terrorherrschaft errichtet. Täglich sterben tausende Soldaten an allen Fronten, Nacht für Nacht zerbomben alliierte Flugzeugschwärme Deutschlands Städte. Am Boden geht es zuletzt nur noch ums Überleben.

Bernt Engelmann zeigt solche, die vom Regime profitierten, und andere, die es wagten, sich ihm zu widersetzen: Er berichtet vom rauschhaften Leben seiner Cousine, die mit einem an der Judentötung beteiligten SS-General verheiratet war – und beschreibt die immer gefährlicheren Aktionen eines Widerstandskreises, dem er bis zu seiner Verhaftung selbst angehörte.

»Bis alles in Scherben fällt« ist der zweite Band von Bernt Engelmanns großer, dreiteiliger Reportage über die Jahre zwischen Hitlers Machtantritt und der Währungsreform. In seiner spannenden Alltagsgeschichte des »Dritten Reiches« und der unmittelbaren Nachkriegszeit erzählt Engelmann eigene Erlebnisse und solche, die sich in seinem Familien- und Bekanntenkreis zutrugen. In mehr als 100 Interviews berichteten ihm Menschen aus allen Schichten, wie sie die Nazizeit erlebten.

*Bernt Engelmann*, 1921 in Berlin geboren, erlebte den Zweiten Weltkrieg zunächst als Soldat bei der Luftwaffe, dann als Mitarbeiter eines Wirtschaftsbüros. Er gehörte einer Widerstandsgruppe an, wurde zweimal von der Gestapo verhaftet und erst bei Kriegsende, nach langer «Schutz»haft in Gefängnissen und Konzentrationslagern, aus dem KZ Dachau befreit.

Engelmann arbeitete für den SPIEGEL und das NDR-Fernsehmagazin «panorama», von 1962 bis zu seinem Tod 1994 war er freier Schriftsteller. Viele seiner Bücher wurden ins Englische, Russische, Französische, Italienische, Polnische, Finnische, Ungarische, Schwedische und Japanische übersetzt.

Sein Werk ist im Steidl Verlag erschienen: «Im Gleichschritt marsch», «Bis alles in Scherben fällt», «Wir haben ja den Kopf noch fest auf dem Hals», «Die unfreiwilligen Reisen des Putti Eichelbaum», «Richter zwischen Recht und Macht», «Wir Untertanen», «Einig gegen Recht und Freiheit», «Deutschland-Report», «Berlin», «Die Aufsteiger», «Schwarzbuch», «Du deutsch?», «Die Beamten», «Grosses Bundesverdienstkreuz», «Hotel Bilderberg», «Die Laufmasche».

«Bis alles in Scherben fällt» erschien erstmals 1983 im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.

Wir senden Ihnen gern unser kostenloses Gesamtverzeichnis zu:  
Steidl Verlag, Düstere Strasse 4, D-37073 Göttingen

97 98 99 00

9 8 7 6 5 4 3 2 1

© Copyright: Steidl Verlag, Göttingen 1993,1994,1997

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Klaus Detjen unter Verwendung eines Fotos von AKG

Satz, Druck, Bindung:

Steidl, Düstere Strasse 4, D-37073 Göttingen

Printed in Germany

ISBN 3-88243-503-8

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

## Inhalt ‚Bis alles in Scherben fällt‘

	Vorbemerkung des Autors	
1	Wie der Krieg begann	11
2	Wo die Nordseewellen ...	23
3	‚Weserübung‘ und die Folgen	31
4	‚Lebensbom‘ – in 30 Jahren 6‘000 Regimenter mehr	48
5	Sommer 1940 – Hitlers Triumph und der Anfang vom Ende	60
6	Der Tod des ‚Seelöwen‘	76
7	... die im Dunkeln sieht man nicht...	87
8	Gegen den Uhrzeiger	104
9	Von Kakadus und Nachtigallen	120
10	Wie aus dem ‚Endsieg‘ die «Spinnstoff-Sammlung» wurde	134
11	Wie sich Menschen an Hoffnungen klammern	152
12	Von einem, der nur seine Pflicht tat	170
13	Eine Künstlerin auf Tournee I	185
14	Die Abenteuer eines deutschen Richters in Polen	195
15	Eine Künstlerin auf Tournee II	200
16	Plan 7	212
17	Anspannung aller Kräfte	221
18	Einer, der der Hölle entrann	236
19	«Tante Martha» wird beerdigt	244
20	Die drei Schutzengel	252
21	Warten auf Befreiung	268

Für Kirsten

## Vorbemerkung des Autors

Dieser Schilderung des Lebens in Deutschland während der Nazi-Herrschaft, deren erster Band, ‚Im Gleichschritt marsch!‘, die Jahre 1932-1939 beschreibt, liegen – neben meinen eigenen Erinnerungen – die Berichte von vielen Personen zugrunde. Ihre Aussagen sind grösstenteils wörtlich, anhand von Tonbandaufzeichnungen, in den Text aufgenommen worden.

Dabei wurden – wie es meinen Interviewpartnern von mir zugesichert worden war – die meisten Namen, Orts- und sonstigen Angaben, die auf die wahre Identität der betreffenden Personen schliessen lassen könnten, abgeändert. An dem Wahrheitsgehalt ändert sich dadurch nichts.

Alle Schilderungen tatsächlicher Ereignisse wurden, da im Abstand von fast einem halben Jahrhundert Irrtümer und Verwechslungen nicht auszuschliessen waren, sorgfältig überprüft und, wo nötig, korrigiert.

## 1. Wie der Krieg begann

«O ja, ich erinnere mich noch sehr gut, wie es damals war, im Herbst 1939, gleich nach Kriegsausbruch: ... Alle Frauen in der Nachbarschaft und bei uns im Betrieb waren sehr bedrückt. Wir hatten Angst... Auch die Männer, die noch daheim waren, verhielten sich ziemlich still, sogar die von der ‚Arbeitsfront‘, die sonst immer das grosse Wort führten. Und ich – ich hatte vor allem Angst um meinen Jungen, den Schorsch. Der war beim Militär, bei der Infanterie, und vom ersten Kriegstag an vorn an der Front, in Polen ...»

Anna Neuber, eine hagere, hochgewachsene Frau mit dünnen weissen Haaren, war – so sagte sie – ‚so alt wie das Jahrhunderts damals also 39 Jahre. Sie zeigte mir ein altes Foto von sich und ihrem Sohn: Beide sahen sie gross und kräftig aus, sie in weisser Bluse und dunklem Rock, er in Wehrmachtsuniform, etwa zwanzig Jahre alt. Jetzt lebte Frau Neuber von einer winzigen Rente in München-Giesing und verdiente sich noch etwas dazu – mit kleinen Besorgungen für die gehbehinderten Bewohner des Altenheims St. Martin und mit der Pflege einiger Gräber auf dem nahen Ostfriedhof. «Ich war damals zum Glück noch nicht dienstverpflichtet», sagte Frau Neuber. «Ich arbeitete ganz regulär in der Druckerei von den ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ als Packerin in der Nachtschicht. Da hatten wir die Zeitung als erste, und ich weiss noch, welchen Schrecken ich bekam, als ich in der Nacht zum 1. September 1939 die noch druckfrische Schlagzeile las: ‚Schwere Kämpfe in Gleiwitz‘ – da war mein Schorsch! Und mitten im Frieden hatten die Polen zu schiessen angefangen und sogar den Rundfunksender besetzt...»

Sie wusste es offenbar nicht besser: Polnische Freischärler hatten ihrer Meinung nach die deutsche Kriegserklärung ausgelöst, weil sie «mitten im Frieden» an mehreren Stellen, vor allem in Gleiwitz, über die Grenze nach Deutschland eingedrungen waren, den bewaffneten Kampf begannen und den Sender Gleiwitz erstürmt hatten. Es hätte dabei viele Tote gegeben, sagte sie.

Ich musste an meine Cousine Gudrun denken, die damals noch nicht verheiratet, aber bereits mit ihrem späteren Ehemann, eitlen SS-Gruppenführer und General der Polizei, verlobt war.

«Der Führer macht es richtig!» hatte sie seinerzeit lachend gesagt. «Einfach toll, wie er das gedreht hat, dass uns keiner einen Vorwurf machen kann, wenn wir jetzt mit den Polen abrechnen ...!» Und sie war stolz darauf gewesen, dass ihr ‚Amt‘ mit der Ausführung des streng geheimen Auftrags betraut worden war. Sie arbeitete damals, wie ich wusste, im Reichssicherheitshauptamt als Sekretärin, und natürlich durfte sie mit niemandem darüber sprechen, was dort im Auftrag Hitlers ‚gedreht‘ worden war. Aber aus ihren Andeutungen konnte ich entnehmen, dass der Überfall auf den Sender Gleiwitz und auch alle übrigen Grenzverletzungen in Wahrheit das Werk des geheimen Sicherheitsdienstes, des SD der SS, gewesen waren.

Lange nach dem Kriege und dem Ende der Naziherrschaft war dann die Wahrheit entdeckt worden: Schon am 17. August 1939 hatte Hitler auf Vorschlag des SD-Chefs Reinhard Heydrich dem Leiter der militärischen Abwehr, Admiral Canaris, die Anweisung gegeben, der SS für ein ‚Sonderunternehmen‘ 250 polnische Uniformen zur Verfügung zu stellen, dazu polnische Waffen und Soldbücher. Am Nachmittag des 31. August 1939 – am Morgen dieses Tages hatte Hitler den Beginn des militärischen Angriffs auf Polen auf 4.45 Uhr des nächsten Tages festgesetzt – erhielt SS-Sturmbannführer Alfred Naujoks, ein alter Kumpel Heydrichs aus den Anfängen des SD, mit seinen ‚Polen‘ – SS-Männern aus Oberschlesien, die entsprechend eingekleidet, bewaffnet und mit polnischen Kommandos gedrillt worden waren – den Befehl, die ‚Aktionen‘ durchzuführen, deren Höhepunkt der Überfall auf den deutschen Sender Gleiwitz war.

Dort hatten die falschen Polen wild um sich geschossen, das Personal in die Keller gejagt und eingesperrt, die laufende Sendung mit einer Hetzrede auf polnisch unterbrochen und sich dann wieder aus dem Staube gemacht. Da Heydrich der Meinung gewesen war, «ein tatsächlicher Beweis ist für die Auslandspresse und für die deutsche Propaganda unerlässlich», mussten auf dem Schauplatz des Scheinüberfalls auch Tote Zurückbleiben – in polnische Uniformen gekleidete Häftlinge eines Konzentrationslagers, die kurz vor Beginn der ‚Aktion‘ durch Injektionen getötet und, von der SS zynisch als ‚Konserven‘ bezeichnet, mit einem Lastwagen zum Sender Gleiwitz geschafft wurden. Dort liess man – es hatte ja gar keine Gegenwehr des unbewaffneten Senderpersonals

gegeben – nur einen toten ‚Polen‘ zurtück. Die anderen Leichen wurden in der Nähe des Zollgebäudes bei Hochlinden und bei einem grenznahen Forsthaus deponiert, wo ebenfalls Scheinüberfälle stattgefunden hatten, bei denen von deutscher Seite aus geschossen worden war. So wurde, knapp neun Stunden vor dem festgesetzten Beginn des Angriffs auf Polen, der Grund für das ‚Zurückschiessen‘ geliefert, den die in- und ausländische Presse dann verbreitete.

Frau Anna Neuber glaubte noch immer daran, aber wenn es nach ihr gegangen wäre, so sagte sie, hätte es dennoch keinen Krieg gegeben, schon ihres und der anderen Jungen wegen.

«In der zweiten Septemberwoche», erinnerte sie sich, «so etwa zehn, zwölf Tage nach Kriegsbeginn, da tauchten die ersten Todesanzeigen mit Eisernen Kreuzen auf – gefallen ‚Für Führer, Volk und Reich‘, hiess es da. Ich konnte keine Nacht mehr ruhig schlafen vor Angst um den Schorsch ...»

«Die anderen Frauen haben immer zuerst die amtlichen Bekanntmachungen gelesen, was es an Lebensmittelzuteilungen gab – ‚Ein Ei auf Sonderabschnitt 3‘ oder ‚125 Gramm Kunsthonig‘ ... Ich bin nie mit meinen Lebensmittelkarten ausgekommen. Vor allem fehlten mir immer Fett und Zucker. Da habe ich dann Punkte von meiner Kleiderkarte gegen Fettmarken eingetauscht. Es gab ja Kolleginnen, die wollten lieber einen schicken Badeanzug oder einen neuen Büstenhalter. Manche, die Eltern oder Geschwister auf dem Land hatten, waren auf die Fettrationen auch nicht so angewiesen. Die brachten sich sonntags von daheim ein Stück Speck oder einen Topf Schmalz mit. Ich hatte niemanden, der mir etwas gab ... Für meine Raucherkarte, da hätte ich wohl genug Margarine bekommen, aber ich brauchte die paar Zigaretten, die uns Frauen zustanden, für die Feldpostpäckchen, die ich meinem Jungen schickte. Auch die meisten Zuckerabschnitte gingen dafür drauf – es gab ab und zu eine Tafel Schokolade oder andere Süssigkeiten, und die mochte der Schorsch so gern ...»

Schon am 28. August 1939, vier Tage vor Kriegsbeginn, waren auf einen Schlag alle Grundnahrungsmittel – Brot und andere Backwaren, Mehl, Kartoffeln, Nährmittel, Fleisch und Wurst, Zucker, Marmelade, alle Arten von Speisefett, Hülsenfrüchte, Milch und Käse –, aber auch Tee, Kaffee, selbst Kaffee-Ersatz, Seife, Waschmittel, Kohle und Briketts, Textilien und vieles andere, vor allem Schuhe und Leder, rationiert worden. Es gab diese Waren – wie lange vorher schon die Butter – nur noch in

eng begrenzten Mengen und gegen Abgabe von amtlich ausgegebenen Marken, Kartenabschnitten oder besonderen Bezugscheinen.

Für den Einkauf von Tabakwaren wurden sogenannte Raucherkarten ausgegeben – M für Männer, F für Frauen –, wobei den Frauen nur die halben Mengen zugebilligt wurden. Das galt schon als eine grosszügige Geste, denn zur Nazi-Ideologie gehörte auch der Grundsatz: «Die deutsche Frau raucht nicht!» Da aber alle Lebensmittel knapp waren und die Frauen durch die Schwierigkeiten des Lebensmitteleinkaufs, die langen Wartezeiten und das gesteigerte Arbeitstempo in den Betrieben ohnehin viel zu erdulden hatten, wollte man sie nicht noch mehr verbittern und gestand ihnen als Trostpflaster ein paar Zigaretten zu.

«Im Oktober 1939 waren Fett und Fleisch besonders knapp», erzählte Frau Neuber weiter. «Dass wir kaum noch Fleisch und Butter kaufen konnten, war für mich nicht so schlimm – davon konnte ich mir ja ohnehin nur selten etwas leisten. Vor allem Margarine war knapp. Da hat man den Hunger schon gespürt! Doch mir hat es da nichts mehr ausgemacht, weil der Krieg in Polen vorbei und mein Junge heil davongekommen war ... Weihnachten 1939 war er dann zum erstenmal auf Urlaub wieder zu Hause. Da habe ich alles zusammengekratzt, was es an Sonderzuteilungen gab. Der Metzgersfrau habe ich 18 Punkte von meiner Kleiderkarte gegeben, damit sie sich ein Nachthemd kaufen konnte, und ich habe dafür einen schönen Braten bekommen. Ausserdem brachte der Schorsch aus Polen einiges mit: Wurst und Schmalz in Dosen und sogar eine Gans! Das waren die schönsten Weihnachten, an die ich mich überhaupt erinnern kann ... Und wir hatten ja auch die leise Hoffnung, dass es bald Frieden geben würde. Hitler selbst hatte davon gesprochen ...» Sie lächelte, als sie davon erzählte, wurde dann aber sehr ernst. Es schien ihr etwas eingefallen zu sein, das die Freude über die Heimkehr ihres Sohnes und die polnische Gans überschattete.

«Ich merkte damals gleich», sagte sie, «dass der Schorschi etwas auf dem Herzen hatte. Am zweiten Weihnachtstag erzählte er es mir dann...»

Der Gefreite Georg Neuber hatte schon in den ersten Kriegstagen miterlebt, mit welcher Grausamkeit die deutschen SS- und Polizeiverbände, die sogenannten ‚Einsatzkommandos‘, gegen die polnische Bevölkerung vorgegangen waren. Bei Naklo wurde seine Kompanie Zeuge der Ermordung von etwa achtzig jüdischen Einwohnern. In einem Dorf dicht bei Bromberg hatten sie in der Schule die Leichen von mehr als fünfzig jungen Polen gefunden, keiner älter als zwanzig Jahre, die alle

durch Genickschüsse umgebracht worden waren, und kurz danach sahen sie mit eigenen Augen, wie auf dem Marktplatz von Bromberg hundert polnische Bürger, darunter Geistliche, als Geiseln erschossen wurden. Zu dieser Massenexekution wären beinahe auch Soldaten aus Georg Neubers Kompanie eingeteilt worden. In den folgenden Wochen hatte er noch vieles mit ansehen müssen: Immer wieder waren Juden – Männer, Frauen und selbst Kinder – als angebliche ‚Heckenschützen‘ abgeführt und ‚liquidiert‘ worden, aber auch polnische Lehrer, Professoren, Gutsbesitzer, Ingenieure und Pfarrer. «Der Schorsch», sagte Frau Neuber, «hatte grosse Angst, dass er zu solchen Erschiessungen kommandiert werden könnte. Sie müssen nämlich wissen, dass sein Vater auch von Soldaten erschossen worden ist – damals, im Mai 1919, hier in München, am helllichten Tag und völlig unschuldig!»

Am 6. Mai 1919, fünf Tage nach der Einnahme Münchens durch Truppen der Reichswehr und Angehörige jener Freikorps, aus denen sich später die Kader der Nazi-Kampfverbände vornehmlich rekrutierten, hatten sich Mitglieder des katholischen Gesellenvereins St. Josef in einem Lokal in der Augustenstrasse getroffen, um über eine geplante Theateraufführung zu beraten. Die Kämpfe um die einige Wochen zuvor zur ‚Räterepublik‘ proklamierte und von der Arbeiterschaft tagelang verteidigte bayerische Landeshauptstadt waren am 1. Mai beendet worden; die ‚weissen‘ Sieger hatten grausame Rache an den ‚Roten‘ genommen und viele hundert Zivilisten ermordet. Aber am 6. Mai schien alles wieder ruhig zu sein, so dass sich die St. Josefsbrüder völlig sicher wähnten.

Doch plötzlich stürmten Soldaten in ihr Vereinslokal. Ein Hauptmann von der Gardeschützendivision erklärte sie alle für verhaftet und beschimpfte sie als ‚Spartakistenschweine‘. Die katholischen Gesellen beteuerten ihre Unschuld, erklärten, es müsse eine Verwechslung vorliegen, aber das nützte ihnen nichts. Sie wurden von den Soldaten mit Kolbenstossen auf den Hinterhof und in den Keller getrieben. Später fand man die entsetzlich verstümmelten und ausgeplünderten Leichen von 21 Teilnehmern der Versammlung. Nur sechs hatten schwer verletzt und bewusstlos das Massaker überlebt.

Unter den Toten war auch der gerade 20jährige Schlossergeselle Anton Neuber gewesen, der jungverheiratete Ehemann der Mutter des noch ungeborenen Schorsch. Es war ein furchtbarer Schlag für die damals noch nicht 19jährige Frau Neuber, und er prägte ihr weiteres Leben und auch das ihres heranwachsenden Sohnes.

«Ich wollte nie mehr etwas mit Politik zu tun haben», sagte die alte Frau. «Ich habe mich und den Jungen aus allem herausgehalten, so gut es ging, und wir haben immer alles genauso gemacht, wie es angeordnet wurde. Deshalb habe ich damals, Weihnachten 1939, dem Jungen auch geraten, sich ja niemals aufzulehnen, seinen Vorgesetzten immer und in allem zu gehorchen und den Herrgott zu bitten, ihn davor zu bewahren, je etwas Unrechtes tun zu müssen. Ausserdem, sagte ich, ist der Krieg doch wohl bald vorbei ... Das stimmte ja dann leider nicht, aber so schien es uns damals, nachdem Polen besiegt war und sich im Westen nichts rührte ... Wenn es nur etwas mehr zu essen gegeben hätte und wenn wir nicht so schwer hätten arbeiten müssen – immer bis 3 Uhr früh in der Druckerei, und das nach der Hausarbeit und dem ewigen Anstehen vor den Geschäften. Und dann der lange Heimweg bei vollständiger Verdunkelung – nicht mal eine Taschenlampe durfte man benutzen! Nein, es war zwar kein Krieg mehr, damals im Winter 1939 auf '40, aber es war eben auch kein richtiger Frieden ...»

Fast dieselben Worte hatte ich ein paar Tage zuvor von einem alten Herrn gehört, ehemals aktiver Offizier, bei Kriegsbeginn Oberstleutnant und Kommandeur eines Infanterieregiments – mit erst 41 Jahren, also nur wenig älter als Frau Neuber. Auch er hatte sich, wie er mir gleich zu Anfang unserer Unterhaltung versicherte, ‚nie um Politik gekümmert‘ und ‚sich aus allem herausgehalten‘; er war ‚immer nur Soldat‘ gewesen. So hatte er es bis zum Kriegsende immerhin zum Generalleutnant gebracht; heute lebt er in einem oberbayerischen Landhaus in der Nähe von Garmisch von einer sehr stattlichen Pension, ein kleiner, etwas dicklicher, auch im Alter noch recht energisch wirkender Mann mit kurzen weissen Haaren.

Generalleutnant a.D. Wolfgang Scholz hatte im Dezember 1939 je schon in den Monaten zuvor mit seinem Regiment westlich von Karlsruhe den ‚Westwall‘ besetzt gehalten. Er war dort, wie er mir versicherte, ‚schier verzweifelt‘, weil an der ganzen 170 Kilometer langen Oberrheinfront zwischen Karlsruhe und Basel seit Kriegsbeginn völlige, «fast friedensmässige» Ruhe herrschte.

«Meine Herren und ich», und er meinte mit den ‚Herren‘ die Offiziere seines Regiments, «hatten im September neiderfüllt den Blitzkrieg in Polen verfolgt, wo in achtzehn Tagen ein vollständiger Sieg errungen wurde und wo es Auszeichnungen und Beförderungen in Menge gab, während wir uns im ‚Sitzkrieg‘ übten. Ausser einigen nicht ernstgemeinten Vorstössen der Franzosen in der zweiten Kriegswoche, die

wohl nur der Beruhigung ihrer polnischen Bundesgenossen galten, beschränkte sich der Krieg für uns auf gelegentliche kleine Spähtruppunternehmen und ein bisschen Artilleriegeplänkel. Damit war für mich und meine Herren kein Lametta zu gewinnen, und wir fanden, nun seien endlich wir an der Reihe ...»

Während er weiter vom langweiligen ‚Sitzkrieg‘ am Oberrhein berichtete, sah ich mich in seinem behaglichen Wohnzimmer um. Gegenüber dem Panoramafenster, das einen herrlichen Blick auf das Werdenfelser Land und das Zugspitzmassiv bot, hingen zahlreiche Jagdtrophäen. Auf dem Sims des grossen offenen Kamins stand ein in Silber gerahmtes Porträtfoto des Hausherrn in Generalsuniform mit dem Ritterkreuz unter den Kragenspiegeln und zahlreichen weiteren Kriegsauszeichnungen auf der Brust.

Er hatte also noch alles bekommen, wonach er sich im ersten Kriegswinter so sehr gesehnt hatte; des ‚Führers‘ Huld war ihm reichlich zuteil geworden. Aber damals, sagte er, hätte er schon nicht mehr damit gerechnet.

«Wir waren auf das Schlimmste gefasst, nämlich dass – wie wir damals sagten – ‚der Frieden ausbrechen‘ könnte, ohne dass es für uns zu ernsthafter Feindberührung und zu Kampfhandlungen gekommen wäre. Zu allem Überfluss schickten uns die Propagandafritzen auch noch Unmengen von Flugblättern, die zu den gegnerischen Stellungen stossweise hinübergeschossen werden mussten. ‚Franzosen! Wollt ihr für Danzig sterben?‘ stand darauf, und auf einem anderen: ‚Wir wollen keinen Krieg gegen euch! Bleibt in eurer Maginotlinie, wir bleiben im Westwall!‘ ...» Sehr zu seinem Leidwesen waren damals auch riesige Plakatwände aufgestellt worden. An der Grenze in der Pfalz und am rechten Rheinufer verkündeten sie weithin sichtbar die friedlichen Absichten der deutschen Führung. Die Maginotlinie wurde mit grossen Lautsprechern von früh bis spät mit deutscher und französischer Schlagermusik ‚beschallt‘, ab und zu unterbrochen durch kurze Aufrufe an die französischen Soldaten, in den ‚deutschen Kameraden‘ keinen Feind zu sehen.

«Nach Beendigung des Polen-Feldzugs zogen die Franzosen ihre im Pfälzer Wald etwa drei bis fünf Kilometer weit auf deutsches Gebiet fast kampflos vorgedrungenen Truppen wieder in ihre Befestigungsanlagen zurück», erinnerte sich der General a.D. «Da merkten wir erst, was wir mit dieser Friedenspropaganda beim Gegner angerichtet hatten: Ganz offensichtlich hatten wir bei den Franzosen Eindruck gemacht – mit dem

Resultat, dass nun auch sie ihre friedlichen Absichten beweisen wollten. Sie hatten beim Abzug unseren Landsern einiges auf die Hauswände der geräumten Grenzdörfer gemalt – defätistische Parolen wie ‚Nieder mit dem Krieg! Es lebe der Frieden!‘ und so weiter ... Am Oberrhein, bei Breisach, machten deutsche und französische Schützen sogar gemeinsame Schiessübungen auf eine grosse Strohuppe, die wie der englische Premierminister Chamberlain angezogen und an einen Hafenkran gehängt worden war. Kurz und gut, es war schon wirk; lich ein «drôle de guerres’, wie die Franzosen es nannten, ein komischer Krieg ...»

Dann hatte er mit seiner Frau und den Kindern Weihnachten gefeiert – «wie im tiefsten Frieden, in einem ‚sehr gepflegten Hotel nur zwölf Kilometer Luftlinie hinter der sogenannten Front, mit Helgoländer Hummer, getrüffelter Gänseleberpastete und allem Drum und Dran‘, ‚absolut friedensmässig‘. Er schwelgte in diesen Erinnerungen, auch an die Silbersterfeier – «mit Wildschweinbraten von selbst erlegten Sauen und dem ganzen Restbestand an Burgundern».

Er zeigte mir dann, was er sich für seine Memoiren, an denen er schrieb, aus dem damaligen Wehrmachtsbericht notiert hatte: «Seit Kriegsbeginn betrogen die deutschen Gesamtverluste an der gesamten Westfront: 196 Tote, 356 Verwundete und 114 Vermisste. Über die Höhe der französischen Verluste sind keine Angaben möglich. Dass sie aber das Mehrfache der deutschen Ausfälle betragen, beweist, dass allein an Gefangenen 25 Offiziere und 664 Unteroffiziere und Mannschaften eingebracht wurden. Britische Truppen sind bisher in der vorderen Linie der Westfront nirgends festgestellt worden. Hieraus geht einwandfrei hervor, dass sich die Engländer bisher an irgendwelchen Kampfhandlungen nicht beteiligten.»

‚Der Führer‘ hatte den Westmächten schon ein grosszügiges Friedensangebot gemacht. Am 6. Oktober 1939 hatte Hitler vor dem eilig zusammengerufenen Reichstag erklärt: «... die Rückgabe des Saargebiets war die einzige Forderung, die ich als unabdingbare Voraussetzung einer deutsch-französischen Verständigung ansah ... Es existiert keine solche Forderung mehr, und es wird auch nie eine solche Forderung erhoben werden. Das heisst: Ich habe es abgelehnt, das Problem Elsass-Lothringen überhaupt auch nur zur Sprache zu bringen ... Ich habe die Entscheidung des Jahres 1919 akzeptiert... Frankreich weiss dies ... Ich habe statt einer Forderung an Frankreich immer nur den Wunsch gerichtet, die alte Feindschaft für immer zu begraben ... Ich habe im deutschen Volk alles

getan, um den Gedanken einer unabänderlichen Erbfeindschaft auszurotten und an Stelle dessen die Achtung einzupflanzen vor den grossen Leistungen des französischen Volkes, seiner Geschichte ...

Nicht geringer waren meine Bemühungen für eine deutsch-englische Verständigung, ja darüber hinaus für eine deutsch-englische Freundschaft. Niemals und an keiner Stelle bin ich wirklich den britischen Interessen entgegengetreten ... Ich habe es geradezu als ein Ziel meines Lebens empfunden, die beiden Völker nicht nur Verstandes-, sondern auch gefühlsmässig einander näher zu bringen. Das deutsche Volk ist mir auf diesem Wege willig gefolgt... Ich glaube auch heute noch, dass es eine wirkliche Befriedigung in Europa und in der Welt nur geben kann, wenn sich Deutschland und England verständigen ...»

«Es war die reine Anbiederung», meinte dazu der General a.D., «aber verblüffenderweise ging weder Paris noch London darauf ein.»

‚Endlich‘ war dann ein deutscher Angriff an der Westfront vorbereitet worden. Den Truppen am Westwall wurde jeder Urlaub gesperrt; Panzereinheiten aus Polen trafen am rechten Rheinufer ein, und der damalige Oberstleutnant Scholz und ‚seine Herren‘ hatten neue Hoffnung geschöpft, dass nun auch sie ‚zum Zuge kommen‘ würden.

Aber der Angriffstermin wurde wieder und wieder verschoben, insgesamt vierzehnmal, einmal auf Drängen Mussolinis, der einen weiteren Vermittlungsversuch unternehmen wollte, ein andermal wegen allzu schlechter Wetterbedingungen oder wegen Munitionsmangels, einmal auch, am 9. November 1939, weil am Abend zuvor im Münchner Bürgerbräukeller, wo Hitler mit seinen ältesten Kampfgefährten den Jahrestag seines missglückten Putschversuchs von 1923 feierte, ein Sprengstoffanschlag verübt worden war, bei dem sieben ‚Alte Kämpfer‘ getötet und 63 zum Teil schwer verletzt wurden. Hitler selbst war dem Attentat knapp entgangen.

«Um Neujahr herum wurde uns klar», fuhr der General a. D. fort, «dass vor Mai überhaupt nichts mehr passieren würde, jedenfalls nicht an der Westfront. Es war sogar anzunehmen, dass während dieser langen Wartezeit doch noch ein Verständigungsfrieden mit den Westmächten zustande kommen würde. Das hat uns sehr bedrückt ... Missverstehen Sie mich bitte nicht», verbesserte er sich eilig, «es war schliesslich Krieg, und die Gelegenheit war äusserst günstig. Wir hatten durch den Sieg über Polen und das Abkommen mit Sowjetrussland den Rücken frei, an-

ders als ,1914, wo starke Kräfte im Osten gebunden waren. Andere Gefahrenstellen, wie etwa die Tschechoslowakei, waren bereits ausgeschaltet, und auch von Italien oder vom Balkan her drohte kein Angriff. Wir konnten also sämtliche verfügbaren, grossenteils schon kampferprobten Kräfte auf den Durchbruch im Westen konzentrieren, wo der Gegner ziemlich demoralisiert und in seiner Kampfkraft uns weit unterlegen war. Solche Gelegenheit durfte man sich doch nicht entgehen lassen ...! Ich meine, vom militärischen Standpunkt aus gesehen, wäre das ein Fehler gewesen ... Sehen Sie, aus dem Ersten Weltkrieg bin ich als junger Leutnant zurückgekommen. Danach war ich noch zwei Jahre lang bei der Gardeschützendivision, die damals die notwendigen Säuberungen im Innern des Reichs vornehmen musste – in Berlin, in Sachsen und Thüringen, dann in München, wo wir im Mai 1919 mit der Räterherrschaft aufgeräumt haben ... 1920 wurden die deutschen Streitkräfte auf 100'000 Mann reduziert, wie es die Sieger in Versailles verlangt hatten, und da waren dann drei von vier Offizieren arbeitslos ... Bis 1924 habe ich mich als Zigarren- und Spirituosenvertreter durchschlagen müssen – das war eine bittere Zeit! Und als mich die Reichswehr endlich einstellte, da waren die Aussichten auf rasche Beförderung minimal. Erst nach Hitlers Machtübernahme, beim Aufbau der neuen Wehrmacht, habe ich wieder neuen Lebensmut geschöpft, und als dann endlich der Tag X gekommen war, auf den wir so viele Jahre gewartet und alles bis zum letzten Detail vorbereitet hatten – da durfte ich mit meinem Regiment nicht dabei sein, wo wirklich gekämpft wurde, sondern stand Monat für Monat an einer sogenannten Front, an der absolut nichts passierte – es war zum Verrücktwerden! Vor allem musste man ja befürchten, dass es überhaupt nicht mehr zu Kampfhandlungen kommen und dass im Westen ein Verständigungsfrieden geschlossen werden würde ...»

Für Frau Anna Neuber, deren Mann 1919 von den Soldaten der Gardeschützendivision erschlagen worden war und deren einziger Sohn 1943 in Russland fiel, hatte es im ersten Kriegswinter 1939/40 andere Härten gegeben: «Gleich nach Neujahr bekam ich eine Postkarte vom Arbeitsamt. Ich musste mich dort melden und wurde dienstverpflichtet. Als ich mich bei der Druckerei abmeldete, haben mich die Kolleginnen sehr bedauert, weil ich nun in einem Rüstungsbetrieb arbeiten musste. Da wurde für mich alles anders: Anstatt am späten Nachmittag fing die Arbeit schon früh um 6 Uhr an. Der Betrieb war nicht in der Stadt, sondern draussen in Allach, so dass ich schon vor 5 Uhr aus dem Haus musste.

Die reguläre Schicht für uns Frauen dauerte zwölf Stunden, und wenn wir abgerackert nach Hause kamen, machten die Geschäfte gerade zu oder hatten schon geschlossen ... Es war eine ewige Hetze – erst im Betrieb, wo wir ständig angetrieben wurden, schneller zu arbeiten, und dann nach Feierabend, beim Einkaufen. Man musste dankbar sein, wenn man so spät überhaupt noch irgendetwas bekam. Auch war alles teurer geworden, obwohl es doch hiess, die Regierung habe einen Preisstopp verordnet, und niemand dürfe sich am Krieg bereichern. In Wahrheit fanden die Fabrikanten und Geschäftsleute immer neue Tricks, die Preise zu erhöhen. Zum Beispiel habe ich vor dem Krieg die billigste Margarine für 63 Pfennig das Pfund bekommen. Drei Monate später, im Winter 1939/40, gab es plötzlich nur noch eine Sorte, die sich ‚Tafelmargarine‘ nannte. Sie war um keine Spur besser, kostete aber nun 98 Pfennig! Das war schlimm, denn ich musste wirklich mit jedem Pfennig rechnen. In der Druckerei hatte ich 42 Mark netto in der Woche, aber in Allach gab es für alle dienstverpflichteten Frauen einen Einheitslohn von 35 Mark, und davon gingen 6,50 Mark für die Wochenkarte und 4,90 für die Eintopfverpflegung im Betrieb ab, dazu noch jede Woche 90 Pfennig für die Winterhilfe. Wenn ich Miete, Licht und Kohlen bezahlt hatte, blieb mir kaum eine Mark am Tag für alles übrige – Essen, Wäsche, Kleidung, Reparaturen ... Ich konnte auch nichts mehr nebenbei verdienen, ich war abends einfach zu müde, um noch putzen zu gehen bei Geschäftsleuten oder beim Doktor, wie ich es früher gemacht hatte. Wenn ich nach dem Einkaufen endlich zu Hause war, hätte ich im Stehen einschlafen können ... Zum Glück gab es damals, im ersten Kriegsjahr, bei uns in München noch keinen nächtlichen Fliegeralarm, der einen aus dem Schlaf riss, sonst hätte ich wohl damals schon schlappgemacht wie später viele andere Frauen bei uns im Betrieb. Sie konnten das Tempo einfach nicht durchhalten, vor allem die Älteren, und das war ja auch kein Wunder bei der schlechten Ernährung ...»

Sie erzählte von der Plackerei in dem grossen Allacher Rüstungsbetrieb, wo der Akkord immer höher gesetzt wurde und wo die Frauen im Februar und März 1940 häufig auch noch Überstunden machen mussten – angeblich wegen einer bevorstehenden Grossoffensive an der Westfront, für die es, wie der Betriebsobmann erklärt hatte, ‚die letzten Kräfte für Führer, Volk und Vaterland anzuspinnen‘ galt.

«Dieser Betriebsobmann», berichtete Frau Neuber, «war ein ganz gemeiner Kerl. Säbler hiess er – wir nannten ihn ‚Säbelbein‘ oder auch

‚den Giftzwerg‘. Überall spionierte er herum und gönnte niemandem eine Verschnaufpause. Er stand vor der Tür zum Abort mit der Uhr in der Hand: ‚Das waren wieder anderthalb Minuten zuviel, Frau Neuber! Wenn das noch mal passiert, werden Sie eine Stunde nacharbeiten müssen ...‘ Den jungen Frauen stellte er nach und gab ihnen leichtere Arbeit. Die Älteren schikanierte er dafür umso mehr. Und immer führte er das grosse Wort: dass wir ein nationalsozialistischer Musterbetrieb wären und deshalb besonders fleissig sein müssten; dass wir es den Engländern heimzahlen würden, dass sie das grosszügige Friedensangebot des Führers nicht angenommen hätten; dass wir ihnen alle Kolonien abnehmen würden und dann die anderen für uns alle Arbeit würden tun müssen, sobald der Endsieg errungen wäre; dass die Juden den Krieg angezettelt hätten, um Deutschland zu versklaven, und dass sie uns das Blut aussaugen würden ... Über die Juden hat er am meisten geschimpft, das war sein Lieblingsthema. Mir haben sie leid getan. Sie waren ja noch schlimmer dran als wir – die Kohns, bei uns um die Ecke, denen das Textilgeschäft abgenommen und die Wohnung verwüstet worden war, und der Uhrmacher Marx, der sich erhängt hat – sie hatten ihm den Laden ausgeplündert. Ich habe es selbst gesehen. Man konnte ja nichts dagegen machen. Niemand hat ihnen helfen können ...»

Während Frau Neuber weitererzählte von den Härten des ersten Kriegswinters, musste ich an meine Düsseldorfer Bekannten denken, an ‚Tante Anne‘, Fräulein Bonse und Herrn Desch, die Juden und anderen Verfolgten damals halfen.

Im Februar 1940, als Frau Neuber in Allach bei München dienstverpflichtet war und sich der damalige Regimentskommandeur Scholz in einer requirierten Villa am Stadtrand von Karlsruhe ‚schier verzweifelt‘ nach ‚Kampfhandlungen‘ gesehnt hatte, war ich als Luftwaffengefreiter im äussersten Norden Deutschlands, auf der Insel Sylt.

Der Dienst war eintönig, in der Freizeit wussten wir nichts mit uns anzufangen. Alle sehnten sich nach Hause, weg von der winterlich-öden Insel, nach einem normalen, friedlichen Leben ohne Uniform. Ich litt besonders darunter, dass ich seit einem halben Jahr keinen Kontakt mehr zu meinen Freunden in Düsseldorf hatte, nicht wusste, was vorging, und keine Möglichkeit fand, mich an ihren Aktivitäten zu beteiligen – bis plötzlich Herr Desch bei mir auftauchte.

## 2. Wo die Nordseewellen ...

Wir sassen im ‚Strandcafé‘, dem einen der drei möglichen Aufenthaltsorte an einem dienstfreien Abend, und tranken Dünnbier, das einzige Getränk, das es dort gab. Die beiden anderen Lokale, die Westerland auf Sylt im Winter 1939/40 den sehr zahlreichen auf der Insel stationierten Marine-, Luftwaffen- und Arbeitsdienstangehörigen noch zu bieten hatte, waren das Restaurant des Hotels ‚Stadt Hamburg‘ und eine Fischerkneipe.

Das Hotel ‚Stadt Hamburg‘ hatte vor Kriegsbeginn als das ‚erste Haus am Platz‘ gegolten. Nun war es das einzige ‚Haus am Platz‘, denn alle anderen Hotels und Pensionen waren in Truppenunterkünfte umgewandelt worden. Im Restaurant ‚Stadt Hamburg‘ konnte man gut, teuer und markenfrei essen. Deshalb zählte es vorwiegend Offiziere zu seinen Gästen. Unteroffiziere und Mannschaften verkehrten dort nur selten.

In der Fischerkneipe, die keinen Namen hatte, war wenig Platz. Auch gab es dort kein Bier, nur heißen Grog. Wenn man den Wirt gut kannte, schenkte er einem auch schottischen Whisky ein, aber erst nach Zapfenstreich, wenn nur noch wenige – Inhaber von Nachurlaubsscheinen – an der Theke standen. Der Whisky kam von Romo, der dänischen Nachbarinsel, und war geschmuggelt. Der Wirt, ein wortkarger grauhaariger Friese, behauptete, es handele sich um ‚S-trandgut‘. Er gab den damals in Deutschland noch wenig bekannten, seit Kriegsbeginn völlig verschwundenen Whisky nur aus, wenn man zuvor seinen Test bestanden hatte: Nur wer es geschickt vermied, mit ihm «auf das Wohl unseres geliebten Führers» anzustossen, bekam etwas davon.

Erwin, mein Funkstellenleiter und direkter Vorgesetzter, hatte, da er «lieber auf den Endsieg» trinken wollte, als erster die Probe bestanden, und seither waren wir Stammgäste. Jeden zweiten Abend verbrachten wir erst im ‚Strandcafé‘, dann in der Fischerkneipe. Auch an den übrigen Abenden wären wir dorthin gegangen, aber da hatten wir Nachtdienst. Es blieb uns, die wir seit Monaten totale Landurlaubssperre hatten,

kaum eine andere Wahl – oder wir hätten die dienstfreien Abende und Nächte im Quartier verbringen und zu Bett gehen müssen, nachdem wir schon den halben Tag lang geschlafen hatten, weil wir zuvor bis 6 Uhr früh zum Dienst in der Flugmeldeauswertung eingeteilt gewesen waren. Es war, wie Erwin sagte, ‚die perfekte Langweile‘.

An jenem Februarabend 1940 sassen wir noch im ‚Strandcafé‘. Erwin, der Doppeldoktor und ich spielten abwechselnd miteinander Schach; wer gerade nicht spielte, kiebitzte oder schaute zu Inga hin, wie es die vierzig, fünfzig Soldaten im Lokal fast alle und ständig taten. Die blonde Inga war das einzige weibliche Wesen, das es, soweit wir wussten, auf der Insel gab, jedenfalls die einzige Frau, die wir in sechs langen Wintermonaten auf Sylt zu Gesicht bekamen. Von Woche zu Woche fanden wir sie begehrenswerter. Inga wiederum, bei der es, wie Erwin, der sich auskannte, lakonisch bemerkte, ‚keine Landemöglichkeit‘ für uns gab, stellte nach und nach ihre berufliche Tätigkeit ein. Anfangs servierte sie noch gelegentlich. Dann musste jeder sich selbst das Bier holen und später die leeren Flaschen zurück in die Kisten tragen und diese, wenn sie voll waren, hinters Haus ins Freie stellen; man musste auch selbst die Tische abwischen, die Aschenbecher leeren und die Gläser abräumen. Inga ging nur noch herum und kassierte, aber später liess sie sich auch das Geld von uns bringen. Dafür spielte sie den Gästen ab und zu etwas auf dem Akkordeon vor, vorzugsweise Seemannslieder. Ihr Repertoire war schmal. Sie konnte nur ein halbes Dutzend Melodien spielen. Der skeptische Erwin behauptete sogar, sie täte nur so, als ob sie die Knöpfe und Tasten bediene; in Wirklichkeit spielte für sie einer der Gäste, der sich versteckt hielt und später vermutlich auch noch das Lokal ausfegen und die Gläser spülen dürfe.

Der Doppeldoktor gab zu bedenken, dass sich angesichts der schwachen Beleuchtung jedes Ausfegen und Gläserspülen erübrigte, zudem von Inga gar nicht wahrgenommen, geschweige denn belohnt werden würde. Es herrschte tatsächlich eine so düstere Beleuchtung im ‚Strandcafé‘, dass man beim Schachspiel kaum die Figuren erkennen konnte. Aber es war, wie der Doppeldoktor hämisch bemerkte, ausser der Fischerkneipe der einzige Ort weit und breit, wo ‚wirklich etwas geboten wurde‘.

Der Doppeldoktor, ein zweifach promovierter Naturwissenschaftler und Privatdozent, war mit einem anderen Reservisten bei Kriegsbeginn einberufen und unserem Funktrupp zugeteilt worden, der damit seine vorschriftsmässige ‚Kriegsstärke‘ erreicht hatte. Das war in der ersten Sep-

temberwoche, und wir lagen noch in unserer ‚Mob-Stellung‘, einem Gasthaus am Rhein, nördlich von Düsseldorf.

Der Doppeldoktor war, wie Erwin bald festgestellt hatte, ‚ohne Wehrwillen, aber ein prima Kerl und jedenfalls kein Nazi‘. Der andere Reservist, ein fröhlicher Rheinländer, den wir Hänchen nannten, obwohl er, wie auch die anderen Neuen, zehn, zwölf Jahre älter war als wir, kam als letzter. Er war promovierter Meteorologe und Regierungsrat. «Ich habe euch erst kriegsstark gemacht», behauptete er, etwa wenn er sich davor retten wollte, zum Küchendienst und damit zum Kartoffelschälen eingeteilt zu werden, «ohne mich, den Wetterfrosch, wäret ihr nicht komplett und wüsstet nicht mal, ob es draussen regnet – und, vor allem, warum!» Hänchen, der Doppeldoktor und ich bildeten eine Wache, Erwin, Oskar Findeisen und der ‚hundertzehnprozentige‘ Barczustowski die andere – in ständigem Wechsel.

Eigentlich hätte Erwin an jenem Abend als Wachhabender Dienst tun müssen. Dass er mit uns im ‚Strandcafé‘ sass, war dennoch keine ‚unerlaubte Entfernung‘, jedenfalls keine sehr weite, denn unser ‚Dienstraum‘ lag, keine fünfzig Schritt von unserem Tisch, im benachbarten ‚Hotel Miramar‘. Wenn man ihn rief, konnte Erwin in weniger als einer Minute wieder dort sein. Ausserdem war unser zuständiger Offizier, Major Zobel, stets mit allem einverstanden, was Erwin und ich als Wachhabende machten, solange es für ihn, der meist las oder schlief, keinen Ärger gab.

Major Zobel, ein etwa fünfzigjähriger Reserveoffizier, im Zivilberuf Ethologe an einer süddeutschen Universität, verstand ohnehin kaum etwas von dem, was unsere Aufgabe war, und er interessierte sich auch nicht sonderlich dafür. Er verdankte seine Einteilung zu unserem Stab einem Irrtum des Luftwaffenpersonalamts, das sein Fachgebiet, die Verhaltensforschung, für eine dem Funkabhör- und Flugwardienst nützliche Naturwissenschaft gehalten hatte.

«Ich heisse Zobel», hatte er sich uns, seinen Untergebenen, auf sehr un-militärische Weise vorgestellt, «Zobel wie das Pelztier, *Mustela zibellina*, aus der Gattung der Marder. Machen Sie weiter alles so wie bisher – ich habe volles Vertrauen zu Ihnen ... Nur, wenn etwas Dringendes vorliegt, rufen Sie mich bitte.»

Es lag so gut wie nie etwas Dringendes vor, und von sich aus störte er uns selten. Deshalb erlaubte sich Erwin, als Wachhabender im ‚Strandcafé‘ zu sitzen und Schach zu spielen, denn erfahrungsgemäss konnten ‚Störfälle‘ kaum vor 23 Uhr auftreten. Früher kamen weder englische Aufklärer herüber noch unsere Offiziere aus dem ‚Hotel Stadt Hamburg‘.

Es war gegen 22 Uhr, als Erwin den Doppeldoktor schachmatt gesetzt hatte und vorschlug, zur Fischerkneipe aufzubrechen. Inga beendete gerade das Lied ‚Wo die Nordseewellen trecken an den Strand ...‘, als Hänschen hereinkam und uns erzählte, dass er mit seinem Vetter, einem Oberleutnant von der Marinefliegerstation in List, an der Nordspitze der Insel, zu Abend gegessen habe. Es erübrigte sich, dass er hinzufügte: im ‚Restaurant Stadt Hamburg‘. Sein Vetter, berichtete Hänschen, habe ihm dringend geraten, jetzt, nach fast halbjähriger Dienstzeit, den seiner Beamtenstellung entsprechenden Dienstgrad zu beantragen.

«Dann müssen sie mich sofort zum Major befördern», schloss er triumphierend, «ich bin schliesslich Regierungsrat!»

Erwin wollte es nicht glauben, aber der Doppeldoktor nickte bestätigend. «Das gibt’s», sagte er, fügte dann aber hinzu: «Ich weiss allerdings nicht, ob man Hänschen diese wunderbare Karriere wünschen soll. Er wird sich dann noch mehr langweilen – ohne diese reizenden Abende hier und den anschliessenden Plausch mit dem Friesenwirt. Ich jedenfalls bin froh, dass ich noch nicht zum Beamten ernannt bin. Für Privatdozenten gibt es keinen entsprechenden Dienstgrad, obwohl sonst alles so vorzüglich geregelt ist...»

Es stimmte: Kein Offizier betrat je als Gast eines unserer beiden Lokale. Es schien ungeschriebenes Gesetz zu sein, das ‚Strandcafé‘ und die Fischerkneipe den Unteroffizieren und Mannschaften zu überlassen.

«Also, wenn ich Major werde», erklärte Hänschen unbeirrt, «dann lade ich euch alle ins ‚Stadt Hamburg‘ ein – auch Zobel, das Pelztier. Der kann sich dann ganz dem Verhalten der Möwen widmen, und ich übernehme den Befehl! Dann machen wir der ‚Stadt Hamburg‘ den Weinkeller leer...! – Übrigens», wandte er sich an mich, «das hätte ich fast vergessen: Jemand im Restaurant hat nach dir gefragt, ein Herr in Zivil – so etwas gibt’s noch! Er hat erst mit dem Wirt gesprochen und wandte sich dann an mich, weil ich der einzige Funker dort war. Er fragte mich, ob ich dich zufällig kenne, schien aber gar nicht überrascht, als ich ihm sagte, du wärest mein Wachhabender, und ich würde dir gern etwas ausrichten. Hier ist seine Karte – er hat sie mir für dich mitgegeben. Bis gegen elf Uhr will er im Hotel auf dich warten. Sonst kannst du ihn morgen Vormittag besuchen. Er übernachtet im ‚Stadt Hamburg‘ und bleibt bis Mittag ...»

Ich warf einen Blick auf die hellbraune Geschäftskarte, die Hänschen mir gab, und fand meine Ahnung bestätigt: ‚Massatelier H. Desch, feinste Tuche in erstklassiger Verarbeitung‘.

Als ich ein paar Minuten später das Restaurant betrat, sah ich ihn sofort. Er redete mit dem Wirt, der höchst erfreut wirkte. Die beiden sassen in einer Nische bei einer Flasche Rotwein, und als ich an den Tisch trat, hörte ich den Wirt sagen: «Also, das ist ja fabelhaft! Wollen Sie gleich Mass nehmen, Herr Desch? Oder trinken wir erst noch ...»

Dann sah er mich, einen Gefreiten im Dienstanzug, und hielt erschrocken inne.

Herr Desch blickte auf, begrüßte mich freundlich und beruhigte sogleich den Wirt: «Das ist mein Neffe – wir brauchen keine Geheimnisse vor ihm zu haben ... Setz dich doch zu uns», forderte er mich auf. «Gewiss wird der Herr Wirt noch ein Glas für dich haben!» Also nahm ich Platz, nannte Herrn Desch, auf dessen Vornamen ich mich erst besinnen musste, ‚Onkel Hubert‘, versicherte ihm, dass es mir gutgehe und dass mir die Seeluft glänzend bekomme, und hörte eine Weile lang dem Gespräch der beiden zu, bei dem es um die Beschaffung eines – natürlich punktfreien – Massanzugs ‚aus bestem englischem Tuch‘ für den Wirt und, im Gegenzug, um die Lieferung einer stattlichen Anzahl von Flaschen alten französischen Rotweins ging, wobei die Transportfrage in beiden Fällen noch nicht gelöst schien.

Während die beiden leise miteinander redeten, überlegte ich, wie es Herrn Desch gelungen sein mochte, auf die für alle Zivilpersonen gesperrte, nur mit besonderem Erlaubnisschein der Kommandantur erreichbare Nordseeinsel zu kommen, und was er hier wohl wollte.

«Einer meiner besten Kunden brauchte dringend eine neue Uniform», erklärte mir Herr Desch, nachdem wir endlich allein am Tisch waren. «Er ist zum Vizeadmiral und Stationschef ernannt worden. Da er hier im Augenblick nicht weg kann und ich zufällig in der Nähe auf dem Festland geschäftlich zu tun hatte ...» Er schloss den Satz mit einer Handbewegung, die wohl besagen sollte: ‚So einfach ist das!‘ Dabei zeigte er keine Spur von Verlegenheit, obwohl es bestimmt eine dreiste Lüge war, dass er, der Düsseldorfer Massschneider, an einem eisigen, sehr stürmischen Februartag mitten im Krieg, ausgerechnet an der dünnbesiedelten friesischen Nordseeküste Geschäfte zu erledigen hatte.

Ich warf ihm einen Blick zu, sah sein übliches ausdrucksloses Gesicht und sagte deshalb nur: «Klar, Onkel Hubert, ich verstehe.» «Ausserdem», fuhr Herr Desch nach einer kleinen Pause fort, «traf es sich ganz günstig mit meiner Absicht, gewisse Probleme zu lösen, die deinen Onkel Erich betreffen ...»

Ich war sehr überrascht und fragte besorgt: «Ist etwas mit ihm? Geht es ihm nicht gut?»

«Keine Sorge, es ist soweit alles in Ordnung, abgesehen davon, dass er seine Praxis nun definitiv aufgegeben hat, auch seine Tätigkeit als Justitiar. Hinzu kommt, dass er dringend eine Luftveränderung braucht. Er denkt daran, sich reaktivieren zu lassen – er ist ja Major der Reserve –, aber dabei gibt es noch einige offene Fragen ...»

Jetzt wusste ich in Umrissen, worum es ging. Als ich meinen Nennonkel Erich Elkan kurz vor Kriegsausbruch in Berlin zuletzt gesehen hatte, war er dabei, unterzutauchen. Er hatte sich schon eine zweite Identität geschaffen. Aus dem ‚nicht-arischen‘ Rechtsanwalt und Notar mit einst sehr bedeutender Praxis am Pariser Platz verwandelte er sich gerade in einen pensionierten Major eines Potsdamer Regiments mit «bescheidenen, aber standesgemässen Wohnung in einer stillen Pension am Botanischen Garten. Wenn er jetzt ‚dringend eine Luftveränderung‘ brauchte, so konnte das nur bedeuten, dass ihm die Gestapo auf die Spur gekommen war und er verschwinden musste. Aber – konnte er ernsthaft daran denken, in der Wehrmacht unterzutauchen?!

«Er fühlt sich in Berlin nicht wohl!», fuhr Herr Desch fort, «und man hat sicherlich noch Verwendung für ihn – gerade jetzt, wo jeder tüchtige Offizier gebraucht wird ... Hier auf Sylt – ich habe mich heute schon ein bisschen umgesehen – gibt es zahlreiche ältere Herren bei den verschiedensten Stäben und Dienststellen. Ich habe noch nie so viele Kommandostellen, Stabsquartiere, Einheiten aller Waffengattungen und Büros für unterschiedlichste Aufgaben auf so engem Raum gesehen. Findet da überhaupt noch jemand durch?»

«Man hat wirklich den Eindruck», sagte ich, «dass sich da niemand so richtig auskennt. Die Luftwaffe allein hat drei Dutzend verschiedene Stäbe auf der Insel, die Marine ist fast ebenso reichhaltig vertreten, daneben gibt es Bauabteilungen vom Reichsarbeitsdienst und vom Heer, Orts- und Bahnhofskommandantur und bestimmt noch zwanzig Dienststellen mit irgendwelchen besonderen Aufgaben – aber ich kann mir nicht vorstellen ...»

Ich wollte sagen, dass ich es trotz dieses Durcheinanders für sehr riskant hielte, jemanden auf Sylt zu verstecken. Abgesehen von den fehlenden Papieren, würde es für Onkel Erich fast unmöglich sein, ein Quartier zu finden, dazu Verpflegung, Sold und alles übrige. Aber Herr Desch war mir ins Wort gefallen mit der Frage: «Hast du auch eine besondere Aufgabe?»

«Gewissermassen», gab ich ihm zur Antwort und erzählte ihm, was wir machten: In unserer Funkzentrale liefen alle Meldungen über Flugzeuge ein, die sich im Luftraum über der Deutschen Bucht befanden. Wir standen in Funkverbindung mit den Stationen auf Helgoland und Borkum und zeichneten den Kurs und die Anzahl der gemeldeten Maschinen auf einer Landkarte ein. Wir lösten auch, wenn bestimmte Anzeichen auf einen gegnerischen Angriff schliessen liessen, den Alarm für die infrage kommenden Flakbatterien aus, und zwar im ganzen Küstenbereich der Deutschen Bucht sowie im Raum Bremen und Hamburg.

Herr Desch schien beeindruckt.

Er fragte noch nach Einzelheiten, zum Beispiel, ob wir häufig Fliegeralarm geben müssten; ob wir auch zuständig seien für das Warnsystem, das die Zivilbevölkerung mit Sirenengeheul in die Luftschutzkeller schickte, und ob tatsächlich nur Erwin und ich, ein Unteroffizier und ein Gefreiter, als jeweils Wachhabende alle Entscheidungen allein treffen könnten?

Ich klärte ihn darüber auf, dass bislang noch nichts Ernstes passiert wäre. Zwar müssten wir beinahe jede zweite Nacht – und das auch bei Meldungen blosser ‚Motorengeräusche unbekannter Herkunft‘, wie sie sehr häufig kamen – für die ganze Insel Fliegeralarm geben. Aber das geschehe vor allem, weil es dann, entsprechend den minutiösen ‚Richtlinien für die kämpfende Truppe‘, für jeden Wehrmachtsangehörigen auf Sylt erfreuliche Sold- und Verpflegungszulagen gebe – eine Mark pro Tag als ‚Frontzulage‘ an Sold und ein paar Zigaretten, 25 Gramm Bohnenkaffee, manchmal auch Schokolade oder Wacholderschnaps. Wir liessen deshalb den Alarm auch meist zehn, zwölf Minuten vor Mitternacht beginnen und gegen 0.10 Uhr enden, weil sich die ‚Kampfhandlungen‘ – irgendeine Batterie begann jedesmal, blind drauflos zu ballern – dann über zwei Tage erstreckten. Im Januar hatten wir es auf siebenundzwanzig zulagepflichtige Tage gebracht, und zweimal waren wir sogar im Wehrmachtbericht des OKW lobend erwähnt worden, weil «feindliche Versuche, über See ins Reichsgebiet einzufliegen, an der Wachsamkeit der Küstenflak gescheitert» waren. Herr Desch fand, das könnte doch Ärger geben, aber ich erklärte ihm, dass unsere Alarmfreudigkeit allgemein gerühmt werde, auch und gerade von den Offizieren, denn sie konnten nur bei ‚Frontbewährung‘ auf Auszeichnungen und raschere Beförderung hoffen. Die Bevölkerung, so erklärte ich ihm weiter, war von diesen vielen Fliegeralarmen nicht betroffen. Die Handvoll Zivilisten, die noch auf Sylt waren, kümmerten sich nicht darum, und nur,

wenn tatsächlich ein grösserer Verband im Anflug sei, was bisher noch nicht der Fall gewesen war, müssten wir auch die Flugwarnzentralen auf dem Festland telefonisch verständigen.

«Bisher», schloss ich, «kamen meist nur einzelne Aufklärer, ganz selten mal eine Bomberstaffel, die dann aber rasch wieder abdrehte. Nur zweimal haben sie ihre Bomben vor dem Heimflug abgeworfen – ins Rantumbecken oder in die Dünen –, aber das kann sich natürlich rasch ändern. Ich nehme an, sie haben bisher nur geübt ... Und was die Entscheidungen betrifft, so müsste sie eigentlich unser Chef, Major Zobel, und im Ernstfall sogar der Kommandeur selber treffen. Major Zobel hat aber volles Vertrauen zu Erwin und mir, und wir haben ihm bislang keinen Grund zur Klage gegeben.»

Herr Desch hörte sich alles an, was ich ihm über unseren so erfreulich un militärischen, mehr am Verhalten der Seevögel als am Krieg interessierten Chef erzählte, auch über die wenigen Lokale, die es in Westerland noch gab, den Whisky schmuggelnden Friesenwirt, die muntere, nur als Bedienung erlahmte Inga und das entsetzlich öde und langweilige Soldatenleben auf dieser von allen guten Geistern verlassenen Insel. Herr Desch dachte nach.

Er stellte noch ein paar Fragen, vor allem nach dem Friesenwirt, nach der Entfernung zur nächsten, bereits dänischen Insel, nach den Gewohnheiten und der Freizeitgestaltung der Offiziere, insbesondere des Majors Zobel, sowie nach den Möglichkeiten, von der Insel aus zivile Ferngespräche zu führen. Dann sagte er: «Ich glaube, das hier ist ein idealer Platz für Major Elken. Ich werde ihm sofort Bescheid sagen. Und vielleicht sprichst du gelegentlich mit dem Wirt der Fischerkneipe, ob dein Onkel mal mit übersetzen kann – nach Romo ...?»

### 3. ‚Weserübung‘ und die Folgen

Etwa vier Wochen nach dem Besuch von Herrn Desch, in der letzten Märzwoche 1940, traf ich auf dem Gang des Hotels ‚Miramar‘, wo unser Quartier war, unseren Chef, Major Zobel. Es war kurz nach 6 Uhr früh; ich kam gerade vom Nachtdienst und wollte zu Bett gehen. Der Major, der über seinem knöchellangen Nachthemd einen etwas kürzeren, rot-weiss gestreiften Bademantel trug, erwiderte meinen vorschriftsmässig lauten Gruss mit einem sehr verschlafenen klingenden Brummen und wollte wieder in sein Zimmer verschwinden, doch dann hielt er inne und fragte gähnend, aber ganz freundlich: «Sagen Sie mal – Sie sind verwandt mit Major Elken?»

Nachdem ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, antwortete ich zögernd: «Nicht direkt, Herr Major, aber ...»

«Ist ja auch egal – er lässt Sie jedenfalls herzlich grüssen .. . Ein sehr netter Mensch, übrigens. Wir haben gestern abend miteinander Schach gespielt ...» Damit verschwand er in seinem Zimmer, und ich wusste nun, dass Herr Desch seinen Plan ausgeführt hatte und ‚Onkel Erich‘ tatsächlich auf der Insel eingetroffen war. Major Zobel konnte ihn nur im ‚Hotel Stadt Hamburg‘ getroffen haben. Ich überlegte vor dem Einschlafen, ob es ratsam wäre, am Nachmittag im Hotel nach ihm zu fragen. Wenn er auf der Insel war, wohnte er mit grösster Wahrscheinlichkeit dort. Aber ich wusste nicht, ob er meinen Besuch überhaupt wünschte. Also verschob ich die Lösung des Problems auf später und schlief erst einmal.

Nach dem Mittagessen rief ich vom ‚Miramar‘ aus im ‚Stadt Hamburg‘ an. Auf meine vorsichtige Frage, ob Herr Major Elken zufällig anwesend sei, antwortete der Wirt ohne Zögern: «Ja, natürlich – ich verbinde Sie mit seinem Büro ...»

Ich war noch ganz verblüfft, als sich auch schon eine mir bekannte, sehr militärisch klingende Stimme meldete: «Hier Planungsstelle, Major Elken!»

Ich nannte ebenfalls Dienstgrad und Namen und fügte hinzu: «Bitte Herrn Major etwas fragen zu dürfen ...»

«Lass mal, mein Junge», unterbrach mich Onkel Erich. «Ich habe deinen Anruf schon erwartet. Es ist vielleicht besser, wir sehen uns vorerst nicht. Ich brauche noch zwei, drei Tage, um mich mit der Lage vertraut zu machen. Aber zu meinem Geburtstag, am 27. März, lade ich dich hiermit zum Abendessen ein. Kannst du dich da freimachen?»

«Klar, das geht. Ich werde meine Extrauniform anziehen!» «Das wird sicherlich einen guten Eindruck machen», meinte Onkel Erich. «Wir essen zu zweit, aber viel reden kann man hier ja nicht, und nachher werden noch Herr Major Zobel und einige andere Offiziere meiner Bekanntschaft dazukommen ...»

Erst nachdem ich das Gespräch beendet und es aufgegeben hatte, dahinterzukommen, welche Art von ‚Planungsstelle‘ sich Onkel Erich wohl ausgedacht haben mochte, fiel mir plötzlich ein, dass er in Wahrheit ja gar nicht im März, sondern zwischen Weihnachten und Neujahr Geburtstag hatte. Also musste es andere Gründe für diese Einladung zum Abendessen geben. Vermutlich wollte er von mir erfahren, was schon Herr Desch hatte wissen wollen: ob es eine Möglichkeit gäbe, heimlich von Sylt nach Dänemark überzusetzen.

Ich hatte darüber mit dem Wirt der Fischerkneipe bereits geredet. Es war eine schwierige, durch das Hinzukommen anderer Gäste immer wieder gestörte Unterhaltung gewesen, aber am Ende hatte er ja gesagt: Er war bereit, bei seinem Freund, der noch fischen durfte – und nebenbei für ihn den Whisky schmuggelte –, eine Überfahrt für *eine Zivilperson* mit nur leichtem Gepäck zu organisieren, ausnahmsweise sogar kostenlos, weil es sich doch wohl um einen dringenden Notfall handelte. Aber der kleine Motorkutter würde nicht nach Romo, sondern zum dänischen Festland fahren – das sei viel sicherer. Mindestens zwei, besser drei Tage vorher müsste ich ihm Bescheid sagen, die Einzelheiten würde er dann mit dem Betreffenden selbst regeln.

Diese gute Nachricht konnte ich während des gemeinsamen ‚Geburtstags‘essens, eingestreut in ein belangloses Gespräch, Onkel Erich übermitteln, und er schien sehr zufrieden. Nach kurzem Überlegen flüsterte er mir zu: «Am 10. April wäre es mir am liebsten – ich brauche noch vierzehn Tage, um das Wichtigste zu regeln. Wenn du nichts anderes mehr von mir hörst, dann sage bitte dem Wirt am 7. April Bescheid, dass ich mit dem 10. einverstanden bin und ihn in der Nacht vom 8. zum 9., kurz bevor er Feierabend macht, auf ein Glas Grog besuchen werde. Und im Übrigen halte du dich da völlig heraus – verstanden?!»

Dann kamen Major Zobel und zwei weitere Herren im Stabsoffiziersrang zu uns an den Tisch, ein ganz freundlicher, älterer Oberintendanturrat und ein etwas jüngerer, sehr vergnügter Marine-Oberstabsapotheker, alle drei in der militärischen Rangordnung um Lichtjahre entfernt von den Niederungen meines Mannschaftsstandes. Sie begrüßten Onkel Erich wie einen guten Bekannten, gratulierten ihm herzlich, liessen sich von ihm zu ‚Schampus‘ einladen, den der Hotelier ohne Zögern herausgerückt hatte, und begannen dann sogleich eine Unterhaltung, in die sie mich, den ‚Neffen‘ in Extrauniform, zwar mitunter einbezogen, von der ich aber wenig verstand. Es ging um eine Bühne und eine mögliche Aufführung, ausgerechnet in der Lagerhalle eines Feldlazarets, und sie lachten viel dabei, ohne dass ich recht wusste, warum. So zog ich es vor, mich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu verabschieden.

Die Umstände brachten es mit sich, dass ich Onkel Erich zwar noch einige Male wiedersah, aber erst nach sehr langer Zeit und von ganz anderer Seite erfuhr ich, wie es dazu gekommen war, dass er aus Berlin hatte flüchten müssen, und warum er das Wagnis eingegangen war, in der Rolle eines reaktivierten Majors – und in einer von Herrn Desch massgeschneiderten Uniform samt kleiner Ordensschnalle – sich aus Hitlers Grossdeutschem Reich über das militärische Sperrgebiet der Insel Sylt ins neutrale Dänemark abzusetzen. Frau Gussi Hohlbaum, die mir Onkel Erichs Geschichte fast vier Jahrzehnte später erzählte, war inzwischen Mitte Sechzig, eine schlanke, fast zierliche Frau mit sorgfältig frisierten grauen Haaren. Sie bewohnte noch immer das Haus in der Nähe des Botanischen Gartens in Berlin-Steglitz, wo sie als Fünfundzwanzigjährige den ‚Major Elken‘ kennengelernt hatte.

«Natürlich erinnere ich mich», sagte sie. «Wir hatten immer nur wenige Gäste, nie mehr als vier oder fünf, und nur Dauermieter. Meine verstorbene Mutter führte das Haus als Pension für alleinstehende ältere Herren aus besseren Kreisen. Es waren meist höhere Beamte oder Professoren vom Kaiser-Wilhelm-Institut, auch mal ein Diplomingenieur, lauter Gäste, mit denen es nie irgendwelche Probleme gab, wenn man von diesem einen Fall absieht. Herr Major Elken oder Elkan, wie ich wohl sagen muss, war der einzige Offizier unter unseren Gästen ... Das heisst: Er gab sich dafür aus, und wir hatten zunächst keinerlei Zweifel daran, denn er spielte seine Rolle wirklich überzeugend!»

Sie seufzte, wohl noch immer gekränkt wegen der Täuschung, der sie und auch ihre Mutter erlegen waren.

Ich erinnerte mich selbst noch gut daran, wie mir ‚Onkel Erich‘ im Sommer 1939 erstmals als Major a. D. gegenübergetreten war. Wir waren im Café ‚Vaterland‘ am Potsdamer Platz verabredet, und er hatte nicht nur auf mich, sondern auch auf die Umsitzenden, die Bedienung und den Geschäftsführer durchaus den Eindruck eines gerade erst in Pension gegangenen Kavallerieoffiziers aus der Provinz gemacht. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, dass dieser leichten Stallgeruch und Kasinoatmosphäre verbreitende, von ‚strammen Gäulen‘ und ‚flotten Ballettratten‘ redende, seinen Schnurrbart streichende Herr keineswegs der Major a. D. war, als den man ihn kannte, sondern der als ‚Nichtarier‘ seines Notariats und seiner Anwaltspraxis beraubte Dr. Elkan, der für die jüdische Gemeinde Berlins ‚heikle Angelegenheiten‘ sehr diskret und geschickt erledigte, so dass die Gestapo lange Zeit nichts davon merkte.

Er hatte auch, in Zusammenarbeit mit Herm Desch und dessen Freunden, die heimliche Ausreise von über zweihundert jüdischen Kindern und Jugendlichen über Holland nach Amerika bewerkstelligt. Danach allerdings musste er eilig untertauchen, denn diese geglückte Massenflicht war vor der Geheimen Staatspolizei nicht zu verbergen gewesen. Sie fahndete nun emsig nach dem Organisator des Unternehmens und seinen unbekanntesten Helfern.

Aber der frühere Rechtsanwalt und Notar Dr. Erich Elkan, auf dessen Spur die Gestapo im Oktober 1939 gestossen war, blieb für sie unauffindbar. Alles deutete darauf hin, dass er Deutschland bereits verlassen und in den USA Zuflucht gefunden hatte. Seine Junggesellenwohnung in der Lietzenburger Strasse, nahe dem Kurfürstendamm, enthielt nur noch ein paar leere Schränke, einen ausgeräumten Schreibtisch und andere Möbelstücke, die sich nicht heimlich hatten fortschaffen lassen. Der Hausmeister, von dem sich der verschwundene Mieter ‚zu einer längeren Kur in Bad Gastein‘ mit einem guten Trinkgeld und unter Hinterlassung seiner angeblichen Ferienanschrift mit der Bitte um Nachsendung der Post bereits im August 1939 verabschiedet hatte, war Ende September mit einer in New York abgestempelten Postkarte des Herrn Dr. Elkan überrascht worden. Darauf teilte dieser mit, dass er ‚ausgewandert‘ sei; die – bis Jahresende vorausbezahlte – Mietwohnung kündige er hiermit; was sich darin noch an Möbeln und Hausrat befinde, möge der Portier als Geschenk betrachten.

Erst sehr viel später kam die Gestapo dahinter, dass diese Postkarte eine Täuschung und von jemand anderem in New York aufgegeben worden

war. Zu dieser Zeit, etwa im April 1940, hatte sich der Gesuchte längst wieder abgesetzt, nachdem er zuvor, bis gegen Ende Februar 1940, in der Privatpension am Botanischen Garten gewohnt hatte – ordnungsgemäss gemeldet beim zuständigen Polizeirevier als Erwin Elken, Major a. D.

Onkel Erich war, wie mir die Tochter der damaligen Pensionsinhaberin fast vierzig Jahre später erzählte, selbst auf dem Revier gewesen und hatte sich dem Beamten der Meldestelle hinreichend legitimiert – mit einer notariell beglaubigten Abschrift seiner Geburtsurkunde und einem vom Postamt Potsdam 2 ausgestellten Lichtbildausweis. Der stammte, hatte er dem Beamten gesagt, noch aus seiner aktiven Dienstzeit, mit der Berufsangabe ‚Major‘, der Anschrift ‚Hindenburg-Kaserne‘ und einem Foto, das ihn in Uniform zeigte. Er hatte zwei Passfotos mitgebracht und den Beamten, der dem ‚Herm Major‘ gern und sehr beflissen zu Diensten war, um Ausstellung eines neuen Ausweises gebeten. So war Onkel Erich zu, sozusagen, echten falschen Papieren gekommen; den Postausweis hatte er sich einige Monate zuvor in Potsdam ausstellen lassen, wo er erstmals in der von Herrn Desch gelieferten Majorsuniform aufgetreten war. Der Postbeamte war so beeindruckt gewesen, dass er nicht einmal einen Ausweis verlangt hatte; Onkel Erich brauchte die – von ihm selbst beglaubigte – Geburtsurkunde auf den Namen ‚Elken‘ gar nicht vorzulegen.

«Ich weiss das alles von einem der Beamten, die dann später zu uns kamen», sagte Frau Hohlbaum. «Wir hatten damals ständig die Herren von der Gestapo hier im Haus. Es war ungeheuer aufregend, und ich fand es geradezu faszinierend, ihnen bei der Arbeit zuzusehen und ihre vielen Fragen zu beantworten. Meiner Mutter war es etwas peinlich ...»

Ich erfuhr, dass Onkel Erich sich bereits im Frühsommer 1939, als er seine Wohnung in der Lietzenburger Strasse noch längst nicht aufgegeben hatte, von dort aber, angeblich zu ‚längerem Kuraufenthalts‘ verschwunden war, in der Pension der Frau Hohlbaum eingemietet hatte.

«Er muss ein richtiges Doppelleben geführt haben», meinte sie dazu, und tatsächlich hatte Onkel Erich acht bis zehn Wochen lang, bis etwa Mitte August 1939, sowohl in der alten wie in der neuen Wohnung gewohnt, in der Lietzenburger Strasse als Dr. Elkan, in Steglitz als Major a.D. Elken. Bei einem alleinstehenden Herrn, der nicht mehr berufstätig war, fiel es nicht weiter auf, wenn er mal erst kurz vor dem Frühstück heimkehrte oder schon sehr früh morgens das Haus verliess, sei es, weil er mit ‚Kameraden gefeiert‘ hatte, sei es, dass sein ‚früherer Kommandeur‘

ihn in Potsdam zum Frühstück erwartete oder mit ihm ausreiten und dabei irgendetwas besprechen wollte. Plausible Gründe gab es genug, auch dafür, dass der Herr Major a. D. seine persönlichen Sachen erst nach und nach in die Pension brachte oder schaffen liess. «Dies hier», sagte Frau Hohlbaum und führte mich in ein sehr geräumiges Zimmer im ersten Stock, von dessen Balkon aus man auf den Botanischen Garten sah, «war damals sein Appartement – mit Bad und WC sowie schöner Terrasse. Unser bestes Zimmer! – Die Einrichtung war natürlich anders. Nur der Bücherschrank stand schon dort, genau wie heute. Er enthält die Bibliothek meines verstorbenen Vaters, und der Herr Major, ich meine, Herr Dr. Elkan, hatte nichts dagegen, dass der grosse Schrank samt Inhalt in seinem Zimmer blieb. Er bat sogar darum, ab und zu einmal ein Buch herausnehmen zu dürfen, und so liessen wir den Schlüssel stecken.» Es war ein grosser, reich geschnitzter Eichenschrank aus der wilhelminischen Epoche. Die Vorderfront war verglast, die Längsstreben präsentierten sich als riesige, gepanzerte Ritter, die sich auf ihre überlangen Schwerter stützten. Hinter den Scheiben standen die Bücher, und ich warf einen Blick auf die Titel und Verfassernamen: Werner Beumelburg, ‚Sperrfeuer um Deutschland‘ Hans Friedrich Blunck, ‚Werdendes Volk‘, Hans Zöberlin, ‚Der Glaube an Deutschland‘, Arnolt Bronnen, ‚Rossbach‘, Hans Grimm, ‚Volk ohne Raum‘, Edwin Erich Dwinger, «Wir rufen Deutschland‘, Heinz Schauwecker, ‚Wir gehen draussen in der Ferne‘ und noch viele Werke ähnlichen Genres sah ich dort stehen; eine Reihe höher entdeckte ich: Julius Streicher, ‚Die Talmud-Revolution und andere Aufsätze‘, Alfred Rosenberg, ‚Der Mythos des XX. Jahrhunderts‘, Philipp Bouhler, ‚Kampf um Deutschland‘, und schliesslich auch Adolf Hitler, ‚Mein Kampf‘, in einer ledernen Prachtausgabe. Daneben standen zu meiner Verblüffung zwei schmale Bändchen, das eine mit dem goldgeprägten Titel ‚Lyrik‘, das andere ebenso als ‚Essays‘ gekennzeichnet. Beide hatten denselben Verfasser: Robert Hohlbaum.

«Mein Vater war nämlich Schriftsteller», sagte Frau Hohlbaum mit spürbarem Stolz. «Er starb leider schon 1938, als er seine ersten grossen Erfolge hatte, auch als Bühnenautor ... Es war ein furchtbarer Schlag für uns, als wir ihn so plötzlich verloren. Er verunglückte auf einer Lesereise. Meine Mutter war dann gezwungen, an Gäste zu vermieten ...»

Ich fragte, ob ich mal einen Blick in eines der Werke ihres Vaters werfen dürfte. Sie zögerte etwas. Dann sagte sie aber: «Gewiss, sehen Sie es sich bitte an!»

Ich nahm den Essay-Band, blätterte kurz darin und las:

***Wir ahnen es nur***

*Von Robert Hohlbaum*

*Wenn wir in der Schule vom Hexenglauben der Antike hörten, wenn wir vernahmen, dass die und jene Helden als Götter söhne bezeichnet wurden, weil man ihre Taten nicht mehr glaubte mit menschlichen Massstäben messen zu können, dann verwiesen wir dies ins Reich der Fabel, und keiner glaubte, dass er einmal in dieselbe Lage kommen werde wie die Griechen vor mehr als zweitausend Jahren. Bei allen grossen Deutschen der früheren Zeit können wir noch mit menschlichen Erklärungen uns zurechtfinden, wir können Bismarck durch die Erkenntnis seiner ungeheuren Verstände Stätigkeit, wir können Stein aus der Grösse und Weite seines herrlichen Charakters verstehen wollen, bei Adolf Hitler versagen diese Massstäbe, hier bleibt für uns nur tastende Ahnung eines verborgenen Göttlichen übrig. Wenn sich auch sein Menschliches manchmal in wunderbarer Weise äussert, hüten wir uns, hier Vergleiche mit uns selbst anzustellen, diesen uns vom Himmel Geschenkten aus dem Menschlichen, Verstandesmässigen, Gewohnten allein erklären zu wollen! Vielleicht haben nur das Kind und die ahnende Frau ein Recht, ihm zu nahen, wir Männer, mögen wir auch auf dem geistig höchsten Standpunkt stehen, dürfen ihn nur als etwas Unbegreifliches dankbar fern über uns wissen. Denn was ist alle, auch die kühnste Dichterphantasie gegen einen Mann, der den Dichtertraum der Jahrhunderte, den Mythos des gemeinen Volkes, zur leuchtenden Wahrheit gemacht hat!*

Vielleicht, dachte ich, habe ich ausgerechnet die eine Pflichtübung erwischt und blätterte weiter. Doch die nächste Stelle, die ich las, war eher noch schlimmer:

*Ist es nicht herrlich, wenn man weiss, welch schöner Zukunft die Kinder entgegengehen, dabei denkt man unwillkürlich an die vergangenen Zeiten unserer Jugend, den grausamen Krieg, die Nachkriegszeit und Inflation, die Hungertage, das Dörrgemüse und so vieles, was schrecklich auf unsere damaligen Jugendtage und Entwicklung gewirkt hat. Und alles dies brauchen unsere Kinder nicht mehr in dieser schrecklichen Form mitzumachen, für alles haben sie die Sicherheit, dass unser Führer vorbaute, alles übersehend, und das Beste daraus für uns regelte. Ist es nicht selbstverständlich, dass uns der Führer alles ist?*

Also machte ich noch einen dritten Versuch, auf der vorletzten Seite des Buches. Aber Frau Hohlbaums Vater hatte offenbar nur *ein* Thema, das er in immer neuen Variationen behandelte, denn da hiess es:

*Gewiss, die einmalige geschichtliche Grösse Adolf Hitlers können wir Lebenden in ihrem ganzen Ausmass und ihrer ganzen Bedeutung nicht ermessen; aber man braucht nicht einmal vergleichender Geschichtsforscher zu sein, um unter dem Eindruck des gigantischen Geschehens und Erlebens dieser letzten sechs Jahre wenigstens dunkel zu erahnen, dass einen solchen Mann die Erde noch niemals getragen hat.*

Ich verstand nun auch, warum der eigene Essay-Band und die gewiss dieser Prosa entsprechende Lyrik an keinem anderen Platz im Bücher-schrank des Robert Hohlbaum stehen konnten als neben Adolf Hitlers ‚Mein Kampf dem Werk des Mannes, ‚wie ihn gigantischer die Erdes jedenfalls nach Ansicht des Verfassers, ‚noch niemals getragen‘ hatte.

«Sie verstehen das nicht», sagte Frau Hohlbaum, die meine Betroffenheit sehr wohl bemerkt hatte. «Heute versteht das keiner mehr. Aber ich will Ihnen mal vorlesen, was *ich* damals, kurz nach dem Tode meines Vaters, im November 1938, geschrieben habe. Ich habe es auf gehoben...»

Sie nahm aus der obersten Reihe der Bücher einen schmalen Band, der in grobes, hellgraues Leinen gebunden war. Einband und Blätter waren mit einem dünnen, sauber verknoteten Lederband zusammengehalten, und auf der Vorderseite des Einbands war linolschnittartig ein als aufgehende Sonne gezeichnetes Hakenkreuz aufgedruckt.

Frau Gussi Hohlbaum strich liebevoll die Staubspuren vom Einband, öffnete dann das Buch und liess mich lesen, was sie darin in deutscher Schreibschrift eingetragen hatte: «Jahrelang war es mein Sehnsuchts-traum, einmal den Führer sehen zu dürfen. Ich kannte seine Stimme aus dem Rundfunk, ich sah sein Bild täglich – auf meines Vaters Schreibtisch und an der Wand neben meinem Bett. Ich glaubte, wenn ich ihn nur ein einziges Mal in Wirklichkeit sehen dürfte, wäre ich ganz zufrieden.

Es war aber nicht so, denn als ich den Führer zum erstenmal gesehen hatte, es war im Juli 1936 in München, da ging es mir wie wahrscheinlich Hunderttausenden:

Ich wollte mehr: ich wollte ihn näher sehen, ganz nahe; ich wollte ihn sprechen hören, ihm die Hand geben dürfen, ich wollte ihm so gern etwas sagen, ihm danken ...

Aber ich wäre vielleicht dazu gar nicht imstande gewesen und hätte, wie so viele Junge und Alte damals, nur geweint.

Berlin-Steglitz, 1. Julmond 1938

Gussi Hohlbaum»

Auf der dieser Eintragung gegenüberliegenden Seite prangte eine auf Postkartengrösse verkleinerte, farbige Lithographie eines Gemäldes von Hubert Lanzinger, betitelt ‚Der Bannerträger Darunter hatte die damals drei- oder vierundzwanzigjährige Verfasserin in derselben säuberlichen Schrift ein ‚Führer’wort geschrieben:

«Ob im Glück oder im Unglück,  
ob in der Freiheit oder im Gefängnis,  
ich bin meiner Fahne,  
die heute des Deutschen Reiches  
Staatsflagge ist,  
treu geblieben.

Adolf Hitler»

«Sind Sie auch dieser Fahne treu geblieben?» erkundigte ich mich. Frau Hohlbaum antwortete, nicht ohne Stolz: «Ja, bis zum bitteren Ende ... Später habe ich die Dinge natürlich anders zu sehen gelernt. Es sind böse Fehler gemacht worden, und es ist sicherlich auch einiges passiert, das niemals so hätte geschehen dürfen. Aber ich bin auch heute noch ganz sicher, dass der Führer das selbst nie gewollt, wahrscheinlich gar nicht gewusst hat. Göring und Himmler und einige andere haben ja alles vor ihm geheimgehalten, und später haben alle so getan, als ob er an allen Fehlern und Verbrechen allein die Schuld gehabt hätte – gerade diejenigen, die sich am meisten hervorgetan haben, haben alles auf *ihn* zu schieben verstanden ... Dabei hat er doch wirklich Ungeheueres geleistet! Millionen verzweifelter Menschen haben durch *ihn* ihr Lebensglück wiedergefunden, sind wieder zu anständiger Arbeit gekommen und konnten ohne Angst in die Zukunft sehen. Niemand mehr musste hungern oder frieren. Es ging wieder aufwärts. Alle Betriebe hatten reichlich zu tun, die Autobahnen wurden gebaut. Deutschland wurde wieder geachtet in der Welt – denken Sie doch nur an die Olympiade 1936 ...! Und auch nachdem der Krieg ausgebrochen war, wurde streng darauf gesehen, dass sich nicht einige wenige auf Kosten der Volksgemeinschaft bereicherten. Die Versorgung der Bevölkerung war immer gewährleistet, und die soziale Betreuung war geradezu beispielhaft...»

Ich dachte an die alte Frau Neuber, die sich nach zwölfstündiger Schicht im Winter 1939/40 hatte abhetzen müssen, um ihre Wochenration an Fett, fünfzig Gramm ‚Tafelmargarine’, noch zu bekommen.

«Ich habe selbst bei der NS-Volkswohlfahrt gearbeitet», fuhr Frau Hohlbaum fort, «ehrenamtlich natürlich! Von früh bis spät haben wir uns um die Arbeiterfrauen in Lichterfelde gekümmert. Jeder wirklich Bedürftige wurde von uns betreut, selbst die Familien der Kommunisten, die noch in Schutzhaft waren ... Und zu Weihnachten 1939 haben wir nicht nur massenhaft Liebesgabenpäckchen verschickt – jedes mit einem Viertelpfund Pfeffernüsse, zwei bis drei Äpfeln, einer kleinen Packung Keks und einer Tafel Schokolade –, sondern haben auch die Urlaubsbetreuung alleinstehender Soldaten organisiert. Wir haben sogar selbst einen solchen Urlauber betreut. Über Weihnachten war er das erste Mal bei uns und hat vierzehn Tage bei uns gewohnt, und Ostern 1940 kam er wieder ...»

Sie hielt inne, und ich fragte: «Das war also noch zu der Zeit, als Herr Elkan bei Ihnen wohnte, nicht wahr?»

«Ja, natürlich – Weihnachten 1939 haben wir alle gemeinsam gefeiert – mit Jochen, so hiess der Soldat, und auch mit unseren Gästen, soweit sie nicht zu ihren Verwandten gereist waren. Herr Elkan war bestimmt dabei, denn ich erinnere mich noch, dass wir zwischen Weihnachten und Neujahr seinen 50. Geburtstag gefeiert haben. Es war sehr lustig, jedenfalls am Anfang. Später, als Jochen vom Feldzug in Polen erzählte und von den Säuberungsaktionen, an denen er teilgenommen hatte, gab es dann leider eine Missstimmung ...»

«Bei welcher Waffengattung war denn dieser Jochen?»

«Bei der SS-Verfügungstruppe – und die Missstimmung gab es, weil Jochen, der wohl ein bisschen zuviel getrunken hatte, von den Aktionen gegen die Juden erzählte. Sie mussten da sehr hart durchgreifen, vor allem in Galizien ... Major Elken – ich meine, Herr Dr. Elkan, ist dann plötzlich aufgesprungen, hat sich sein Monokel ins Auge geklemmt und den Jochen angeschrien: ‚So etwas wagen Sie, einem deutschen Offizier ins Gesicht zu sagen?! Solche Verbrechen begeht kein anständiger Soldat! So etwas tun allenfalls Marodeure – und mit denen wird kurzer Prozess gemacht!‘ ... Das etwa waren seine Worte – ich weiss es noch genau. Wir sind dann hinausgegangen, der Jochen und ich, und meine Mutter ist noch dageblieben und hat Herm Elkan, den sie ja doch für einen Offizier hielt, zu beruhigen versucht...»

Offenbar hatte sich Onkel Erich schon so völlig in seine Rolle hineingespielt, dass er sich nicht mehr vorsichtig, wie ein von der Gestapo gesuchter ‚Nichtarier‘, verhielt, sondern so, wie man es von einem korrekten Offizier alter Schule erwartete.

Frau Hohlbaum sah es anders: «Später, als ich erfuhr, dass er selbst Jude war, habe ich erst verstanden, warum er sich so empört hat», sagte sie. «Aber damals, zwischen Weihnachten und Neujahr, wussten wir davon noch nichts ...»

«Hatte der Vorfall irgendwelche Folgen?» erkundigte ich mich. «Nein», sagte Frau Hohlbaum, «aber da fällt mir ein ...»

Sie ging zu ihrem Schreibsekretär und begann in den Fächern zu suchen. Dabei erzählte sie, dass Jochen schon am Tag nach Neujahr 1940 zu seiner Einheit nach Polen zurückgefahren sei und dass sie bis dahin über den Vorfall gar nicht mehr gesprochen hätten. Zu Ostern sei Jochen wieder auf Urlaub bei ihnen gewesen. «Aber zu dieser Zeit war Herr Elkan ja schon nicht mehr bei uns, denn irgendwann im Februar 1940 hatte er sich – so sagte er jedenfalls damals – ,von seinem Regiment wieder einstellen lassen’ ... Jetzt habe ich es gefunden! Sehen Sie, ich wusste, dass ich noch ein Foto von damals habe!»

Sie zeigte es mir. Auf dem Bild war eine Gruppe von Personen vor einem Weihnachtsbaum zu sehen. Ich erkannte Onkel Erich, der sich etwas abseits und mehr im Hintergrund hielt. Die ältere Frau daneben war vermutlich Frau Hohlbaum senior, die Pensionsinhaberin – eine vollbusige Frau von Mitte Vierzig, das blonde Haar zu einem Knoten geschlungen, in einem dunklen Schneiderkostüm. An der weissen Bluse eine grosse Brosche mit dem Emblem der NS-Frauenschaft.

In der Mitte des Bildes standen Gussi Hohlbaum und der SS-Mann Jochen, neben dem die junge Frau noch kleiner und zierlicher wirkte. Sie hielt seinen Arm mit beiden Händen umfasst und blickte zu ihm auf. Einen halben Schritt neben ihm standen eine junge Frau von Anfang Zwanzig, die etwas grösser und kräftiger war als Gussi Hohlbaum, aber Ähnlichkeit mit ihr hatte, und ein sympathisch wirkender junger Mann in Zivil, der Knickerbocker trug und einen Pullover mit Schottenmuster. «Ist das Ihre Schwester?» erkundigte ich mich.

«Ja, das ist meine Schwester Grete mit ihrem damaligen Verlobten. Er studierte noch, musste dann zum Militär und ist in Russland gefallen.»

Während sie stolz berichtete, dass ihre Schwester Grete jetzt mit einem Diplomarchitekten verheiratet sei, zwei schon erwachsene Söhne habe und auf der anderen Seite des Botanischen Gartens wohne – ,in einer entzückenden Villa in Dahlem’ –, schaute ich mir das alte Foto noch einmal genauer an.

Ich stellte fest, dass weder die jüngere Schwester noch deren damaliger

Verlobter irgendein Nazi-Abzeichen trug, wogegen Frau Gussi Hohlbaum auf dem Bild in NSV-Schwestertracht war, mit einer grossen runden Brosche am Halsausschnitt und einem Parteiabzeichen am Kleid. Sie war also eine ‚braune Schwester‘ gewesen, wie man die hauptberuflichen Fürsorgerinnen der NS-Volkswohlfahrt damals nannte, sogar Mitglied der NSDAP. Mir aber hatte sie eben noch gesagt, dass sie ‚natürlich ehrenamtlich‘ tätig gewesen sei. Vielleicht waren auch ihre anderen Mitteilungen nur die halbe Wahrheit.

Ich erfuhr weiter von ihr, dass erst gegen Ende April 1940, nachdem der SS-Mann Jochen seinen Osterurlaub in Berlin-Steglitz bereits beendet hatte, ‚die Herren‘ von der Geheimen Staatspolizei erschienen wären. Da erst habe sie gehört, dass der vermeintliche Major Elken in Wahrheit ein untergetauchter Jude war und wegen dringenden Verdachts auf «staatsgefährdende Tätigkeit von der Gestapo seit längerem gesucht wurde.

«Das muss ein Schock für Sie gewesen sein – Sie waren sicherlich sehr bestürzt?»

«Wir fielen aus allen Wolken! *Nie* hätte ich das für möglich gehalten! Meine Mutter bekam durch die Aufregung sogar einen Nervenzusammenbruch ...! Ich selbst war vielleicht am meisten davon überrascht, da ich absolut nichts an diesem Herrn Elkan bemerkt hatte ... Also, wie soll ich sagen? – Er hat gar nicht so ausgesehen und sich auch gar nicht so benommen wie ...»

«Wie die Juden in den Karikaturen der Presse?»

«Ja», gab sie nach kurzem Zögern zu, «wie die Zeichnungen, die ich gesehen hatte. Wir kannten nämlich keine Juden, obwohl es in Berlin sehr viele gegeben hat. Nur einmal, das war im März 1933 – ich war etwa siebzehn Jahre alt –, da ist unser Vater mal mit meiner Schwester Grete und mir in den Osten der Stadt gefahren, um uns ‚richtige Juden‘ zu zeigen – in der Münz- und Grenadierstrasse, im sogenannten Scheunenviertel... Wir waren ganz entsetzt, dass es solche Menschen gab! Die Polizei führte gerade eine Razzia durch – was für Typen da aufgegriffen wurden! Zerlumpt und verlaust...! Grete und ich haben uns stundenlang geduscht und abgeschrubbt, als wir wieder zu Hause waren ... Natürlich gab es auch andere Juden. Dr. Wollenberg, der Arzt im Nachbarhaus, dem sah man gar nicht an, dass er Jude war. Er wohnte noch bis 1938 nebenan. Einmal, so als 16-17-jähriges Mädels, da wollte ich mich von ihm verbinden lassen, weil ich mir die Hand verletzt hatte ... Vater hat das verhindert; er wollte nicht, dass ein Jude mich berührte ...»

Da von ihr über die Flucht Onkel Erichs aus Berlin nichts zu erfahren war, versuchte ich mein Glück bei Frau Grete Weber, ihrer Schwester. «Ja, natürlich erinnere ich mich an Herrn Elken», sagte sie. «Ich mochte ihn ganz gut leiden, obwohl mir sein militärisches Gehabe und sein ewiges Gerede vom ‚Rrrment‘ und seinen ‚Kam‘raden‘ etwas auf die Nerven ging. Aber es hat mir mächtig imponiert, wie er damals Gussis SS-Mann zusammengestaucht hat...»

Sie erzählte mir dann, dass sie etwa zur selben Zeit wie Onkel Erich, im Februar 1940, Berlin verlassen habe und zu einer Tante nach Greifswald gezogen sei.

«Mein Freund war dorthin zur Wehrmacht einberufen worden, und da hielt mich nichts mehr zu Hause – meine Mutter und erst recht meine Schwester waren mir damals unerträglich ... Dass ich anders dachte als sie, hatte ich vor allem Jürgen zu verdanken. Er war alles andere als ein Nazi – leider ist er gefallen ... Mehr als ich hat er versucht, meine Familie zu verstehen. Vater kam aus einer Kleinstadt, aus Bückeburg. Lehrer wollte er werden, aber dafür reichte das Geld nicht. Er hat dann als Verkäufer gearbeitet – zu einem Hungerlohn, und als er in die SA eingetreten ist, hat ihm sein jüdischer Chef gekündigt. Seitdem hasste er die Juden und ist ein immer wilderer Nazi geworden. Und dann, 1933, nach der ‚Machtergreifung‘, machte er plötzlich Karriere als SA-Dichter. Wir zogen nach Berlin, in ein grosses Haus. Vater hatte endlich ein gutes Einkommen und, was ihm noch wichtiger war: Anerkennung ... Er merkte nicht, wie Mutter es leider erfuhr, dass sich manche seiner Parteifreunde heimlich über ihn lustig machten und seine schwülstigen Lobgesänge auf den geliebten Führer einfach lächerlich fanden. Na, und was meine Schwester betrifft, so war sie zwar vier Jahre älter als ich, aber das Nesthäkchen, weil sie so schwächlich war und so häufig krank. Vater hat sich immer nur um sie gekümmert und hat aus ihr eine wirklich 150prozentige ‚Nazisse‘ gemacht... Ich erinnere mich, dass ich mal mit Herrn Major Elken – für mich ist er das immer geblieben – darüber gesprochen habe. ‚Solange Ihre Schwester so ganz in der Volkswohlfahrt aufgeht‘, sagte er damals, ‚sollte man ihr einiges nachsehen – sie weiss es nicht besser ...‘, und da hatte er wohl recht... Er konnte nicht ahnen, dass ausgerechnet Gussi ihm zum Verhängnis werden würde ...»

Sie sah meinen erstaunten Blick und fragte: «Davon hat sie Ihnen wohl nichts erzählt? Nun, es war so: Es hat sie schwer getroffen, als Major Elken ihren Jochen als ‚Marodeur‘ und dessen Einsatz als ‚Verbrecher‘

bezeichnete. Ende Januar, bei einer Besprechung beim ‚Hauptamt für Volkswohlfahrt‘ am Maybachufer, wo Wehrmachts- und SS-Vertreter mit der NSV Erfahrungen mit der bisherigen Betreuung alleinstehender Soldaten austauschten, hat sie das Vorkommnis zur Sprache gebracht. Ein empörter SS-Führer hat sich Namen und Anschrift des ‚Majors‘ notiert, und ein paar Tage später kam ein Standartenführer, der sich, wie er mir sagte, ‚diesen famosen Herrn Major a. D. einmal vorknöpfen‘ wollte. Zum Glück habe ich ihn empfangen und sagte ihm, Major Elken sei nach Potsdam gefahren – wegen eines Trauerfalls. Dabei war er in Wirklichkeit auf seinem Zimmer ... Der SS-Führer trug mir dann auf, dem Herrn Major auszurichten, dass er sich sofort nach seiner Rückkehr in der Prinz-Albrecht-Strasse, im Gestapo-Hauptquartier, melden solle. Ich habe es Herrn Elken natürlich gleich erzählt, ohne Mutter und Gussi etwas davon zu sagen. Er nahm es sehr ruhig auf und sagte nur: ‚Ich werde mir rasch ein neues Quartier suchen müssen ...‘ Am nächsten Tag ist er dann ‚verreist‘ – nur mit einem kleinen Koffer und angeblich zu seiner kranken Schwester nach Küstrin. Es war so um den 10. Februar – bald darauf bin ich auch ausgezogen. Am letzten Abend hatten wir noch ein kurzes Gespräch. Ich fragte ihn, wo er denn nun unterkommen könnte, ohne befürchten zu müssen, von der Gestapo aufgespürt zu werden. Er lächelte und meinte: ‚Ich werde wieder die Uniform anziehen – dann wagen sich die Kerle nicht an mich heran ...‘ Ich schlug ihm vor, erst einmal anderswo ein paar Tage lang abzuwarten, ob nochmals jemand hier nach ihm fragen käme. Wir könnten das Vogelhäuschen vor meinem Fenster als Signal benutzen: Solange es auf seinem Platz stehe, sei nichts geschehen; käme jemand seinetwegen, würde ich es auf die andere Seite stellen. Der Vorschlag gefiel ihm sehr, und ich schloss daraus, dass er in Berlin bleiben würde oder jemanden kannte, der täglich bei uns nachsehen und ihm Bescheid geben konnte. Jedenfalls war es das letzte Mal, dass ich ‚Major Elken‘ gesehen habe, denn schon drei oder vier Tage später musste ich das Vogelhäuschen versetzen; zwei Männer in Ledermänteln waren gekommen und wollten ihn zur Vernehmung abholen. Mutter war ganz aufgeregt, und sie hat meiner Schwester grosse Vorwürfe gemacht, als sie von ihr erfuhr, wer den Vorfall an ‚Major Elkens‘ Geburtstag der SS gemeldet hatte ...» Dunkel blieb nur noch, was ‚Onkel Erich‘ zwischen seinem hastigen Auszug aus der Pension und seinem Eintreffen auf Sylt gemacht hatte. Dazwischen lagen immerhin einige Wochen.

«Etwa acht Tage nach dem Besuch der Gestapo», erinnerte sich Fra We-

ber, «kam ein Brief von ‚Major Elken‘ aus Kleve. Er schrieb, er habe sich reaktivieren lassen. Er fühle sich noch durchaus imstande, als Offizier Dienst zu tun, und das Vaterland brauche jetzt jeden Mann. Dann bat er noch, seine zurückgelassenen Sachen zusammenzupacken und für ihn aufzuheben – ‚bis zum Endsieg‘ ...»

Onkel Erich war also abgereist, sobald feststand, dass die Gestapo nicht lockerliess. Er hatte wohl versucht, mit Hilfe unserer Düsseldorfer Freunde in Holland Zuflucht zu finden, aber die ‚grüne Grenze‘ war nicht mehr passierbar. Herr Desch und er waren dann übereingekommen, einen Fluchtweg nach Dänemark zu erschliessen. Herr Desch hatte auf Sylt die Möglichkeiten erkundet, und ein paar Tage später war Onkel Erich in Majorsuniform in Westerland eingetroffen, um als erster den neuen Fluchtweg zu erproben.

Ich erinnere mich noch deutlich an jenen 10. April 1940. Als ich an diesem Morgen meinen Nachtdienst beendete, war mir bereits klar, dass der mit dem Wirt der Fischerkneipe verabredete Plan gescheitert sein musste, denn in den ersten Stunden jenes Tages war das Unternehmen ‚Weserübung‘ angelaufen – der Überfall der deutschen Wehrmacht auf Dänemark und Norwegen. Die Dänen wurden völlig überrumpelt, ihr Land war kampfflos besetzt worden, und in Esbjerg wimmelte es bereits von deutschen Truppen. Geistesgegenwärtig hatte Onkel Erich die schon abgelegte Majorsuniform wieder angezogen, war an Land gegangen und hatte sich dort ein wenig umgesehen. Dann war er mit dem erschrockenen Schmuggler eilig wieder zurück nach Sylt gefahren, wo ich ihn gegen Mittag traf. Er war sehr niedergeschlagen.

«Ich werde noch ein paar Tage hierbleiben. Ich brauche einen plausiblen Grund, weshalb ich abreisen muss und nicht mehr wiederkomme. Die anderen Herren werden sehr enttäuscht sein, denn ich habe ihnen eine Revue versprochen. Meine ‚Planungsstelle‘ im Hotel ‚Stadt Hamburg‘ ist nämlich zuständig für Sonderveranstaltungen im Rahmen der Truppenbetreuung an der Front... Vielleicht sage ich ihnen, dass meine vorgesetzte Dienststelle mich nach Norwegen abkommandiert hat – das werden sie mir glauben, und es wird keinen Argwohn erregen, wenn ich plötzlich abreise ...» «Und wie kommst du hier weg?» wollte ich wissen. «Genauso, wie ich hergekommen bin – in Uniform, mit der Eisenbahn, 1. Klasse, und mit einem Marschbefehl, dessen einzige Besonderheit ist, dass er von der Standortkommandantur Düsseldorf ausgestellt ist. Herr

Desch hat dort einen guten Bekannten. Ich fahre also nach Düsseldorf zurück, und dann wird man weitersehen ...»

Ich trug ihm Grüsse auf und gab ihm den Rat, mit ‚Tante Anne‘ zu sprechen, der Konditorsfrau – und in ihrem Landhaus, so erfuhr ich später, verbrachte Onkel Erich den Spätsommer 1940.

«Ist er tatsächlich durchgekommen? Hat er die Nazizeit überlebt?» Frau Weber freute sich, als ich es ihr bestätigte.

«Es wäre schrecklich zu wissen, dass wir ..., dass meine eigene Schwester ihn auf dem Gewissen hätte. Sie hat zwar nur diese eine Meldung gemacht, und da wusste ja noch niemand, wer er in Wirklichkeit war. Aber diese Meldung hat dann das Übrige ausgelöst. Als ‚Major Elken‘ nicht wiederkam, hat die Gestapo Verdacht geschöpft und Nachforschungen angestellt, und da kam natürlich bald heraus, dass es gar keinen ‚Major Elken‘ gab, sondern dass er identisch war mit dem Anwalt, den sie schon seit Monaten suchten ...»

«Und wie hat sich Ihre Schwester verhalten, als sie das alles erfuhr?»

«Zunächst war sie, als der Brief aus Kleve kam, etwas kleinlaut. Einem älteren Offizier, der sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte, Schwierigkeiten bereitet zu haben, war ihr peinlich. ‚Ich habe doch nur meine Pflicht getan‘, beteuerte sie immer wieder, und ich glaube, es tat ihr wirklich leid. Später hat sich das entschieden geändert. Da war sie dann ausser sich vor Empörung, dass sich ein Jude ausgerechnet unter unserem Dach versteckt gehalten hatte! Ich glaube allerdings, sie hatte hauptsächlich Angst, von ihrem Jochen im Stich gelassen zu werden. Ob ihre Befürchtungen berechtigt waren, hat sie zum Glück nie erfahren. Jochen ist im Sommer 1940 bei einem Anschlag der polnischen Widerstandsbewegung auf seine Unterkunft ums Leben gekommen. Es war ein schwerer Schlag für Gussi, denn sie erwartete ein Kind von ihm und war bereits hochschwanger, als sie die Nachricht erhielt. Das Persönliche Büro des ‚Reichsführers SS‘ hat sich ihrer angenommen. Ein Adjutant von Himmler hat meine Schwester besucht und ihr empfohlen, sich in ein Heim der SS in der Nähe von Bremen zu begeben, wo sie unter bester ärztlicher Aufsicht und Pflege entbinden könnte. Natürlich hat Gussi diesen Vorschlag begeistert angenommen, und am nächsten Tag wurde sie von einem SS-Führer mit dem Auto abgeholt...»

«Was war das denn für ein Heim?» erkundigte ich mich.

Zum erstenmal zögerte Frau Weber mit der Antwort. Aber dann sagte

sie, etwas leiser als zuvor, und es schien ihr peinlich zu sein, davon zu sprechen: «Ich will es Ihnen sagen: Sie hat sich für den sogenannten ‚Lebensborn‘ anwerben lassen, Himmlers ‚Zuchtstätte edelsten Blutes‘, und sie hat nicht nur einmal dort entbunden, sondern noch ein zweites Mal, 1941. Gewiss hätte sie noch vier oder fünf weitere Kinder geboren, denn das war ja der Zweck des ‚Lebensborn‘, nur war sie zu schwächlich. 1941, nach der zweiten Geburt, hat man ihr geraten, nur noch als Pflegerin im Heim zu arbeiten, und da sie das nicht wollte, hat man sie nach Prag versetzt, in einen Rüstungsbetrieb, wo nur Frauen arbeiteten. Da war sie Aufseherin ...»

#### 4. ‚Lebensborn‘ – in 30 Jahren 600 Regimenter mehr!

Das ‚Entbindungs- und Genesungsheim‘, als das Gussi Hohlbaum ihrer Mutter und anderen ihr Nahestehenden das Haus beschrieb, wo sie vom Sommer 1940 bis zum Jahresende 1941 von der ‚Reichsführung SS‘ untergebracht war, gehörte einer Einrichtung, die sich ‚Lebensborn‘ nannte und die sich der ‚Reichsführer SS‘, Heinrich Himmler, direkt unterstellt hatte, angegliedert dem ‚Rasse- und Siedlungshauptamt der SS‘. Himmler, 1900 in München als Sohn frommer Kleinbürger geboren, hatte am Ersten Weltkrieg noch als Fähnrich teilgenommen. Bald danach kam er über eine rechtsextremistische Gruppe zur Hitlerpartei. Schon damals schwärmte er von der ‚edlen Rasse der Germanen‘ und huldigte ihren Kulturen, aber seine spätere Verachtung für ‚Minderrassige‘, zu denen er dann auch Slawen zählte, war noch nicht so ausgeprägt. Jedenfalls heiratete er eine Polin, die Krankenschwester Marga Concerzowa aus Bromberg, und dann beschäftigte er sich bis gegen Ende der zwanziger Jahre vornehmlich mit Geflügelzucht. Er betrieb, in Waldtrudering bei München, eine Hühnerfarm. Seine organisatorischen Fähigkeiten bewies er, nachdem ihn Hitler Ende 1929 mit dem Aufbau der damals erst knapp 300 Mann starken ‚Schutzstaffeln‘ betraute, zu der neben Hitlers persönlicher Leibwache auch die Schlägertrupps und Saalschützer der Partei gehörten: Bis 1933 baute er die SS zu einem Kampfverband mit mehr als 50'000 Mitgliedern aus. Daneben schuf er sich mit dem SS-Sicherheitsdienst (SD) einen eigenen Überwachungs- und Spitzelapparat.

Die grosse Stunde Himmlers schlug am 30. Juni 1934, als seine SS auf Hitlers Befehl fast alle hohen SA-Führer ermordete, auch Hitlers einzigen Duzfreund, den SA-‚Stabschef‘ Ernst Röhm, der bis dahin Himmlers und der SS oberster Chef gewesen war. Erst danach wurde die SS zu einer selbständigen Organisation, und zwei Jahre später wurden dem ‚Reichsführer SS‘ auch sämtliche Polizeikräfte des Deutschen Reiches

unterstellt. Von da an war Himmler, der später auch noch Reichsinnenminister wurde, der offizielle Sicherheitschef des ‚Dritten Reiches‘, Herr über SS- und Polizeikräfte, sämtliche Konzentrationslager, den SD, das Reichssicherheitshauptamt, schliesslich auch über starke militärische Verbände, die neben der Wehrmacht und in Konkurrenz zu ihr gebildet wurden und aus denen die Waffen-SS entstand. Seine ständig wachsende Macht erlaubte es ihm, auch persönliche Marotten und die närrischsten Ideen in allerlei Institutionen zu verwirklichen. Dazu gehörte beispielsweise die SS-‚Forschungs- und Lehrgemeinschaft Ahnenerbe‘, deren Aufgabe es war, ‚Raum, Geist, Tat und Erbe des nordrassischen Indogermanentums zu erforschen‘; die Herstellung eines – angeblich wundertätigen – Mineralwassers; der Anbau von – ebenfalls magischer Heilkräfte teilhaftigen – Kog-Sagys-Wurzeln; der Bau von ‚Kultstätten‘; und auch der ‚Lebensborn‘, der als ‚Pflanzgarten germanischen Blutes‘ der ‚Heranzüchtung eines neuen Herrenmenschentyps‘ dienen sollte.

Heinrich Himmler, der Mann an der Spitze des gesamten Polizei- und Terrorapparats des Nazi-Reichs und Befehlshaber einer Waffen-SS-Streitmacht von zuletzt 900'000 Mann, hatte zugleich die Wahnidee, seine Erfahrungen aus der Hühnerzucht auf Menschen anzuwenden; er wollte die Nation ‚aufnorden‘, und der ‚Lebensborn‘ sollte ihm als ‚Zuchtstätte‘ dienen.

«Dieses germanische Reich braucht den Orden der SS. Es braucht ihn wenigstens für die nächsten Jahrhunderte», erklärte er einmal vor SS-Führern. Nicht zuletzt, um einen «rassisch einwandfreien, erbgesunden» Nachwuchs für diesen Orden «sicherzustellen», gründete er im Dezember 1935 den ‚Verein Lebensborn e.V.‘; Mitglieder waren ausschliesslich SS-Führer und höhere Polizeioffiziere. Zu den satzungsmässigen Aufgaben des Vereins sollte es gehören, «rassisch und erbbiologisch wertvolle werdende Mütter unterzubringen und zu betreuen, bei denen nach sorgfältiger Prüfung der eigenen Familie und der Familie des Erzeugers durch das Rasse- und Siedlungs-Hauptamt der SS anzunehmen ist, dass gleich wertvolle Kinder zur Welt kommen; für diese Kinder zu sorgen; für die Mütter der Kinder zu sorgen ...», denn – so Heinrich Himmler bei der Eröffnung des ‚Lebensborn‘-Musterheims Steinhöring bei München, Anfang 1936: «Heilig soll uns sein jede Mutter guten Blutes!»

Nach und nach entstanden, meist in grossen, schlossähnlichen Gebäuden mit grossen Parkanlagen, neun ‚Lebensborn‘-Heime im Reich und, nach Kriegsausbruch, weitere in besetzten Ländern. Sie unterstanden ausschliesslich, ohne Kontrollrecht der örtlich zuständigen Behörden, der

Reichsführung SS, hatten völlige Verwaltungs- und Finanzautonomie und sogar eigene Standesämter, die Geburtsurkunden für die im Heim geborenen Kinder so ausstellten, dass daraus keine Rückschlüsse auf eine ausser- oder uneheliche Geburt gezogen werden konnten. Die Mütter hatten die Wahl, ob sie ihre Kinder behalten und selbst grossziehen oder sie dem ‚Lebensborn‘ zur Adoption überlassen wollten; die grosse Mehrheit überliess die Kinder der SS, denn der überwiegende Teil der Wöchnerinnen waren «rassisch einwandfreie» Minderjährige, die ihre Schwangerschaft vor ihren Familien geheimgehalten hatten, meist Schwesternschülerinnen oder hauptamtliche BDM-Führerinnen. Bei den Vätern, die wegen der erforderlichen Überprüfung ihrer «rassischen Eignung» unbedingt angegeben werden mussten, handelte es sich fast ausschliesslich um SS-Angehörige.

Das ‚Lebensborn‘-Heim, in das Gussi Hohlbaum im Sommer 1940 eingezogen war, lag nordöstlich von Bremen, zwischen Vegesack und Schwandewede, am Ende einer Allee, die durch einen riesigen Park führte. Es war das Schloss Hohehorst, das von den Brüdern Lahusen – Bremer Kaufleuten, die um 1930 wegen betrügerischen Bankrotts verurteilt wurden – erst gegen Ende der zwanziger Jahre errichtet worden war.

1938 erwarb der ‚Lebensborn‘ das grosse Anwesen. Den geradezu lächerlich geringen Preis von 60'000 RM bezahlte die SS aus einem Fonds, der sich aus konfiszierten jüdischen Vermögen zusammensetzte. Das Schloss erhielt dann den Namen ‚Friesland‘.

Schloss, Nebengebäude, Park und sonstige Einrichtungen entsprachen ganz den Vorstellungen und Wünschen der für den ‚Lebensborn‘ zuständigen SS-Führer, und besonders entzückt waren sie von der Innengestaltung des Schlosses, wo es nur noch ein paar «Hoheits»adler, Sigurnen und Hakenkreuze anzubringen galt.

Die Einrichtung und Ausstattung, nach den Vorstellungen Himmlers – ‚Daran darf nicht gespart werden!‘ – geradezu luxuriös, machte keinerlei Schwierigkeiten. Geld war reichlich vorhanden – ein Viertel der vielen Millionen Reichsmark, die man nach der ‚Reichskristallnacht‘ den Juden abnahm, floss in die Kasse des ‚Lebensborn‘ –, und wenn bestimmte Dinge für Geld nicht aufzutreiben waren, weil man ihre Produktion zugunsten von Rüstungsgütern eingestellt hatte, so wurden sie in jüdischen Heimen, Wohnungen oder Kliniken konfisziert. Dagegen war es für die SS nicht einfach, Ärzte, Hebammen und Schwestern in ausreichender Anzahl für die Arbeit in den ‚Lebensborn‘-Heimen zu gewinnen. Das Rote Kreuz lehnte jede Mitarbeit ab, und so versuchte man,

mit Bittschreiben der für den ‚Lebensborn‘ verantwortlichen SS-Führer an alle infrage kommenden Nazi-Organisationen den Personalmangel zu beheben. Nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten rekrutierte sich ein beträchtlicher Teil des Personals aus den Reihen der Mütter, die entweder bei ihren Kindern bleiben wollten oder auch nur die Rückkehr zu ihren Familien scheuten. Wer aber im Heim blieb, geriet in nahezu vollständige Abhängigkeit von den ‚Lebensborn‘-Oberen, ausgenommen die Ehefrauen höherer SS-Führer, die die Institution nur als Entbindungsheim benutzten.

Überhaupt fehlte es nicht an Müttern, da einerseits, der Naziideologie entsprechend, das Empfangen und Gebären möglichst vieler Kinder – ob ehelich oder nicht, wenn der Nachwuchs nur ‚arisch‘ und ‚erbggesund‘ war – als ‚höchste Pflicht jeder deutschen Frau‘ propagiert und gefördert wurde, andererseits die Strafen für Abtreibung drastisch verschärft worden waren. ‚Kinderkriegen ist Ehrenpflicht‘, hiess die Parole, und im BDM, der weiblichen Hitlerjugend, verkündeten die höheren Führerinnen mitunter, in Anbetracht der hohen Verluste im Weltkrieg 1914-18 gebe es zwar einen beträchtlichen Frauenüberschuss, so dass nicht jedes deutsche Mädchel auf einen Ehemann hoffen könne, «aber Mutter könnt ihr alle werden!»

Solche Aussprüche hatten zur Folge, dass zum Beispiel nach dem Nürnberger Parteitag 1936 rund eintausend zum Teil noch sehr junge BDM-Mädchen schwanger waren, und viele von ihnen fanden dann beim ‚Lebensborn‘, wo sie hochwillkommen waren, Aufnahme; ihren Kindern mangelte es nicht an Adoptiveltern in höheren SS-Kreisen.

Auch an den Schulen, Lyzeen und bei der Aufnahme von weiblichen Erstsemestern in die ‚Deutsche Studentenschaft‘ wurde das Kinderkriegen als «Dienst an Führer und Vaterland» propagiert. «Von nun an», hiess es beispielsweise in einer Ansprache vor Schülerinnen, «müsst ihr euch stets vor Augen halten, dass ihr echte Deutsche seid und dass es die Hauptaufgabe der deutschen Frau ist, dem Führer möglichst viele Kinder zu schenken: ein Kind im Jahr, sofern er es verlangt. Hierzu braucht man durchaus nicht verheiratet zu sein, wie es euch dekadente Menschen einzuschwätzen versuchen. Weist daher die Anträge der jungen Männer nicht von euch, sondern unterhaltet vielmehr sooft wie möglich intime Beziehungen mit ihnen, denn dies ist für euch oberstes Gebot.»

\* Dieses und die folgenden Zitate sind entnommen der Ersten Staatsarbeit für das Lehramt von Gertrud Burmester und Herbert Perthen, Lebensborn Friesland/Hohehorst, Bremen 1981.

So wurde dem ansonsten so gefühls- und sexualfeindlichen Klima von Zucht und Sitte, die das ‚Dritte Reich‘ auf seine Fahnen geschrieben hatte, eine ganz neue Libidokomponente hinzugefügt: Zeugen und Gebären als «Dienst am Vaterland».

Der ‚Lebensborn‘ sollte den natürlichen Geschlechtsverkehr fördern, aber nur soweit er der Zeugung «artgerechten» Nachwuchses diene, und so diskret wie möglich, weil diese Einrichtung, Himmlers Steckenpferd, in der dafür «noch nicht reifen» deutschen Öffentlichkeit nicht in schlechten Ruf geraten sollte. Im Schriftverkehr zwischen den diversen Partei- und SS-Dienststellen und auch in der privaten Korrespondenz der für den ‚Lebensborn‘ Verantwortlichen wurde alles vermieden, was den umlaufenden Gerüchten, in den Heimen würden «unzüchtige Handlungen» vorgenommen, Nahrung hätte geben können. Die auf biologische Vorgänge reduzierten sexuellen Beziehungen wurden vorsichtig umschrieben und mit einem Schwall von Phrasen umnebelt, wobei das «Verantwortungsbewusstsein» der Beteiligten stets besonders hervorgehoben wurde.

So hiess es beispielsweise in einem Brief des SS-Oberführers Dr. Gregor Ebner, der zum ‚Persönlichen Stab des Reichsführers‘ gehörte: «. . Ich muss hier schon fragen: Ist es wirklich Leichtsinn, wenn eine Frau, die sich ein Kind wünscht, bewusst mit einem Mann zusammengeht? Ich glaube im Gegenteil, dass hier tiefes Verantwortungsbewusstsein vorliegt und dass eine solche Frau ... feste innere Haltung aufweist. Sie werden sicher in Ihrem Bekanntenkreis den einen oder anderen Mann kennen, mit dem Sie die Frage» – ob er bereit sei, eine Schwängerung vorzunehmen – «in Ruhe und Offenheit besprechen können ...» Dr. Ebner war es auch, der meinte: «Dank dem Lebensborn werden wir in dreissig Jahren sechshundert Regimenter mehr haben!»

Himmler selbst vermied es, klare Weisungen zu geben, wie die von ihm so sehnlich gewünschten Resultate, nämlich massenhafte Erzeugung «erbgesunden nordischen Nachwuchses» in der Praxis erzielt werden sollten. Eine künstliche Befruchtung lehnte er ab, da er fürchtete, dies würde «früher oder später zu Entartungen bei der Nachzucht und wahrscheinlich zur Impotenz oder Sterilität führen». Er verhielt sich zunächst auch ablehnend gegenüber den begonnenen Versuchen, sogenannte ‚Mutterhöfe‘ einzurichten, Lebensgemeinschaften von Frauen, die keine Bindungen mit Männern eingingen, sondern sie nur zur Kindererzeugung in Anspruch nahmen und ihren Nachwuchs selbst aufzogen. Er wollte ‚überhaupt keine organisatorischen Regelungen des Zeugungs-

vorgangs', keine Lokalisierung auf eigens dafür eingerichtete ‚Heime‘, weil er fürchtete, dass sie ‚sehr bald einen schlechten Ruf bekämen, da sie nur schwer von menschlichen Unzulänglichkeiten freizuhalten‘ wären, und dass dann «wirklich wertvolle Frauen dort nicht hingehen würden».

«Das Problem ist überhaupt nur zu lösen», schrieb er, «je weniger es reglementiert wird ... und vor allem dadurch, dass in jeder Form die Hindernisse und Diffamierungen beseitigt werden und jede durch das praktische Leben herbeigeführte Lage in Ehren für beide Teile anerkannt wird.» Im Klartext bedeutete das: War ein Mädchen erst einmal schwanger, und das konnte es ‚im praktischen Leben‘, wenn alle ‚Hindernisse und Diffamierungen‘ fehlten, auf mancherlei Weise werden, hatte der ‚Lebensborn‘ es aller Sorgen zu entheben, effizient und diskret, wobei streng darauf zu achten war, dass das eigene Haus ‚sauber‘ blieb.

In den Heimen sollte es möglichst keusch, diszipliniert und ‚SS-mässig‘ zugehen. Die eintretenden Wöchnerinnen wurden geduzt und nur mit ihren Vornamen angedet. Sie hatten ihre Zimmer selbst sauber zu halten und auf strenge Ordnung zu achten; es gab regelmässig ‚Stubenabnahmen‘ und ‚Spindkontrollen‘. Besucher aus der Aussenwelt waren unerwünscht. Die Neugeborenen erhielten auf ‚germanischem Kult‘ entsprechende Weise einen Vornamen: Sie wurden vor einen Hakenkreuz-, ‚Altar‘ gelegt, die Jungen mit einem SS-, ‚Ehrendolch‘ an der Stirn berührt und in den schwarzen Orden aufgenommen; bei Mädchen hielt ein SS-Führer nur eine kurze Ansprache, und ein gemeinsames Lied der Anwesenden beschloss den ‚feierlichen Akt der Namensgebung‘.

Die Verantwortlichen waren sehr bemüht, den äusseren Schein des Anstands zu wahren. «Im Heim ‚Kurmark‘», heisst es in einem Protokoll, «ist der Fall vorgekommen, dass zwei werdende Mütter gleichzeitig im Heim anwesend waren, die ein und denselben Kindsvater hatten ... Der Fall soll nachgeprüft und ein ähnliches Zusammentreffen vermieden werden.»

Guten Eindruck konnten die Heime nur auf wenige machen, denn sie wurden von SS-Posten streng bewacht; Grundstück und Haus durften nur diejenigen betreten, die dazu Erlaubnis hatten, und das waren, ausser dem meist im Heim selbst wohnenden Personal und den Wöchnerinnen, die Oberen des ‚Lebensborns‘, ‚dienstlich‘ beauftragte SS-Führer, KZ-Häftlinge unter Bewachung, die zu Garten- oder Reparaturarbeiten eingesetzt waren, sowie mitunter Gruppen junger Mädchen, die als Personal angeworben werden sollten.

Da gegen Kriegsende nahezu sämtliche den ‚Lebensborn‘ betreffenden Dokumente von der SS vernichtet wurden, ist bisher nur ein einziges Kurzprotokoll über den Besuch von fünfzig Schwesternschülerinnen im ‚Musterheim‘ Steinhöring am 13. Juni 1940 bekannt. Daraus ist ersichtlich, was man den 16- bis 18jährigen Mädchen erklärte, um sie für die Arbeit im ‚Lebensborn‘ zu gewinnen: *‚Lebensborn – Problem ist wichtig für die Nation! Ansichten noch geteilt. Was Widerspruch herausfordert, braucht nicht immer schlecht zu sein. Siehe Kampfzeit! Beweis immer durch Leistung. Zwischen verheirateten und ledigen Frauen in der Mutterschaft kein Unterschied. Falsche Moral! Aussereheliches Verhältnis wird geduldet, solange das Mädchen nicht schwanger wird. Schwangerschaft ist aber die natürliche Folge der Liebesverbindung ... Grösster Aderlass des Volkes durch den Krieg – Ersatz von Menschen – Leistung ist wichtiger als Legalität!... Frauenüberschuss von 2 Millionen! Durch den jetzigen Krieg noch mehr. Männermangel durch Homosexualität: eine Million. Also: drei Millionen zu wenig Männer!... Jeder Mann hat die Wahl zwischen zirka fünf Frauen. Er wird vermutlich von ihnen die Schönste, Reichste und Kinderlose heiraten – vier von diesen Frauen können nicht heiraten, sollen diese kinderlos bleiben? Problem liegt also tiefer: Sein oder Nichtsein unseres Volkes! Deutschland muss wieder Kinderland werden! Das ledige Mädchen, das zwangsläufig ledig bleiben muss, muss das Recht haben auf Mutterschaft – deswegen unser Kampf gegen die Diffamierung ... Ist unsere Arbeit gut oder nicht?... Gut ist, was dem Volk nützt, schlecht ist, was dem Volk schadet. Das Volk sind nicht nur wir Lebenden, sondern auch unsere Ahnen und auch unsere Enkel. Heilig ist uns jede Mutter guten Blutes!*

Bei dieser Werbung für den ‚Lebensborn‘ blieb unklar, was von den Schwesternschülerinnen beim Dienst im Heim eigentlich erwartet wurde: Betreuung und Pflege der Wöchnerinnen und der Kinder – oder eigene Mutterschaft? Tatsächlich wurde beides gewünscht und gefördert, denn es waren hauptsächlich die in den Heimen tätigen Schwesternschülerinnen, die regelmässig schwanger wurden. Durch einen Beschluss des SS-‚Rasse- und Siedlungs-Hauptamts‘ aus dem Jahre 1937 war die Aufgabe dieser Schwesternschülerinnen bereits bestimmt: «Der ‚Lebensborn‘ wird sie mit einem Mann zusammenbringen, nicht in leichtfertiger Absicht, sondern in dem Bewusstsein, der Nation gegenüber eine hehre Pflicht zu erfüllen.»

Es kamen nur Mädchen infrage, die die strengen Qualitätsanforderungen der SS-Experten erfüllten: Sie mussten ihre ‚rein arische‘ Abstammung bis ins Jahr 1750 nachweisen, ‚erbgesund‘, mindestens 1,60 Meter gross,

blond und blauäugig sein, ausserdem von der Nazi-Ideologie durchdrungen sein und sich voll zur Rassenlehre bekennen.

Die Schwesternschülerinnen und ‚braunen Schwestern‘, die – wie Gussi Hohlbaum im Sommer 1940 – zur Entbindung ins ‚Heim Friesland‘, das Schloss Hohehorst bei Bremen, kamen und bald nach der Geburt ihrer Kinder in ein anderes ‚Lebensborn‘-Haus versetzt wurden, stammten vorwiegend aus Oberbayern, Tirol und der Steiermark, und sie hatten, wie das Register des hauseigenen Standesamts ausweist, durchweg ‚Heimatanschriften‘ in München – insgesamt vier ständig wiederkehrende Adressen. Die amerikanischen Forscher Marc Hillel und Clarissa Henry, die Anfang der siebziger Jahre den ‚Lebensborn‘-Komplex erforschten, konnten nur in einem Fall Genaueres über die Bedeutung dieser gleichlautenden Anschriften ermitteln:

Das Haus Ismaninger Strasse 95, eine «hochherrschaftliche Villa», von der Strasse abgeschirmt durch eine hohe Mauer, hatte, wie sie herausfanden, etwa seit 1939/40 ein SS-Führerkasino beherbergt.

In der Nachbarschaft lebte während dieser Zeit und auch noch 30 Jahre später ein Ehepaar, Hans und Franziska S., das erklären konnte, was es mit der angeblichen «Heimatadresse» auf sich hatte, die so vielen der im ‚Heim Friesland‘ entbindenden jungen Mütter gemeinsam war.

«Während des Krieges», so berichtete Franziska S., «war unser Nachbar der ‚Lebensborn‘ ... Das haben wir allerdings nicht sofort erfahren ... Man war natürlich neugierig, ab und zu riskierte man einen Blick hinüber. Da haben wir dann auch die Mädchen gesehen. Sie waren alle gross und blond, sehr nordisch, eben echte Arier, wie man damals sagte...»

«Tag und Nacht», ergänzte Hans S. den Bericht seiner Frau, «standen SS-Posten mit grossen Polizeihunden Wache, drinnen im Park und draussen auf dem Trottoir ... So langsam haben wir’s dann begriffen: Das Haus dort war ein Treffpunkt, ein Offiziersklub der SS ...»

«Dann haben wir auch erfahren – wie, das ist schwer zu sagen –, dass die Mädchen von überall kamen, aber hergeschickt waren sie vom Zentralbüro des ‚Lebensborn‘ in der Herzog-Max-Strasse ... Da sollen sie ausgesucht worden sein ...»

«Wenn wieder neue daherkamen, hiess es bei uns im Viertel immer: ‚Da, schau her, schon wieder ein paar neue Kühe für unsere Zuchtbul-

\* Marc Hillel/Clarissa Henry, Lebensborn e. V., Wien-Hamburg 1975

len!' ... (Es waren) lauter stramme Burschen, das muss man ja sagen. Man konnte sich wohl vorstellen, dass ein Mädchen, das – sagen wir: ein bisschen überkandidelt war, schon Lust bekommen konnte, mit diesen Burschen ‚dem Führer ein Kind zu schenken wie es so hiess ...»

«Soweit man das nach der Kleidung oder anderen Äusserlichkeiten beurteilen konnte, blieben diese Mädchen mehrere Tage, manchmal auch mehrere Wochen. Dann verschwanden sie, und es kamen neue. Die Männer wechselten auch, aber nicht so häufig ...» Der ‚Lebensborn‘ hatte indessen auch noch andere Mädchen für die Massenproduktion ‚edler Arier‘: «Während des Krieges war ich Schwesternschülerin», berichtete die inzwischen über 60jährige Frau K. Sie nannte auch den Namen der Schule des Roten Kreuzes in Berlin, wo sie ausgebildet worden war, und andere Einzelheiten. «Eines Tages bekamen alle meine Freundinnen und ich Einsatzbefehle an die Ostfront – irgendwo in der Nähe von Riga.» Nur weil ihr Vater es durch gute Beziehungen hatte verhindern können, war sie – zu ihrem damaligen Leidwesen – ‚freigestellt‘ worden. Alle anderen ‚Einberufenen‘ reisten ab. Drei der jungen Mädchen, mit denen Frau K. damals besonders eng befreundet war, blieben mit ihr in Verbindung und schrieben regelmässig. «Sie wurden gar nicht zum Fronteinsatz geschickt...», sondern – so ging aus den Mitteilungen hervor – in rückwärtige SS-Quartiere, um mit den dortigen Führern Kinder zu zeugen.

«Ich bin der festen Überzeugung, dass dies nicht mit rechten Dingen zugegangen ist», meinte Frau K. dazu. «Sie hatten alle drei keinen besonders heftigen Wunsch nach einem Kind, eher das Gegenteil, und sie waren nicht einmal übermässig naziliniertreu ...» Ihre Freundinnen, alle aus ‚gutbürgerlichen‘ Elternhäusern und ‚recht lustig, aber keineswegs leichtsinnige waren alle drei schwanger aus Lettland zurückgekehrt. «Sie kamen in ein ‚Lebensborn‘-Heim in der Nähe von Würzburg, wo genau, kann ich nicht mehr sagen ...» Die Verbindung zu den drei jungen Frauen ging schliesslich verloren, weil Frau K. geheiratet hatte und mit ihrem Mann nach Bremen verzogen war. «An die eine», schloss sie, «kann ich mich besonders gut erinnern. Sie machte sich nämlich immer lustig über meine Heiratsabsichten, und sie selber wollte keine Kinder haben ...»

Mit der Besetzung Dänemarks und Norwegens im April 1940 eröffneten sich dem ‚Lebensborn‘ neue, hochwillkommene Möglichkeiten, ‚rassisch hochwertiges Menschenmaterial‘ zu erhalten und mit dessen Hilfe die erforderliche ‚Aufzucht‘ des deutschen Volkes zu betreiben. SS-

Gruppenführer Wilhelm Rediess, Führer des Oberabschnitts Nord, verfasste für den ‚Reichsführer‘ eine geheime Studie mit dem Titel, ‚Die SS für Grossdeutschland – mit Schwert und Wiege‘, worin es hiess: «Es ist ausgesprochen wünschenswert, dass deutsche Soldaten so viele Kinder wie möglich mit norwegischen Frauen zeugen, gleichviel ob ehelich oder unehelich ... Der kämpfende Soldat muss von allen Sorgen befreit werden, die seinen Sinn belasten könnten ... Das Reichskommissariat wird für alle Kosten, die Mutter und Kind verursachen, aufkommen ...»

Die Vorschläge von Rediess wurden bereitwillig aufgegriffen und mit grossem Erfolg verwirklicht: Etwa 60'000 Norwegerinnen wurden mit Billigung und Förderung der Besatzungsbehörden von deutschen Soldaten geheiratet. Ausserdem konnten, wegen der wachsenden Anzahl unehelicher Schwangerschaften, eine Reihe von ‚Lebensborn‘-Heimen in Norwegen eingerichtet werden, so in Hønefoss und Godthob, beides in der Nähe von Oslo, sowie ‚Stalheim‘ bei Bergen. Die dort von Norwegerinnen geborenen Kinder wurden ‚politisch zuverlässigen deutschen Familien‘ zur Adoption überlassen, die sich – so der Forscher Marc Hillel – «um die ‚Edelprodukte‘ geradezu rissen».

Dagegen scheiterten alle Versuche des ‚Lebensborn‘, im besetzten Dänemark Fuss zu fassen; der passive Widerstand gegen das Besatzungsregime war dort zu stark. Auch in Holland, wo der ‚Lebensborn‘ das ‚Heim Gelderland‘ bei Nijmegen einrichtete, und in Belgien, wo es ebenfalls Heime gab, stiessen die Organisationen auf erheblichen Widerstand. Dagegen konnte der ‚Lebensborn‘ in Frankreich, wo im Schloss Lamorlaye in der Nähe von Paris das Heim ‚Westwald‘ entstand, zunächst ohne Schwierigkeiten Fuss fassen. Während der Besatzungszeit wurden in Frankreich insgesamt – meist ausserhalb der ‚Lebensborn‘-Organisation – mehr als 100'000 uneheliche Kinder geboren, deren Väter Wehrmachts- und SS-Angehörige waren. Vom SS-Standpunkt aus war dieser Nachwuchs jedoch ‚von rassisch zweifelhaftem Wert‘, ausser auf den Kanalinseln, wo – wie eine eigens eingesetzte Kommission des SS-«Rasse- und Siedlungs-Hauptamts» befriedigt feststellte – «das normannische Blut mit wünschenswerter Reinheit erhalten» sei.

In Luxemburg schliesslich gab es das ‚Lebensborn‘-Heim ‚Moselland‘, das vor allem der Aufnahme verschleppter Kinder aus den Ostgebieten diente. Denn die SS begnügte sich nicht damit, wo immer es möglich war, die forcierte «Aufzucht» neuer «Herrenmenschen» zu betreiben. In Polen, in den baltischen Provinzen und der Ukraine, aber auch in Jugosla-

wien, Rumänien und der Tschechoslowakei – überall waren Beauftragte des SS-,Rasse- und Siedlungs-Hauptamts' auf Jagd nach ‚Beutekindern‘, vorausgesetzt, sie waren dem äusseren Anschein nach ‚arischen Blutes‘. Meist handelte es sich um Kinder erschossener ‚Partisanen‘ oder Geiseln. Von über hundert Kindern aus dem tschechischen Dorf Lidice, das ‚zur Stühne‘ des Attentats auf SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich dem Erdboden gleichgemacht worden war, durften dreizehn überleben – weil sie blond waren.

Ein Jahrzehnt lang, von 1935 bis zum Frühjahr 1945, versuchte der ‚Reichsführer SS‘ Heinrich Himmler, seine fixe Idee, die massenhafte Züchtung ‚nordischer Edelmenschen‘ und die ‚Zufuhr guten, Ausmerzungen schlechten Blutes‘, mit allen nur erdenklichen Mitteln durchzusetzen. Zielstrebig, pedantisch und völlig skrupellos verfolgte er sein Ziel, einen neuen ‚ehren Menschentyp‘ heranzuzüchten.

Marc Hillel, der sich als Forscher eingehend mit Himmlers ‚Lebensborn‘ beschäftigt hat, fasst die Ergebnisse dieser Bemühungen folgendermassen zusammen: «Dies wollen wir unbedingt festhalten, denn es gilt sowohl für die Kinder sorgfältig auserlesener Fortpflanzungskandidaten als auch für alle jene in ganz Europa geraubten Blondes und Blauäugigen. Einige dieser Kinder konnten wir dreissig Jahre später persönlich begutachten, wobei wir feststellten, dass sie weder durch ihre Grösse noch durch ihre Haar- und Augenfarbe von anderen Gleichaltrigen, die in irgendeiner anderen Frauenklinik zur Welt kamen, sich unterschieden.» Heinrich Himmlers Bemühungen um die Hervorbringung eines neuen Menschentyps waren völlig vergeblich gewesen.

Aber – «Es war sein Hobby», meinte dazu die frühere ‚Lebensborn‘-Schwester Paula H., und bei dieser Feststellung lächelte sie freundlich wie in Erinnerung an eine kleine Schrulle eines im Übrigen liebenswerten und tüchtigen Menschen. «Um die kleinsten Einzelheiten hat er sich gekümmert...»

Und tatsächlich: Himmler liess sich über die ‚Milchleistungen‘ der stillenden Mütter in den ‚Lebensborn‘-Heimen genau berichten und prämierte Rekorde; zur Belohnung durften solche ‚Hochleistungs‘-Frauen ein weiteres Jahr im ‚Lebensborn‘ bleiben. Er äusserte auch den Wunsch, «dass eine kleine Sonderkartotheke aufgestellt wird für alle die Mütter und Kindseltern, die eine griechische Nase bzw. einen Ansatz dazu haben. In Frage käme für diese Kartotheke z.B. die Kindesmutter des Fragebogens L. 6008 ...» Als sich der ‚Reichsführer‘ für die Nasen

seiner ‚Lebensborn‘-Frauen zu interessieren begann, Mitte Februar 1942, stand für Hitler – wie aus den geheimen Kriegstagebuchaufzeichnungen des Führungsstabs des OKW klar hervorgeht – bereits seit zweieinhalb Monaten fest, dass der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen war und mit dem Untergang des Grossdeutschen Reiches enden musste. Für Erwin, meinen Funktruppführer, gab es daran schon früher keinen Zweifel. Obwohl er nur Unteroffizier war, sagte er mir schon anderthalb Jahre früher, im Spätsommer 1940, die Katastrophe voraus und begründete seine Prognose sehr überzeugend.

## 5. Sommer 1940 – Hitlers Triumph und der Anfang vom Ende

Mitte April 1940 – Dänemark war schon seit zehn Tagen besetzt, aber in Norwegen wurde noch heftig gekämpft, vor allem um Narvik – wurden Erwin und ich zu unserem Regimentskommandeur gerufen.

Ich dachte sofort an Onkel Erich und seinen durch die ‚Weserübung‘ vereitelten Versuch, aus dem Machtbereich der Nazis nach Dänemark zu entkommen; ich wusste nicht einmal, ob ‚Major Elken‘ die Insel Sylt schon verlassen hatte und sicher ins Rheinland gelangt war. Aber, sagte ich mir, darum kann es sich eigentlich nicht handeln, denn mit dieser Sache hatte Erwin ja nichts zu tun ...

«Stehen Sie bequem», sagte Oberst Kessler, als wir uns zur befohlenen Zeit im obersten Stock des Hotels ‚Miramar‘ bei ihm gemeldet hatten. Er ging im Zimmer auf und ab, blickte aus dem grossen Fenster hinaus auf die Nordsee, warf uns einen kurzen, musternden Blick zu und sagte schliesslich: «Also, Sie sind die beiden Wachhabenden, die dem Grossdeutschen Reich innerhalb von nur zwei Monaten mehr als eine Million Reichsmark an Kosten verursacht haben ...» Es klang zu unserer Erleichterung nicht sehr ärgerlich. «Ich weiss Ihre Wachsamkeit und Ihren unermüdlichen Eifer durchaus zu schätzen», fuhr Oberst Kessler fort. «Kein noch so hochfliegender feindlicher Aufklärer ist Ihnen entgangen. Fast jede Nacht war Fliegeralarm. Unsere sämtlichen Batterien waren bereits im Einsatz – mit nicht unbeträchtlichem Munitionsverbrauch ... Nur hat es bis jetzt noch keinen einzigen Abschuss gegeben ... Sie wollen mich doch nicht etwa unterbrechen, Unteroffizier?»

«Nein, Herr Oberst», sagte Erwin, der tatsächlich zum Sprechen angesetzt und sich dann gerade noch zurückgehalten hatte. «Ich musste nur an etwas denken!»

Der Kommandeur forderte ihn mit einer Kopfbewegung auf, sich zu äussern, und Erwin nahm diese Gelegenheit sofort wahr: «Wir haben

das Flugmeldesystem nach und nach verbessern können, Herr Oberst. Die englischen Flieger sind von unserer lückenlosen Überwachung der Deutschen Bucht überrascht worden. Unsere Feuerkraft hat sie beeindruckt und zu sofortigem Abdrehen veranlasst. Das ist doch, wenn ich das sagen darf, Herr Oberst, das beste Resultat, das unter den gegebenen Umständen zu erreichen war ...»

Er verstummte und schien nun, nach so viel Kühnheit, etwas verlegen. «Ist das alles?» fragte Oberst Kessler und tat erstaunt. «Ich dachte, Sie würden mir noch etwas darüber erzählen, dass die vielen Fliegeralarme auch dazu dienen, die Truppe an den Krieg zu gewöhnen und die Geschützbedienungen in ständiger Übung zu halten ... Es liessen sich sicherlich auch noch andere Vorteile aufzählen.» Er sah uns scharf an. Wir verzogen keine Miene, und er fuhr fort: «Aber das hört jetzt auf! Geben Sie von jetzt an nur noch Fliegeralarm, wenn Sie ganz sicher sind, dass mehrere – *mehr als zwei!* – gegnerische Maschinen im Anflug sind – verstanden?! – Sie können wegtreten ...» Aber noch bevor wir aus dem Zimmer waren, sehr erleichtert, rief uns der Oberst wieder zurück: «Da ist noch etwas: Wir müssen einen ausgebildeten Funker nach Norwegen abgeben, an die neue Flugwarnzentrale Drontheim. Überlegen Sie sich mal, wen wir am ehesten entbehren können, und sagen Sie dann Herrn Major Zobel Bescheid. In einer Woche soll der Mann in Marsch gesetzt werden – das ist alles!»

Eigentlich war die Auswahl des abzukommandierenden Funkers Sache unseres Majors Zobel, aber der war – wie der Oberst wohl auch schon bemerkt hatte – in den letzten Wochen noch zerstreuter als gewöhnlich, vergass selbst Routineangelegenheiten und konzentrierte sein ganzes Interesse auf das Verhalten der gerade auf Sylt eingetroffenen Raubseeschwalben, auch Wimmer- oder Kreischmöwen genannt, die den Winter in Nordafrika verbracht hatten und nun auf der Insel in den Dünen nisteten.

Erwin und ich brauchten nicht lange zu überlegen, wen wir ‚am ehesten entbehren‘ konnten – es kam nur Barczustowski infrage. Er war am leichtesten ersetzbar, da Erwin unseren auf der Insel nicht benötigten Funkwagen bei einem etwaigen Stellungswechsel auch selbst fahren konnte. Vor allem aber war Barczustowski in den letzten Wochen unausstehlich geworden. Das bisherige Stillhalten der Engländer und Franzosen, die kampflose Eroberung Dänemarks und die ständigen Erfolgsmeldungen aus Norwegen hatten ihn zu der Überzeugung gebracht, dass

‚der Führer‘ uns den «Endsieg» bereits errungen und alle Feinde endgültig in die Flucht geschlagen habe. Er sah sich schon als Herr über tausend polnische Bauern, die er, der altbewährte Parteigenosse, als Arbeitsklaven zugeteilt bekommen würde, oder als Distriktgouverneur und Herr über Leben und Tod in einem der besetzten Gebiete mit einem Schloss als Amtssitz und einem Harem, bestehend aus blonden Polinnen und noch blonderen Mädchen aus Norwegen ...

Wäre es beim blossen Schwelgen in solchen Phantasien geblieben, hätten wir es noch hingenommen; bei dem eintönigen Leben, das wir auf der Insel führten, waren wir froh, wenn es etwas zum Lachen gab. Aber Barczustowski hatte auch – wie schon früher in der Garnison – zu spitzeln begonnen. Erst am Tag zuvor hatte er bei Erwin, seinem Wachhabenden, wieder eine ‚dienstliche Meldung‘ machen wollen: Der Hauptgefreite Kinnigkeit habe ihm im ‚Strandcafé‘ Greuelmärchen erzählt, reine Feindpropaganda, von einem Marinesoldaten aufgeschwatzt, wie er durch geschicktes Fragen herausbekommen habe, und der Mariner habe sich noch damit gebrüstet, es ‚ganz genau‘ zu wissen, weil er Radio London abgehört habe ...

Erwin hatte Barczustowski zunächst einmal zusammengestaucht: Er verbat sich, von ihm geduzt zu werden, wenn es sich tatsächlich um eine «dienstliche Meldung» handeln sollte; sodann möge er sich erst einmal Stiefel anziehen, denn «Dienstliches» sei in Turnschuhen nur beim Frühsport erlaubt, und schliesslich handele es sich um blosses Hörensagen. Wenn der Hauptgefreite Kinnigkeit, ein alter Soldat mit fast einem Jahrzehnt militärischer Erfahrung, selbst keine Meldung gemacht habe, werde er dafür gewiss gute Gründe haben, und Barczustowski solle sich gefälligst dieser höheren Einsicht eines Dienstälteren beugen. Kurz, Erwin verhinderte die Meldung, aber dann hatte er doch wissen wollen, welcher angeblichen Feindpropaganda die Kameraden von der Marine denn aufgesessen seien.

«Die Engländer wollen vor der norwegischen Küste den Schweren Kreuzer ‚Blücher‘, den Leichten Kreuzer ‚Karlsruhe‘ und unsere zehn modernsten Zerstörer versenkt haben», liess ihn Barczustowski widerwillig wissen.

«Das stimmt leider», hatte Erwin erwidert, «du wirst es morgen im Wehrmachtsbericht lesen können ...»

Barczustowski hatte dann nur noch leise gemurrt, aber es war Erwin und mir klar, dass wir seine «Meldungen» nicht auf Dauer würden verhindern können. Deshalb wollten wir Major Zobel den Gefreiten Barczu-

stowski zur Abkommandierung nach Norwegen vorschlagen, jedoch war anzunehmen, dass sich Barczustowski von Oberleutnant Holzmann, dem für die ‚politische Betreuung und weltanschauliche Schulung‘ zuständigen Offizier, für «unabkömmlich» erklären lassen würde. «Aber ich denke», meinte Erwin abschliessend, «dass sich dagegen was tun lässt. Wir werden uns etwas Besonderes einfallen lassen ...»

Einige Tage später war der 20. April, ‚Führers Geburtstag‘. Barczustowski putzte seine Stiefel und sein übriges Lederzeug besonders blank und erklärte frech, er freue sich, dass Oberst Kessler und ‚die anderen reaktionären alten Säcke‘ vor der Hakenkreuzfahne strammstehen und dem ‚genialen Führer‘, dem ‚grössten Feldherrn aller Zeiten‘ die gebührende Reverenz erweisen müssten. Erwin, Hänschen, der Doppeldoktor und ich pflichteten ihm ausnahmsweise bei. Es hätte ihn stutzig machen müssen, aber er war schon vom, wie der Doppeldoktor es nannte, «Führergeburtstagsfieber» ergriffen. Nur mit einer fast knielangen Turnhose bekleidet, machte er sich eilig zum Strand auf, wo er täglich, genau dreissig Minuten lang, seinen privaten Frühsport trieb.

«In einer halben Stunde bin ich wieder zurück», rief er uns noch zu, «dann habe ich noch reichlich Zeit, mich zur Feier fertigzumachen ...» Es war das letztemal, dass er mit uns sprach. Wir mussten uns, kaum dass er ausser Sicht war, in Windeseile umziehen, nachdem wir bis dahin herumgetrödelt hatten. Eben noch rechtzeitig kamen wir zum Appell.

Gerade als Oberst Kessler auf dem Höhepunkt seiner sehr kurzen, margigen Ansprache war und das obligate Sieg Heil auf das Geburtstagskind, den «Führer und Oberbefehlshaber der Wehrmacht» ausbringen wollte, tauchte in seinem Blickfeld der Gefreite Barczustowski auf. Er kam – fast hätte es dem Kommandeur die Sprache verschlagen – im Dauerlauf vom Strand herauf, in der einen Hand einen grossen Seestern. Er bemerkte uns, als das Sieg Heil erscholl, blieb wie angewurzelt stehen, machte eilig kehrrund verschwand hinter dem Haus.

«Dieser Mann meldet sich bei mir in zehn Minuten im vorschriftsmässigen Dienstanzug!» brüllte Oberst Kessler, kaum dass das dritte Sieg Heil ausgebracht war. Sein Adjutant und Hauptwachtmeister Stoffregen, der «Spiess» der Stabsbatterie, eilten zu ihm. «Der Mann wird ohnehin morgen nach Norwegen versetzt, Herr Oberst», hörten wir den Adjutanten sagen. «Sein Marschbefehl ist schon ausgestellt. Wenn Oberleutnant Holzmann keine Bedenken ...»

Er sprach jetzt sehr leise, so dass wir nicht mehr verstehen konnten, was

er dem Oberst sagte. Aber wir sahen, wie Oberleutnant Holzmann es mit allen Anzeichen des Abscheus von sich wies, für seinen bisherigen Schützling und Spitzel Barczustowski ein gutes Wort einzulegen.

Knapp vierzehn Tage später, am 4. Mai 1940, hiess es zu unserer Überraschung, dass unser Stab noch in der Nacht die Insel verlassen würde. Nachdem wir mehr als sieben Monate lang auf Sylt gewesen waren, hatten wir uns schon auf die Eröffnung der Badesaison gefreut. Dennoch fiel uns der Abschied nicht schwer nach dem langen, für uns so öden Winter.

Das erste Etappenziel unseres Stellungswechsels war Rendsburg, wo uns ein neuer Funkwagenfahrer zugeteilt wurde. Er hiess Jens Kröger, war zwanzig Jahre alt, und auf die Frage, als was er ausgebildet sei, antwortete er zu unserer Verblüffung: «Ich spiele Schlagzeug und Bassgeige, auch Schlagbass natürlich und Xylophon.»

Damit erübrigten sich für Erwin und mich weitere Fragen, mit denen wir hatten sicherstellen wollen, dass uns kein zweiter Barczustowski beschert worden war. Wer sich für den – bei den Nazis streng verpönten – Jazz begeisterte, konnte kein verbohrtter Hitleranhänger sein.

«Ich habe mich zu den Funkern gemeldet», erzählte uns Jens Kröger etwas später, «weil man da ab und zu mit starken Empfängern etwas hören kann – Carnegie Hall und so ...»

Erwin wollte aber ganz sichergehen und bat den Doppeldoktor, der am meisten von Jazz verstand, dem Neuen am Abend noch einmal genau auf den Zahn zu fühlen.

«Sein Vorbild ist Gene Krupa», berichtete uns der Doppeldoktor später, «und als ich daraufhin sagte: ‚Spielt der nicht bei Benny Goodman?‘, antwortete er: ‚Aber nein, das war früher – so bis 1938 .. . Krupa hat jetzt `ne eigene Band – mit Roy Eldridge als Trompeter und Anita O`Day als Vokalistin ...‘ Das stimmt genau – und überhaupt: Das ist ein prima Kerl – da können wir von Glück sagen, dass wir den bekommen haben. Er hat auch ein Koffergammophon und drei Dutzend Platten, die er sich in Dänemark besorgt hat – die neuesten Aufnahmen von Duke Ellington, Tommy Dorsey und Lionel Hampton – natürlich auch jede Menge Krupa ...»

‚Krupa‘, wie wir Kröger bald nur noch nannten, erwies sich auch als guter Fahrer und immer hilfsbereiter Kumpel. Nur für die militärischen Äusserlichkeiten hatte er keinen Sinn und wäre ständig in Schwierigkeiten geraten, wenn wir nicht aufgepasst hätten. Schon am zweiten Tag

in Rendsburg machte sich das bemerkbar: ‚Krupa‘ hatte sich erboten, auf der Schreibstube nachzufragen, ob Post für uns eingegangen wäre. Erwin hatte ihn dazu erst einmal ‚angezogen‘ – den schiefen Sitz von Koppel und Mütze korrigiert, die Jacke richtig zugeknöpft und den Kragen zugehakt. Als er nach einer halben Stunde noch immer nicht zurückgekommen war, gab Hänchen zu bedenken, dass ihm etwas zugestossen sein müsse; die Schreibstube lag nur einen Stock tiefer, genau unter uns, im Erdgeschoss der Kaserne.

«Da war doch vorhin so ein fürchterliches Gebrüll», sagte der Doppel doktor.

Also machte sich Erwin – er war schliesslich Unteroffizier – auf den Weg und brachte nach zehn Minuten den schweissnassen und keuchenden ‚Krupa‘ zurück auf die Stube.

«Holzmann hat ihn strafexerzieren lassen», teilte Erwin mit. «Ich musste ihn an die Vorschrift erinnern. Er hat ihn nur sehr widerwillig aus seinen Fängen gelassen ...»

‚Die Vorschrift – LwVBl. (Luftwaffenvorschriftenblatt) 1939, C-367-891, wie wir auswendig hersagen konnten – besagte, dass Funker vom Exerzier- und anderem körperlich anstrengenden Dienst weitestgehend zu befreien und sehr ‚schonend‘ zu behandeln seien, damit ihre kriegswichtige Sensibilität und ihr besonderes Fingerspitzengefühl nicht in Mitleidenschaft gezogen würden.

«Ich weiss gar nicht, was diesen Menschen so aufgebracht hat», keuchte Krupa, «ich war doch sehr höflich zu ihm ...»

Erwin klärte uns auf: «Er war gerade an der Reihe beim Postempfang, da kam Oberleutnant Holzmann dazwischen, und unser Krupa hat zu ihm gesagt: «Verzeihung, Herr Wachtmeister, ich war eher hier!» Das ist alles ...»

Drei Tage später erhielt unser Funktrupp Marschbefehl für einen Stellungswechsel nach Broichweiden, nordöstlich von Aachen. Wir verstaute das feldmarschmässige Gepäck sowie verbotenerweise auch einiges andere, darunter ‚Krupas‘ Koffergrammophon und die Schallplatten, in dem fabrikneuen Achtzylinder-‚Horch‘, mit dem wir in Rendsburg ausgestattet worden waren, und fuhren mit sehr gemischten Gefühlen ab.

«Jetzt wird es ernst», meinte Erwin. «Morgen beginnt der Feldzug im Westen, und dann ist der Krieg bestimmt nicht mehr komisch ...»

Und tatsächlich: Am 10. Mai 1940 fiel die deutsche Wehrmacht in die neutralen Beneluxländer und in Frankreich ein.

Genau einen Monat und einen Tag nach unserer Abfahrt von Sylt, am frühen Morgen des 5. Juni 1940, hielt unser ‚Horch 8‘ auf einem kleinen, vom Krieg anscheinend verschonten Platz in St-Pol-sur-Mer, einer Vorstadt von Dünkirchen, im äussersten Norden Frankreichs, nur ein paar Kilometer von der belgischen Grenze entfernt.

«Hoffentlich sind wir hier richtig», sagte ‚Krupa‘ und gähnte. Er hatte die ganze Nacht hindurch am Steuer gesessen, und wir waren immer wieder und wieder gezwungen gewesen, umzukehren und einen neuen Weg zu suchen, weil eine Brücke zerstört oder die Strasse überschwemmt war. Offenbar hatten die Franzosen alle Schleusen geöffnet. «Wenn sich jetzt herausstellen sollte», fuhr ‚Krupa‘ fort, «dass wir wieder im falschen St-Pol sind, dann ...»

«Dann fährst du uns weiter», unterbrach ihn Werner, «bis wir das richtige Nest gefunden haben – das ist doch klar!»

«Es gibt mindestens ein Dutzend davon», murmelte ‚Krupa‘, legte den Kopf auf das Steuerrad und schlief sofort ein.

«Vielleicht hat Major Zobel gar nicht St-Pol gemeint, sondern St-Paul», liess sich der Doppeldoktor vernehmen. «Die Aussprache ist die gleiche. Es gibt beispielsweise noch St-Paul-des-Landes, unten an der spanischen Grenze, St-Paul-de-Vence in den Bergen oberhalb der Riviera, St-Paul-de-Varces, südlich von Grenoble ...» «Sind wir wieder falsch?» erkundigte sich Hänschen, der gerade erst auf gewacht war. Er hatte die ganze Nacht hindurch fest geschlafen, wie er überhaupt meist schlief, wenn der Funkwagen fuhr, und wir waren während der letzten Tage fast ständig unterwegs gewesen.

Er stieg aus, reckte sich und meinte: «Ob wir nun falsch oder richtig sind – die Hauptsache ist, dass wir bald ein Frühstück kriegen – wenigstens einen heissen Kaffee ...»

Ich sah mich um. Der kleine Platz war wie ausgestorben. An allen Häusern waren die Fensterläden geschlossen. Nichts rührte sich, ausser einer kleinen Katze, die sich uns vorsichtig näherte und miaute.

«Da hinten», sagte der Doppeldoktor und nahm die Katze auf den Arm, «da scheint jemand zu sein ...»

Tatsächlich, fünfzig Meter von uns entfernt, in einer Seitenstrasse, öffnete ein Café. Erwin nickte mir zu, und ich machte mich auf den Weg. Ich war der einzige von uns, der sich einigermaßen verständigen konnte, und seit dem 20. Mai war unser Funktrupp ganz auf sich gestellt,

weit entfernt vom übrigen Stab und ohne Funkverbindung mit unserem Regiment.

Wir hatten auch tagelang keine Fühlung mehr mit anderen deutschen Verbänden gehabt und waren mitunter nicht sicher gewesen, ob wir uns nicht längst im Rücken der französischen Truppen befanden. Schon vor etlichen Tagen, bald nach Beginn unserer Irrfahrt, waren wir einem endlosen Strom flüchtender Zivilisten begegnet, der verblüffenderweise in dieselbe Richtung strebte wie wir und den wir nur mühsam überholen konnten.

Ein verzweifelter Familienvater, dessen überladener Citroen mit leerem Tank am Strassenrand liegengeblieben war und dem wir mit zwanzig Litern Wehrmachtkraftstoff aushalfen, hielt uns für Engländer.

Ich hatte spasseshalber geantwortet, wir kämen aus Kanada, und es hatte ihn gar nicht überrascht. Den Franzosen waren unsere graublauen Luftwaffenuniformen, deren ‚Feldblusen‘ genannte Jacken wir mit offenem Kragen trugen, noch unbekannt, erst recht unsere ‚Schiffchen‘ genannten Mützen. Wir trugen auch nicht die üblichen ‚Knobelbecher‘, sondern lange Hosen und Halbschuhe, was zwar gegen die Vorschrift, aber – so meinte Werner – unter den gegebenen Umständen und bei der herrschenden Hitze eine vertretbare ‚Marscherleichterung‘ war, und falls wir tatsächlich hinter die französischen Linien geraten sein sollten, so würde unsere Aufmachung als «erlaubte Kriegslist» gelten.

Der Wirt des kleinen Cafés in St-Pol-sur-Mer, der gerade sein Lokal öffnete, warf mir einen verwunderten Blick zu, als ich ihn höflich fragte, ob man schon Kaffee und etwas zum Frühstück haben könnte. Er entfernte zunächst den Zigarettenstummel, der an seiner Unterlippe klebte, und sagte, mich kritisch musternd und nicht gerade freundlich: «Nanu, ihr seid ja immer noch da?!»

Da ich nicht recht wusste, was ich darauf antworten sollte, zumal wir doch eben erst in St-Pol angekommen waren, versuchte ich es mit einem Lächeln und bot ihm eine Zigarette an. Es war eine ‚Caporal Ordinaire‘, gekauft von dem Geld, das uns der Citroen-Fahrer für den Kanister Benzin zugesteckt hatte.

Der Wirt nahm die Zigarette, liess sich Feuer geben, und während er die Markise herunterliess und ein paar Stühle an die eisernen Tische vor dem Lokal stellte, sagte er, um ein geringes freundlicher: «Ihr Tommys seid doch alle abgehauen. Die letzten, hiess es eben noch im Radio, sind gestern gegen Abend von den Booten abgeholt worden – vom nördlichen Strand aus, da hinten, wo es noch brennt...!»

Er wies mit dem Kinn in eine Richtung, in der, unserer Karte nach, die Stadt Dünkirchen hegen musste. Ich folgte seinem Blick und sah die schwarzen Rauchsäulen, die der Westwind landeinwärts wehte.

«Wo kommt denn ihr noch her, dass ihr nicht wisst, was hier passiert ist? Fast eine halbe Million Mann haben sie rüber nach England gebracht, darunter auch ein paar von unseren Soldaten ... 25'000 Mann allein noch gestern, und alles mit Barkassen, Kuttern, Motorbooten, Ausflugsdampfern und sogar Segelyachten! 25'000 an einem Nachmittag!»

«Wir sind nur fünf, und wir möchten frühstücken», sagte ich. «Kaffee, mit oder ohne Milch, Brot oder Hörnchen – geht das?» Natürlich wussten wir längst, was in Dünkirchen passiert war. Wir hörten ja die Nachrichten sendungen ab. Aber wir waren allein und mussten vorsichtig sein.

Ich holte also einen 50-Franc-Schein aus der Jackentasche, den ich ihm zeigte.

«Ja doch», sagte er endlich, fügte aber hinzu: «Wegkommen werdet ihr nicht mehr – die Evakuierung ist beendet, haben sie im Radio gesagt. Spätestens gegen Mittag werden die Deutschen hier Sein ...»

«Haben Sie vielleicht auch Eier?» erkundigte ich mich.

«Ich werde mal sehen ... Es dauert ohnehin noch ein paar Minuten, bis der Bäcker kommt. Ihr könnt euch hier draussen hinsetzen – aber ...»

Er musterte mich nochmals, diesmal genauer, sah, dass ich keine Waffe hatte, und erklärte sehr energisch: «Bringt ja nicht eure Gewehre mit – sonst gibt es überhaupt nichts! Ich will hier keine Schiesserei – ist das klar?»

«Klar», versicherte ich ihm, «Sie können sich darauf verlassen – Ehrenwort!»

Es fiel mir leicht, ihm dieses Versprechen zu geben, denn zu den Wunderlichkeiten unserer seltsamen Frankreichfahrt gehörte es auch, dass wir überhaupt keine Waffen hatten. Unsere drei Reservisten – Hänschen, der Doppeldoktor und ‚Krupa‘ – hatten, als sie nach beendeter Ausbildung zu unserem Stab versetzt worden waren, aus unerklärlichen Gründen keinen Karabiner empfangen. Als Erwin und ich dies bemerkten, war es zu spät, denn da hatten wir schon – es war am Nachmittag des 10. Mai – die holländische Grenze überschritten und standen in einer langen Kolonne von Wehrmachtsfahrzeugen auf einer völlig verstopften Landstrasse, die nach Maastricht führte.

Es dauerte stundenlang, bis wir endlich in die Stadt einfahren konnten und den befohlenen Sammelpunkt gefunden hatten. Dort gab es Verpflegung und neue Instruktionen: Unser Funkwagen sollte in der Nähe von Alken, bei einer Mühle, in Wartestellung gehen und so schnell wie möglich Funkverbindung mit allen Batterien des Regiments aufnehmen.

Als wir wieder aufbrachen, war es bereits stockdunkel. Auf dem Weg zu unserem abgestellten Fahrzeug nahm mich Erwin beiseite: «Ich will meine Knarre auch loswerden», flüsterte er mir zu. «Wo doch die anderen keinen Karabiner empfangen haben, würde es gar nicht auffallen. Was meinst du?»

Wir kannten uns lange genug, und ich wusste genau, was er meinte.

Als wir dann am Ende einer langen Kolonne von Wehrmachtsfahrzeugen über eine eiserne Brücke fuhren und wieder einmal anhalten mussten, stieg Erwin, der neben ‚Krupa‘, dem Fahrer, gesessen hatte, aus. Er kam an die hintere Tür und sagte zu mir: «Komm, wir tauschen mal den Platz ...»

Gleichzeitig nahm er unsere beiden Karabiner aus der Halterung neben der Tür, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass Hänschen und der Doppeldoktor fest schliefen. Als ich ihm ans Brückengeländer gefolgt war, hatte Erwin die Karabiner schon auf den Boden gelegt. Wir brauchten sie nur noch mit dem Fuss unter dem Geländer hindurch ins Wasser zu stossen.

Wir hörten es klatschen, blieben noch einen Augenblick am Geländer stehen und stiegen dann rasch wieder ein.

«Was hast du denn da draussen gemacht?» hörte ich Hänschen fragen. Es klang verschlafen.

«Dreimal darfst du raten», gab ihm Erwin zur Antwort. «Und damit es für dich nicht zu schwer ist, bekommst du eine kleine Vorgabe: Ich bin jetzt ein Maas-Schiffer...!»

Fast eine Woche lang stand unser Funkwagen neben der Mühle, etwa zwei Kilometer von dem niederländischen Städtchen Alken entfernt. Alles war ruhig und friedlich. Nur abends, wenn wir die deutschen und ausländischen Sender abhörten, erfuhren wir etwas vom Krieg – von dem schweren Luftangriff auf Rotterdam, der viele Opfer gefordert hatte, vom raschen Vordringen der deutschen Panzerdivisionen in Nordfrankreich, von den verheerenden Auswirkungen der ‚Stuka‘-Einsätze auf die Verkehrsknotenpunkte und vom unveränderten ‚Sitzkrieg‘ am Oberrhein, entlang der Maginot-Linie.

Am Abend des 18. Mai überbrachte uns ein Kradmelder den Befehl zum

Stellungswechsel. Wir sollten bis Tervuren, nicht weit von Brüssel, vorrücken. Die belgische Hauptstadt, erzählte er uns, sei bereits besetzt, und Holland hätte schon vor drei Tagen kapituliert.

Am 20. Mai, gleich am Morgen nach unserem Eintreffen in Tervuren, fingen wir einen Funkpruch auf, der besagte, die deutschen Panzerspitzen hätten bei Abbeville die Sommemündung und damit die Kanalküste erreicht. Das bedeutete, dass die Hauptmacht der Franzosen, Engländer und Belgier von allen ihren rückwärtigen Depots und Nachschubwegen abgeschnitten war und dass ihr die Einkesselung drohte. Wenn jetzt nicht ein energischer Vorstoss der Franzosen von Süden her kam, der die weit vorgepreschten deutschen Panzerdivisionen abriegelte und zugleich die Verbindung zur alliierten Hauptmacht wiederherstellte, war der Feldzug im Westen zugunsten der Wehrmacht entschieden.

Erwin brachte diese wichtige Meldung selbst zum Kommandeur. «Unser Alter ist völlig aus dem Häuschen», erzählte er, als er zurückkam. «Er berät jetzt mit dem Adju und Major Zobel, und er brennt geradezu darauf, noch zu einem wichtigen Einsatz zu kommen, ehe der ganze Feldzug vorbei ist! Er hat jetzt fünf weitere Flakbatterien unter seinem Befehl, und nun will er natürlich General werden ... Ich hörte, wie er telefonierte: Er bot sich an, den vorgepreschten Panzerdivisionen Flakschutz zu geben. Wetten, dass es in spätestens einer Stunde ...?!»

Kurz darauf erschien Major Zobel, setzte sich mit Erwin und mir in den Funkwagen, seufzte leise und sagte: «Also, der Funktrupp erhält eine besondere Aufgabe ... Sie fahren jetzt sofort los, ohne auf die anderen zu warten, und machen sich selbständig. Fahren Sie südlich die Strasse über Mons und Valenciennes nach Douai und von dort zunächst weiter nach Westen. Suchen Sie Anschluss an unsere weit vorgeschobenen Panzerdivisionen und kümmern Sie sich nicht um die langsameren Verbände – es kommt jetzt vor allem auf Schnelligkeit an! Unsere Panzer brauchen Schutz vor Fliegerangriffen. Die Batterien der Gruppe von Herrn Oberst Kessler kommen nach, so rasch sie können. Suchen Sie uns derweilen ein geeignetes Stabsquartier und einen günstigen Standort für die Funkstelle. Besorgen Sie sich Verpflegung und Treibstoff unterwegs – wie, das ist mir egal. Hier ist eine Bescheinigung vom Gruppenkommando ...»

Er gab Erwin einen Zettel mit eindrucksvollen Stempeln, zündete sich eine Zigarette an und schien gehen zu wollen.

«Alles klar?» erkundigte er sich.

Erwin schüttelte den Kopf.

«Wo sollen wir denn ein Stabsquartier suchen, Herr Major? Ist das auch egal? Und was sollen wir machen, wenn wir auf gegnerische Verbände stossen?»

«Feindberührung ist unbedingt zu vermeiden!» erklärte Major Zobel, sehr zu unserer Erleichterung. «Und beschränken Sie auch den Funkverkehr auf das Allernötigste. Geben Sie der 1. Batterie kurz Nachricht, wenn Sie den Ort erreicht haben ...»

«Welchen Ort?»

«Ach so, natürlich – er heisst St-Pol- ... und noch irgendwas. Sie werden die Stadt schon finden – sie liegt dicht am Meer, und es wird dort bestimmt irgendein kleines Schloss oder ein Kurhaus geben, das sich als Gruppenhauptquartier eignet – mit Blick auf die See und so ... Und nun fahren Sie los, damit ich Oberst Kessler melden kann, Sie seien schon unterwegs. Ich denke, in spätestens einer Woche sehen wir uns wieder...»

Das war nun bereits sechzehn Tage her, als wir am frühen Morgen des 5. Juni 1940 in St-Pol-sur-Mer bei Dünkirchen auf ein Frühstück warteten.

Wir waren am 20. Mai, nachdem uns Major Zobel auf den Weg geschickt hatte, zunächst ziemlich rasch und ohne grosse Schwierigkeiten bis Mons gekommen, dann aber umgeleitet worden, weil die Strasse nach Valenciennes unter Beschuss lag. Immerhin: Am nächsten Morgen erreichten wir Amiens, und dort blieben wir bis zum späten Nachmittag. Amiens war die erste, vom Krieg hart getroffene Stadt, die wir sahen. Zahlreiche Häuser und alle Brücken waren beschädigt oder ganz zerstört, die Strassen von Einschlägen aufgewühlt. Ein grosses Haus am Markt war völlig ausgebrannt, und die Trümmer qualmten noch.

Wir gingen durch die menschenleeren Strassen. Alle Fensterläden waren geschlossen. Die Bevölkerung schien geflüchtet zu sein. Die einzige ‚Zivilperson‘, die uns begegnete, war eine alte Frau. Sie stand in einem Hauseingang und starrte uns ängstlich an.

Schliesslich fanden wir das gerade eingerichtete Nachschubdepot am Rande der Stadt. Der Feldwebel, der uns mit Marschverpflegung und einigen Kanistern Treibstoff versorgte, zeigte uns den Weg, den die deutschen Panzer genommen hatten.

«Immer nach Westen, der Somme entlang», sagte er.

Aber wir kamen nicht weit. Schon nach wenigen Kilometern wurden wir von Feldgendarmarie angehalten. Misstrauisch betrachtete einer der ‚Kettenhunde‘ unseren Marschbefehl.

«St-Pol ...? Wo ist denn das?»

«Das möchten wir auch gern wissen – es soll an der Küste liegen», gab ihm Erwin zur Antwort.

«Übernehmen Sie erst mal diese Gefangenen», befahl ihm der Gendarmeriefeldwebel und wies mit dem Kinn auf die Wiese neben der Strasse. Da lagen tatsächlich – wir hatten sie bis dahin gar nicht bemerkt – wohl an die tausend französische Soldaten! Die meisten hatten sich in den Schatten der Büsche und Bäume gelegt und schienen zu schlafen. Andere sassen ohne Hemd in der heissen Sonne.

«Begleiten Sie sie mit Ihrem Fahrzeug bis zum Auffanglager – es soll am Flugplatz sein, etwa sechs Kilometer von hier. Der *Capitaine* dort, der mit dem hellblauen Käppi, weiss Bescheid. He, *Capitaine*, antreten lassen!»

Noch ehe wir protestieren konnten, hatte sich der Feldgendarm schon auf sein Motorrad geschwungen und brauste davon.

«Das hat uns gerade noch gefehlt», stöhnte Erwin.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als die französischen Soldaten zu begleiten, wobei es uns fast den Atem verschlug, als wir sahen, dass viele der Gefangenen noch ihre Gewehre trugen. Doch alle, mit denen ich unterwegs sprach, waren heilfroh, dass der Krieg für sie vorbei war. Sie erzählten, dass die deutschen Panzer sie überrascht hätten, als sie – wie sie glaubten –, noch tief in der Etappe nach Norden marschierten.

Als wir uns drei Stunden später von ihnen verabschiedet hatten, meinte Erwin: «Vielleicht haben die gar nicht so unrecht, wenn sie sagen, sie hätten es besser als wir – für sie ist der Krieg zu Ende, und *sie* sind jedenfalls heil davongekommen ... Ich dachte, ich trau' meinen Augen nicht, als sie ihre Gewehre zusammenstellten und Feuer darunter machten. Sie schienen mir sehr vergnügt bei dieser Beschäftigung ...»

«Wer kann mir sagen, wo es jetzt langgeht?» unterbrach ihn ‚Krupa‘. «Ich habe keine Ahnung, wie wir wieder zurück auf die Hauptstrasse kommen ...»

Es stellte sich heraus, dass keiner von uns auf den Weg geachtet hatte. Der *Capitaine* war vorwegmarschiert und hatte die Kolonne geführt. Wir waren hinterhergefahren und damit beschäftigt gewesen, die Nachzügler aufzulesen. Ausserdem war es inzwischen dunkel geworden.

«Fahr mal die Strasse da lang, die geht ungefähr in westlicher Richtung», sagte Erwin. «Da werden wir schon wieder auf die Hauptstrasse zurückkommen ...»

Aber das war ein Irrtum. Spät in der Nacht, nach etwa sechsständiger Fahrt über Feldwege und schmale Landstrassen, ab und zu durch schlafende Dörfer, deren Namen sich auf der Karte nicht finden liessen, kamen wir endlich an eine grosse Kreuzung. Im Schein der sorgfältig abgeschirmten Taschenlampe lasen wir die Wegweiser: ‚Paris 96‘ stand auf dem einen, ‚Beauvais 63‘ auf dem anderen. Zur weiteren Auswahl wurden uns ‚Rouen 39‘ und ‚Evreux 46‘ angeboten.

Wir stellten fest, dass Beauvais der einzige noch auf unserer Karte verzeichnete Ort war, und er lag weit südlich von Amiens. «Wir sind etwas vom Weg abgekommen», meinte Erwin. «Kennt sich einer von euch mit der Geographie hier aus?»

«Rouen liegt, soviel ich weiss, an der Seine, zwischen Paris und der Küste», versicherte uns der Doppeldoktor.

«Na gut», sagte Erwin, «fahren wir erst mal nach Evreux, das ist die nächste grössere Stadt. Wenn sich herausstellen sollte, dass die Richtung immer noch nicht stimmt, haben wir es nicht so weit zurück ...»

Damit begann unsere Irrfahrt, über deren genauen Verlauf wir uns später nicht einigen konnten. Jedenfalls waren wir am nächsten Morgen, nachdem wir in einem Heuschober ein paar Stunden geschlafen hatten, dem Flüchtlingsstrom begegnet, irgendwo zwischen Evreux und Dreux. Danach waren wir in einen dörflichen Gasthof eingekehrt, hatten dort zu Mittag gegessen und mit dem Geld bezahlt, das wir im Tausch gegen Benzin erhalten hatten, und waren uns, nachdem ich mit dem Wirt gesprochen hatte, endlich der Tatsache bewusst geworden, dass wir viel zu weit nach Süden abgekommen waren.

«Der Krieg ist Gott sei Dank weit weg von hier», hatte der Wirt zu mir gesagt, und Erwin hatte dazu gemeint: «Das ist an sich ja kein Fehler, im Gegenteil. Aber dennoch müssen wir jetzt zurück nach Norden und an die Küste, also nach Nordwesten.»

Vielleicht hätten wir den Rückweg etwas schneller gefunden, wären wir nicht am Abend auf den Gedanken verfallen, einen Gendarmerieposten um Rat zu fragen. Der sehr freundliche *Sergeantchef* beschrieb uns den Weg zu dem einzigen St-Pol, das es ‚am Meer‘ gab: St-Pol-de-Leon, am äussersten Ende der bretonischen Landzunge.

Aber schliesslich, nachdem es uns, etwa eine Woche nach unserem Aufbruch von Amiens, in einer dörflichen Tankstelle gelungen war, Strassenkarten für das ganze nordwestliche Frankreich aufzutreiben, hatten

wir das – wie wir hofften – richtige St-Pol gefunden – fast sechshundert Strassenkilometer zurück in den äussersten Norden Frankreichs.

Nicht ein einziges Mal waren wir unterwegs angehalten worden oder gar in ‚Feindberührung‘ gekommen. In allen Dörfern, wo wir Station machten, waren wir freundlich behandelt worden, hatten nirgendwo Verdacht erregt oder gar Schwierigkeiten gehabt. Auch vom Krieg hatten wir unterwegs so gut wie nichts bemerkt, abgesehen von Begegnungen mit weiteren Fahrzeugkolonnen von nach Süden flüchtenden Einwohnern der Nordprovinzen.

Erst am Vormittag des 5. Juni, nachdem wir in dem kleinen Café gefrühstückt und uns dann in St-Pol sowie im benachbarten Dünkirchen etwas umgetan hatten, sahen wir die Spuren weit heftigerer Kämpfe als in Amiens, wo wir zum erstenmal vor den Auswirkungen des Kriegs standen: völlig zerstörte Häuserreihen, gesprengte Brücken, brennende Öltanks, Massen von liegengeliebenem, beschädigtem oder zerstörtem Kriegsgerät...

Es war ein bedrückender Anblick. Die ganze Stadt, bis auf wenige Strassen und Plätze in den südlichen Aussenbezirken, war Kampfgebiet gewesen und von der Zivilbevölkerung fluchtartig geräumt worden.

Auch am Strand und in den Dünen nördlich von Dünkirchen lagen Tausende von leichten und schweren Waffen, Munitionskisten, zurückgelassene Feldküchen, verstreute Konservenbüchsen und zahllose Wracks britischer Armeelastwagen. Sehr betroffen nahmen wir das Trümmerfeld in Augenschein.

Hänschen hielt eine Büchse mit Corned beef in die Höhe, die er aus dem Sand aufgelesen hatte, und studierte die Markierung. «Verwendbar bis Mai 1943», stellte er fest und steckte sie ein. «Verdammt», sagte ich zu Erwin, «hier ist die ganze britische Armee untergegangen.»

Erwin schüttelte energisch den Kopf.

«Im Gegenteil», erklärte er, «hier ist offenbar ein Wunder geschehen! Stell dir vor, es wäre den deutschen Panzerdivisionen, den ‚Stukas‘ und den Schnellbooten der Kriegsmarine tatsächlich gelungen, die ganze britische Armee hier einzukesseln, zusammenzuschliessen und den Rest gefangenzunehmen – dann hätte England jetzt keinen ausgebildeten Soldaten mehr! Aber die Briten haben es offenbar geschafft, ihr ganzes Heer zu retten – und auch noch 120'000 Franzosen! Jetzt kann sich Adolf den Blitzkrieg gegen England aus dem Kopf schlagen, und das könnte möglicherweise der Anfang vom Ende sein ...»

Er wollte noch etwas sagen, doch da sahen wir den Doppeldoktor, der

beim Funkwagen zurückgeblieben war und uns nun von Weitem aufgeregte Zeichen machte, schnell zurückzukommen. «Die anderen sind da», schrie er uns zu, als wir in Rufweite waren. «Ich habe eben mit Major Zobel gesprochen. Er hat uns sehr gelobt ...! Aber wir müssen gleich wieder Stellungswechsel machen – jetzt geht es nach Süden ...»

## 6. Der Tod des ‚Seelöwen‘

«Ihr hattet es, im Vergleich zu uns, wirklich wie Gott in Frankreich», meinte mein Freund Werner, als ich mit ihm, fast auf den Tag genau vierzig Jahre später, im Sommer 1980 über den Frankreich-Feldzug sprach.

Werner, der aus einer Ludwigshafener Arbeiterfamilie stammte und dessen Vater als Kommunist zu Gefängnis verurteilt worden war, hatte zu Beginn des Westfeldzugs im Mai 1940 als Infanterist im pfälzischen Abschnitt des ‚Westwalls‘ an Spähruppunternehmen teilnehmen müssen.

«Drei meiner Kameraden sind dabei gefallen, darunter der Jochen, der mit mir auf der Volksschule war. Zwei wurden verwundet. Ich bin als einziger mit heiler Haut zurückgekommen ...»

Das war am 11. Mai 1940 gewesen, und danach hatte fast einen Monat lang am Westwall völlige Ruhe geherrscht. Während die deutschen Panzerdivisionen über die Ardennen bis zur Kanalküste vorstießen und dann mit einem Schwenk nach Süden den Vormarsch auf Paris begannen, war an der deutsch-französischen Grenze, vom Oberrhein bis in die Pfalz, der ‚Sitzkrieg‘ weitergegangen. Ein Grossteil der Streitkräfte Frankreichs blieb ‚eingebunkert‘ in den Befestigungen der Maginot-Linie, die als uneinnehmbar galten.

«Es war furchtbar, als es dort auch losging», erzählte Werner. «Mit ‚Stukas‘ und durch Direktbeschuss mit panzerbrechenden Flakgranaten wurde ein französischer Bunker nach dem anderen ‚geknackt‘, anschliessend mit Handgranaten und Flammenwerfern ‚ausgeräuchert‘. Die Besatzungen hatten keine Chance ...» «Hast du auch ...?»

«Ich weiss nicht, wie ich mich verhalten hätte, wenn ich bei diesem Kampf dagebewesen wäre – zum Glück konnte ich mich drücken: Wir lagen noch in Bereitschaft, als ein Unteroffizier neben mir von einem Granatsplitter getroffen wurde. Ich habe ihn mir rasch auf den Rücken geladen und zum Feldlazarett geschleppt. Er ist durchgekommen und

war mir so dankbar, dass er mir das eigentlich für ihn bestimmte EK II nebst zehn Tagen Sonderurlaub zugeschanzt hat...»

Schon am 14. Juni – am selben Tag kapitulierte Paris – hatte Werners Regiment Verdun eingenommen, die französische Hauptfestung, die im Ersten Weltkrieg allen Angriffen standgehalten hatte. Damals, 1916, waren bei den wütenden Kämpfen um die Höhen ‚Toter Mann‘, ‚304‘ und ‚Zwillingsrücken‘ sowie um das Fort Douaumont siebenhunderttausend Mann gefallen. Zwanzig Jahre danach, bei einer Gedenkfeier im Herbst 1936, hatten sich die Überlebenden beider Seiten geschworen, nie wieder aufeinander zu schießen ...

Die Einnahme von Verdun durch Werners Regiment am 14. Juni 1940 ging sehr rasch und auf deutscher Seite mit nur geringen Verlusten vonstatten. Drei Tage später war die gesamte Maginot-Linie bezwungen.

«Am 21. Juni», fuhr Werner fort, «hörten wir von der Kapitulation der französischen Armee und vom unmittelbar bevorstehenden Waffenstillstand – Menschenkind, was waren wir da froh! Wir dachten, nun ist der Krieg zu Ende!»

Bis zum Jahresende 1940 hatte Werners Regiment dann in der Gegend von Amiens gelegen. In diesen Monaten, sagte er, «da passierte ja zum Glück überhaupt nichts!»

Ich sah ihn erstaunt an.

«Meinst du das im Ernst?»

«Na ja – es ist doch damals wirklich nichts gewesen – oder? Bei uns herrschte jedenfalls völlige Ruhe. Wir lagen in einem Schulhaus; ausser Waffenreinigen und Kartoffelschälen gab es so gut wie keinen Dienst. Abends sassen wir im ‚Soldatenheim‘ und tranken Rotwein, das Glas zu 30 Pfennig, weil wir uns anfangs noch nicht trauten, in die Cafés der Stadt zu gehen – wegen der Sprache und überhaupt ... Dabei war die Bevölkerung gar nicht feindselig. So etwa vom September an gab es auch ein Soldatenkino, das jede Woche einen neuen Film zeigte – ‚Frauen sind doch bessere Diplomaten‘, ‚Es war eine rauschende Ballnacht‘ oder auch ‚Lauter Liebe‘ –, es war immer brechend voll dort ... Aber sonst war es den ganzen Spätsommer und Herbst hindurch entsetzlich langweilig. Der einzige Höhepunkt in der zweiten Jahreshälfte 1940 war unser ‚Betriebsausflug‘ nach Paris – zur Stadtrundfahrt in offenen Lkws – Champs-Élysées, Arc de Triomphe, Eiffelturm, Notre-Dame, und dann rauf nach Montmartre. Da besichtigten wir noch Sacré-Cœur, und anschliessend war frei für einen Stadtbummel bis Mitternacht...»

«Paris hat auf uns einen ungeheuren Eindruck gemacht, und von diesem einen Besuch haben wir noch wochenlang gezehrt», erzählte Werner. «Die Stadt war völlig unzerstört. Kinos, Läden, Theater, Restaurants, Nachtlokale – alles war in Betrieb. Es herrschte kein Mangel, man sah schicke Frauen, und wenn nicht so viele Männer in deutschen Uniformen zu sehen gewesen wären, hätte man meinen können, es herrsche tiefster Friede ...»

Im September 1940, als Werners Einheit den ‚Betriebsausflug‘ nach Paris machte, war – ohne dass das deutsche Volk etwas davon erfuhr, ohne dass die Masse der Soldaten in Frankreich etwas davon ahnte – eine der entscheidenden Schlachten des Zweiten Weltkriegs entbrannt.

Erwin und ich hatten sie mit Spannung von Anfang an verfolgt – auf unserer grossen, ständig korrigierten ‚Lagekarte Ärmelkanal‘ an der Wand des Turmzimmers eines Schlösschens in der Nähe von Caudebec-en-Caux, wo seit Mitte Juni 1940 der Stab der ‚Gruppe Kessler‘ untergebracht war. Es lag etwa auf halbem Wege zwischen Rouen und Le Havre an einem Seitenarm der Seine, genau 167 Kilometer nordwestlich von Paris.

Dem Höhepunkt dieser Entscheidungsschlacht vom September 1940 war einiges vorausgegangen:

Bereits am 16. Juli hatte Hitler die – natürlich streng geheime – ‚Führerweisung Nr. 16‘ erteilt, die lautete: «Da England trotz seiner militärisch aussichtslosen Lage noch keine Anzeichen einer Verständigungsbereitschaft zu erkennen gibt, habe ich mich entschlossen, eine Landungsoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig, durchzuführen. Zweck dieser Operation ist es, das englische Mutterland als Basis gegen Deutschland auszuschalten und, wenn es erforderlich sein sollte, zu besetzen.»

Die geplante Landung an der englischen Kanalküste erhielt den Decknamen ‚Seelöwe‘, und zu Erwins und meinem Staunen schien es von Anfang August an kaum noch einen Seemann, Docker, Hafenwirt oder Binnenschiffer in unserem Bereich zu geben, der nicht über den ‚streng geheimen‘ Plan – *Lion Marin*, Seelöwe, nannten sie ihn augenzwinkernd – genau Bescheid wusste. In den kleineren und grösseren Häfen der normannischen Küste, aber auch weiter nördlich, am flandrischen Ufer und an den Mündungen von Schelde und Rhein, sammelten sich immer mehr Wasserfahrzeuge aller Art, vor allem solche mit geringem Tiefgang, darunter zahlreiche Motorfrachter und Schleppkähne aus der Binnenschifffahrt.

Abenden in den Kneipen hörten, offen davon gesprochen, dass ‚Mon-sieur Hitler‘ in Kürze die Wehrmacht in England landen lassen werde. Mehr als 250'000 Mann, hiess es, sollten binnen drei Tagen an der süd-englischen Küste an Land gehen, und in spätestens einem Monat sollte die Eroberung der britischen Hauptinsel abgeschlossen sein.

Wir hörten dies und staunten, denn – so sagten wir uns – dazu wäre, ausser den vorhandenen Truppen und den ebenfalls zur Verfügung stehenden Transportschiffen, noch mindestens dreierlei nötig: die Sicherung des Transports gegen Angriffe der weit überlegenen englischen Flotte, die vollständige Luftherrschaft über dem Kanal und Südengland und ganz ruhige See. Von deutscher Luftherrschaft – das wussten wir besser als die meisten anderen – konnte vorerst noch keine Rede sein, und was das Wetter anging, so herrschte auf dem Ärmelkanal fast immer ein mehr oder weniger starker Seegang, der zwar den Fischerbooten und auch den Kriegsschiffen nichts ausmachte, aber für flache Schleppkähne und ähnliche Fahrzeuge den sicheren Untergang bedeutete.

An einem der ersten Augusttage wurden Erwin und ich auch dienstlich von der bevorstehenden ‚Operation Seelöwe‘ unterrichtet, und zwar von Major Zobel. Er war sehr aufgeregt, als er uns mitteilte, die Luftvorbereitung beginne bereits am 5. August. Offenbar gehörte er zu den wenigen, die bis dahin vom ‚Seelöwen‘ noch nichts gehört hatten.

Tatsächlich war die ‚Luftvorbereitung‘ schon seit dem 10. Juli im Gange. Seit diesem Tage hatte die Luftwaffe Jagd auf britische Konvois im Kanal gemacht, südenglische Häfen angegriffen und heftige Luftduelle mit den Jagdfliegern der Royal Air Force ausgefochten. Wir hatten die Ergebnisse Tag für Tag genau registriert. Dagegen war Major Zobels ohnehin nicht sehr starkes Interesse am Kriegsgeschehen seit dem Waffenstillstand in Frankreich völlig erloschen; seine Aufmerksamkeit war geteilt zwischen bestimmten Vogelarten, die an den Ufern der unteren Seine nisteten, und einer Dame, die in der vom Krieg stark in Mitleiden-schaft gezogenen Öffentlichen Bibliothek in Rouen tätig war und ihm aus ihren geretteten Beständen Bücher und Zeitschriften von ethnologi-schem Interesse besorgte.

Aber am 15. August wurde der Major jäh aus seinen friedlichen Studien und der Affaire mit der Bibliothekarin gerissen. Oberst Kessler verlangte von ihm am späten Nachmittag «sofort einen detaillierten Bericht über den Stand der Schlacht über England», den der ahnungslose Herr Zobel

natürlich nicht erstatten konnte. So kam er kurz vor dem Wachwechsel um 18 Uhr aufgeregt hereingestürzt und war sehr erleichtert, als Erwin ihn sogleich mit allen nötigen Informationen versorgen konnte.

Am Morgen dieses Tages hatte die deutsche Luftwaffe erstmals versucht, mit einem grossen Bomberverband *bei Tage* das Kohlenrevier von Newcastle anzugreifen. Die Entfernung war zu gross, als dass die schnellen Jäger vom Typ Me 109, die keine so grosse Reichweite hatten, den Jagdschutz hätten übernehmen können, und so waren etwa hundert Bombenflugzeuge Heinkel 111 in Begleitung von 40 Me 110 gestartet. Dieser massierte Vorstoss in den Norden Englands, so erklärte Erwin unserem Chef, müsse wohl als Überraschungsangriff geplant sein und vermutlich in der Erwartung, so hoch im Norden auf keine nennenswerte Abwehr der Engländer zu stossen, weil deren Jägerstaffeln mit dem Schutz Südenglands – so hatte unsere Luftwaffe jedenfalls angenommen – voll beschäftigt waren, zumal gleichzeitig eine Vielzahl von Luftangriffen gegen südenglische Ziele geflogen wurden.

Aber, so fuhr Erwin fort, während sich Major Zobel eifrig Notizen machte, es seien die Engländer im Raum Newcastle gewesen, die der Luftwaffe eine böse Überraschung bereitet hätten. Sieben britische Jägerstaffeln seien dort noch in Reserve gehalten worden. Sie hatten den Bomberverband angegriffen und bis zu dessen Rückflug etwa dreissig He 111, jede mit vier Besatzungsmitgliedern, abgeschossen – soweit festzustellen war, ohne eigene Verluste.

«Das ist ja furchtbar!» hatte Major Zobel gestöhnt. «Was wird Oberst Kessler dazu sagen?!»

Aber Erwin hatte erbarmungslos weiterberichtet: Auch im Süden seien 46 deutsche Maschinen von den Engländern abgeschossen worden. Dort habe allerdings auch der Gegner erhebliche, wenngleich weit geringere Verluste zu verzeichnen, bei denen aber zu bedenken sei, dass die englischen Flieger meist notlanden oder sich selbst zumindest mit dem Fallschirm retten konnten, wogegen der Verlust einer deutschen Maschine über England stets auch den Verlust der Besatzung durch Tod oder Gefangenschaft bedeutete. «Entsetzlich! Weiss das der Herr Oberst? Und passiert so etwas häufiger?» wollte Major Zobel noch wissen, ehe er uns wieder verliess, und wir hatten ihm erklärt, dass so hohe deutsche Verluste bisher noch nicht zu verzeichnen gewesen wären. Allerdings: Täglich gingen durchschnittlich zwölf Maschinen der Luftwaffe verloren, bei etwas geringeren Verlusten auf britischer Seite.

In den nächsten Tagen nahmen die Luftangriffe auf das südliche Eng-

land noch erheblich zu, und am 17. August konnte Erwin unseren Chef und dieser den Oberst davon unterrichten, dass im Laufe der Woche insgesamt 134 britische Jäger abgeschossen worden seien; die Verluste der Luftwaffe seien aber mindestens doppelt, möglicherweise sogar dreimal so hoch, denn viele stark beschädigte deutsche Bomber schafften zwar noch den Rückflug über den Kanal, gingen dann aber irgendwo ausserhalb unseres Bereichs durch Absturz oder Bruchlandung verloren.

In der letzten August- und in der ersten Septemberwoche verstärkte sich die Aktivität beider Seiten beträchtlich: Englische Bomberverbände flogen Nacht um Nacht Angriffe gegen deutsche Städte, am 24. August erstmals auch gegen Berlin. Die Luftwaffe schickte täglich durchschnittlich etwa tausend Flugzeuge nach England und bombardierte Jägerflugplätze, Verkehrsknotenpunkte, Meldezentren sowie in wachsender Masse den Hafen, den Industriegürtel und schliesslich auch das Zentrum von London.

In diesen beiden Wochen machte sich das zahlenmässig starke Übergewicht der Luftwaffe gegenüber der RAF, der Royal Air Force, erstmals deutlich bemerkbar; die englische Abwehr war merklich angeschlagen. «Wenn die Engländer diesen Angriffen nicht mehr standhalten», meinte Erwin an einem der ersten Septembertage, «dann sehe ich schwarz ...»

Die Briten waren ja die einzigen, die Hitler und seiner Wehrmacht noch die Stirn boten. In der Nacht vom 28. zum 29. August waren sie mit stärkeren Verbänden zum Nachtangriff auf die Reichshauptstadt geflogen. Sie hatten tonnenweise Sprengbomben, aber auch Flugblätter abgeworfen, auf denen es hiess: ‚Der von Hitler begonnene Krieg wird weitergehen und so lange dauern, wie Hitler da ist!‘

Der Eindruck auf die Berliner Bevölkerung, so hörten wir von Kameraden, die auf Urlaub dort gewesen waren, sei enorm gewesen. Hatte Göring ihnen nicht versprochen, dass kein feindlicher Flieger je ins Reichsgebiet einfliegen, geschweige denn die Hauptstadt bombardieren würde, die durch einen zweifachen Flakgürtel und starke Jägerverbände geschützt sei? Die Leute zu Hause, so hörten wir, seien voller Erbitterung gegen den ‚Reichsmarschall‘. Sie wollten Frieden vor Einbruch des Winters.

Zur Hebung der sehr flauen Stimmung hielt Hitler dann am 4. September eine grosse Rede im Berliner Sportpalast. Wir sahen und hörten bald darauf im ‚Soldatenkino‘ Ausschnitte davon in der Wochenschau. Er

sprach anlässlich der Eröffnung des Winterhilfswerks und vor einem Publikum, das hauptsächlich aus NSV-Helferinnen und Krankenschwestern bestand. Er entsprach genau ihren Erwartungen, indem er die beiden Fragen beantwortete, die diesen Frauen am meisten am Herzen lagen: Wann wird England endlich besiegt, damit der Krieg noch vor Weihnachten zu Ende ist? Und was wird getan zum Schutz Berlins und der anderen Grossstädte vor britischen Fliegerangriffen?

Zur ersten Frage sagte er: «Und wenn man in England heute sehr neugierig ist und fragt: ‚Ja, warum kommt er denn nicht?‘ Beruhigt euch, er kommt...!» Die NSV-Helferinnen, BDM-Führerinnen und ‚braunen Schwestern‘ fanden das ungeheuer witzig. Sie kreischten vor Lachen und brachen dann in stürmischen Beifall aus, als ihnen bewusst wurde, dass der ‚Führer‘ nicht nur gescherzt, sondern ein Versprechen abgegeben hatte.

Dann kam Hitler auf die englischen Nachtangriffe zu sprechen, die er damit erklärte, dass die britischen Bomber ‚bei Tage nicht über deutsches Land fliegen‘ könnten, wogegen die deutschen Flugzeuge ‚Tag für Tag über englischem Boden‘ seien. Und dann drohte er: «Ich habe drei Monate lang das nicht beantworten lassen in der Meinung, sie würden diesen Unfug einstellen. Herr Churchill sah darin ein Zeichen unserer Schwäche. Sie werden es verstehen, dass wir jetzt nun Nacht für Nacht die Antwort geben ...» Wieder brauste Jubel auf, und erst als er sich gelegt hatte, fuhr Hitler fort: «Wenn die britische Luftwaffe zwei- oder drei- oder viertausend Kilogramm Bomben wirft, dann werfen wir jetzt in einer Nacht 150'000, 180'000, 230'000, 300'000, 400'000 und mehr Kilo ...!»

Seine Zuhörerinnen gebärdeten sich geradezu hysterisch, als sie diese Ankündigung hundertfacher Vergeltung hörten. Hitler genoss ihren Jubel und steigerte ihn noch, als er hinzufügte: «Und wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in grossem Ausmass angreifen – wir werden ihre Städte *ausradieren!* Wir werden diesen Nachtflugpiraten das Handwerk legen, so wahr uns Gott helfe!» Jetzt sprangen sie reihenweise auf und gerieten in wilde Ekstase, bis Hitler sich noch einmal Ruhe verschaffte und mit den Worten schloss: «Es wird die Stunde kommen, da einer von uns beiden zusammenbricht, und das wird nicht das nationalsozialistische Deutschland sein!»

Tatsächlich flogen schon drei Tage später, am Abend des 7. September 1940, die ersten deutschen Bombergeschwader nach London und eröffneten den Grossangriff auf die britische Hauptstadt.

Nacht für Nacht, eine ganze Woche lang, kamen sie wieder. Sie richteten gewaltige Sachschäden an, töteten und verletzten mehrere tausend Zivilpersonen, aber sie konnten damit, wie sich zeigen sollte, weder den Widerstandswillen der Engländer brechen noch die britische Rüstungsproduktion zum Erliegen bringen. Im Gegenteil: ‚The Blitz‘, wie die Londoner diese Welle von Nachtangriffen nannten, steigerte die Entschlossenheit der Briten, den Krieg bis zum siegreichen Ende weiterzuführen, und spornte sie zu immer grösseren Anstrengungen an.

Darüber hinaus waren diese massierten Nachtangriffe ein entscheidender Fehler der deutschen Luftkriegsführung, denn es unterblieben derweilen alle Angriffe bei Tage auf Südengland, wie sie in den vorangegangenen Wochen stattgefunden und den Engländern so schwer zu schaffen gemacht hatten. Die ‚Spitfire‘- und ‚Hurricane‘-Piloten erhielten nun eine Atempause, die sie so dringend brauchten.

Als ich Erwin am Sonntag, dem 15. September 1940, früh um 6 Uhr ablöste, sagte er zu mir: «Du, ich bin sicher: Heute passiert etwas! Ich werde mich jetzt aufs Ohr legen, aber weck mich bitte, wenn es etwas Besonderes gibt. Ich habe so eine Ahnung ...»

Doch Stunde um Stunde verging, ohne dass auch nur das Geringste passierte. Ausser den üblichen beiden sehr hoch fliegenden deutschen Aufklärern, die zur Erkundung des in der Nacht zuvor angerichteten Schadens nach London flogen, rührte sich nichts, weder auf der einen noch auf der anderen Seite des Kanals.

So dösten die einen, die anderen lasen oder lösten Kreuzworträtsel – bis plötzlich, etwa gegen halb zwölf, der Doppeldoktor, der am Funkgerätsass, aufgeregte Zeichen machte.

«Kruzitürken – das kann doch nicht wahr sein! Sie müssen komplett verrückt geworden sein ...!» rief er, und nach dieser sehr unmilitärischen Einleitung bequemte er sich zu einer korrekten Meldung: «Aus dem Raum Calais-Amiens-Le Havre mit Schwerpunkt bei Dieppe sind etwa achthundert Maschinen gestartet. Sie nehmen Kurs nach Norden, wahrscheinliches Anflugziel: London!»

Dann kamen die Einzelmeldungen: «Planquadrat J-7: etwa achtzig He 111, zirka 240 Me 109, Kurs 12 ... in H-8 rund 120 He 111 und annähernd 300 Me ...»

«Und was ist drüben los? Rührt sich da noch nichts?» fragte Erwin, der gerade hereingekommen war.

Die Engländer mussten, wie wir aus Erfahrung wussten, bereits gewarnt sein. Aber bislang war über Südengland noch keine Maschine in der Luft.

Das änderte sich jedoch in der folgenden Viertelstunde: Eine Jagdstaffel nach der anderen stieg von den südenglischen Flugplätzen auf und flog dem deutschen Bomberverband entgegen. Weit vor London fingen sie ihn ab, und was sich in den folgenden Stunden, bis etwa gegen 16.30 Uhr, über dem Ärmelkanal abspielte, war das Aufregendste, was wir bis dahin erlebt hatten:

Weder die erste gewaltige Welle deutscher Bombergeschwader noch die zweite, mindestens ebenso grosse Armada kam auch nur in die Nähe des Stadtgebiets von Gross-London. Bis auf einzelne Maschinen, die mit verändertem Kurs in grosser Höhe die Britische Insel erreichten und sich dort ihrer Bomben irgendwo entledigten, wurden alle Angreifer abgedrängt, und die englischen Jäger holten die schwerfälligen Heinkel 111 dutzendweise vom Himmel.

Erwin führte eine Strichliste über die Abschüsse und gab uns am Ende das Ergebnis bekannt, das unsere Schätzungen noch weit übertraf: «Britische Verluste: 26 ‚Spitfire‘ und ‚Hurricane‘ – die meisten Piloten konnten über oder dicht vor der Küste abspringen und sind wahrscheinlich gerettet worden. Verluste der Luftwaffe über dem Kanal und Südengland: 183 Maschinen, davon sicher erkannt: 34 Heinkel 111, 23 Me 109 – bei den übrigen scheint es sich vorwiegend um Heinkel gehandelt zu haben. Dazu kommen die voraussichtlichen Bruchlandungen der beschädigten Maschinen, und damit hat der Reichsmarschall heute Mittag rund zweihundert Flugzeuge und etwa 500-600 Mann fliegendes Personal verloren ... Ich glaube nicht», sagte er dann, mehr zu sich selbst, «dass Hermann Göring einen ruhigen Sonntagabend haben wird ...» Tatsächlich war bei der Führung der Luftwaffe der Teufel los. Schon am nächsten Morgen kam eine Anweisung des ‚Reichsmarschalls‘ an die in Nordfrankreich und Belgien stationierten Bombergeschwader, keine Tagesangriffe mehr zu fliegen, «solange die britische Jagdwaffe noch nicht vollständig vernichtet ist», was aber – so hatte Göring prahlerisch hinzugefügt – «in vier bis fünf Tagen der Fall sein dürfte».

«Dass dies reines Wunschenken war», erklärte ich Werner, «wusste jeder, der auch nur ein bisschen Einblick hatte. Die englischen Verluste an Menschen und Maschinen wurden Woche für Woche wieder ausgeglichen durch beschleunigte Pilotenausbildung und gesteigerte Flugzeugproduktion. In Wahrheit waren von diesem 15. September an die Briten klar im Vorteil. Bald errangen sie die volle Luftherrschaft über

dem Kanal, und in Berlin gab man sich darüber auch keinen Illusionen hin: Schon zwei Tage nach dieser sonntäglichen Katastrophe verschob Hitler das ‚Unternehmen Seelöwe‘ auf unbestimmte Zeit und gab den Plan schliesslich ganz auf. Ohne See- und nun auch ohne Luftherrschaft war an eine Eroberung Englands nicht mehr zu denken ...»

«Dann war also dieser 15. September sozusagen die Wende», sagte Werner. «Da hat sich Hitler die erste grosse, wahrscheinlich entscheidende Schlappe geholt... – und wir von der Infanterie, die wir damals in Nordfrankreich lagen, haben überhaupt nichts davon gemerkt... Natürlich habe ich später von der «Schlacht um England» gehört und auch einiges darüber gelesen. Aber es war mir bisher nicht bewusst, dass ich ja fast dabei gewesen bin, zumindest in nächster Nähe, denn bei Amiens lagen einige Geschwader He 111. Doch wir wussten damals nicht das geringste von dem, was da alles passiert ist. Wir hörten ja nur die Wehrmachtsberichte, und die hatten mit der reinen Wahrheit ja verdammt wenig zu tun ...»

«Was die reine Wahrheit betrifft», sagte ich und musste, da ich dabei an meinen Funktruppführer Erwin dachte, unwillkürlich lachen, «so haben wir es damit auch nicht sehr genau genommen. Erwin hat es zwar nie zugegeben, aber die Berichte über die deutschen Verluste, die er damals weitergab, waren bestimmt auch kräftig nach oben abgerundet. Wie sich später zeigte, als die einzelnen Geschwader ihre Ausfälle meldeten, war der Sieg der Engländer nicht ganz so gewaltig, wie Erwin behauptet hatte...»

Ich sah Werners erstaunten Blick und beeilte mich, ihm Erwins Gründe zu erklären: Sein Vater ist 1933 in Wuppertal als Sozialdemokrat und Gewerkschaftsfunktionär von den Nazis eingesperrt und so furchtbar misshandelt worden, dass er sich nie wieder davon erholt hat. Sein Rentenantrag wurde mit der Begründung abgelehnt, es handele sich bei seinem Körperschaden um einen ‚Freizeitunfall‘. Sein Gesuch an Hermann Göring, damals preussischer Ministerpräsident, er möge anordnen, die wahren Gründe der Invalidität polizeilich festzustellen und der Rentenversicherung zu bescheinigen, führte nur zu seiner erneuten Verhaftung. Man entliess ihn erst wieder, nachdem er eine ‚freiwillige‘ Erklärung unterschrieben hatte, dass er auf jeden Anspruch verzichte und «nie wieder den Herrn preussischen Ministerpräsidenten anbetteln» würde. Im Winter 1939/40 ist Erwins Vater gestorben, im Alter von 46 Jahren...

«Ach so», sagte Werner nur, und nach einer Weile fügte er hinzu: «Wenn

sich mir damals eine Gelegenheit geboten hätte, es den Nazis heimzuzahlen, dann wäre es mir ein Vergnügen gewesen. Aber meine Chance kam erst ein paar Jahre später ... Ich war 1940 noch besonders vorsichtig – mein Vater hatte endlich wieder Arbeit, wenn auch miserabel bezahlte, und er musste sich regelmässig bei der Polizei melden. Da durfte ich ihm keine Schwierigkeiten machen. Sie hätten ihn sonst als ehemaliges Mitglied der verbotenen KPD sofort wieder eingesperrt... Diese Drohung lastete auf der ganzen Familie wie ein Alpdruck. Die Stimmung bei uns zu Hause war überhaupt sehr gedrückt – sie hatten nicht genug zu essen; das Geld langte vorn und hinten nicht, und sie sahen nach dem Sieg im Westen die Nazi-Herrschaft als etwas Endgültiges an, mit dem man sich zähneknirschend abfinden musste. Ich bin deshalb, wenn ich ein paar Tage Heimaturlaub bekam, meist nur ein, zwei Tage zu Hause geblieben und dann zu meiner Tante nach Hamburg gefahren. Da war zwar fast jede Nacht Fliegeralarm, und genug zu essen hatte sie auch nicht, aber zumindest liess sie den Kopf nicht hängen. ‚Junge‘, sagte sie zu mir, ‚der Hitler kocht auch nur mit Wasser, und wenn er genug Dampf abgelassen hat, werden ihm die Kartoffeln anbrennen – da kannst du Gift drauf nehmen!‘ Meine Tante Alma in Altona, die hat mir jedesmal wieder Mut gemacht. Und ich habe das meiste von dem, was ich aus Frankreich mitbrachte – Bohnenkaffee, Butter, Fleischkonserven und Cognac – bei ihr gelassen. Den grössten Teil davon hat sie gleich in den Kohlenkeller geschafft. Da hatte sie ein Versteck, und wenn ich sie neckte, dass sie das wohl erst essen wollte, wenn ich wieder weg sei, dann fuhr sie mich an: ‚Du bist wohl nicht richtig im Kopf – das ist doch nicht für mich! Da gibt es welche, die es dringend brauchen...‘ Sie hat nie über Einzelheiten gesprochen, auch mit mir nicht, aber ich wusste, dass sie die Untergetauchten meinte – Genossen und andere, die sich vor der Gestapo verborgen halten mussten ...»

## 7. ... die im Dunkeln sieht man nicht...

Zu Weihnachten 1940 bekam ich zwölf Tage Urlaub. Gleich nach dem Wachwechsel um 18 Uhr nahm mich ein Lkw mit nach Rouen, und am frühen Morgendes 25. Dezember kam ich in Düsseldorf an. Ich ging gleich zu Herrn Desch, der in einer stillen Seitenstrasse der Königsallee, im ersten Stock des Hauses, in dem auch sein Massatelier war, seine Wohnung hatte. Er begrüßte mich freundlich, und während ich duschte und mich umzog, bereitete er das Frühstück für uns beide.

«Ich bin momentan allein», sagte er. «Du weisst ja, meine Frau ist mit deiner Mutter zur Kur im Fichtelgebirge, und Frau Gerber, die den Haushalt besorgt, ist zu ihrem Mann gefahren – sie kommt erst nach den Feiertagen zurück ...»

„Zur Kur“ – das war unsere am Telefon und in Feldpostbriefen benutzte Tarnbezeichnung für Reisen zur Erkundung neuer Verstecke für Verfolgte aller Art, und was Frau Gerbers Ehemann betraf, so wusste ich, dass er wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ in Siegburg eine lange Freiheitsstrafe verbüßte.

«Wohnt noch jemand unten?» erkundigte ich mich.

Herr Desch hatte hinter seinem Schneideratelier einige Räume, wo vor dem Krieg häufig jüdische Flüchtlinge untergebracht waren, bis sich eine Möglichkeit fand, sie heimlich über die grüne Grenze ins sichere Ausland zu bringen.

Aber das war, wie ich von Herrn Desch nun erfuhr, nicht mehr möglich. Zum einen gab es da neuerdings einen argwöhnischen Nachbarn, und zum anderen war das nahe Holland kein sicheres Ausland mehr, seit die deutsche Wehrmacht es im Mai besetzt hatte.

«Wo ist denn der Major?» erkundigte ich mich. «Ich hatte eigentlich erwartet, ihn hier zu treffen ...»

Herr Desch antwortete zu meiner grossen Überraschung, dass Onkel Erich die Rolle des ‚Major Elken‘ aufgegeben und nach Berlin zurückgekehrt sei, und nun wohne er in der Giesebrechtstrasse, dicht am Kurfürstendamm, unter einem neuen Namen und mit falschen Papieren. Es

gäbe für ihn noch einiges zu tun, hatte Onkel Erich erklärt, als er Anfang Oktober abgereist war. Vorher, so erzählte mir Herr Desch, hatte er zunächst ein paar Wochen in ‚Tante Ännes‘ Landhaus in Meerbusch gewohnt, dann in einer stillen Pension in Marienheide nahe Meinerzhagen und schliesslich in einem preiswerten Gasthaus in Steckenborn in der Eifel.

«Du wirst ihn ja sicherlich besuchen, wenn du nach Berlin fährst», sagte Herr Desch. «Ich kann nur hoffen, dass er nicht allzu waghalsig vorgeht... Er ist nämlich dabei, einen neuen Fluchtweg für besonders Gefährdete zu organisieren. Wir stehen noch in Verbindung, und er hat mich neulich fragen lassen, ob ich nicht eine unverdächtige jüngere Frau wüsste, die wanderfreudig und gut zu Fuss ist und für ein paar Wochen Urlaub in der südlichen Steiermark machen könnte ...»

«Denkt er an die jugoslawische Grenze?»

«Offenbar, denn die Frau soll möglichst etwas Slowenisch oder eine verwandte Sprache können ...»

«Da wüsste ich vielleicht jemanden», unterbrach ich ihn. «Sie hat sogar einen Skikurs gemacht und kann sich ganz gut auf den Brettern bewegen, falls das auch gefragt sein sollte. Ich könnte gleich mal zu ihr fahren und mit ihr reden. Sie wohnt in Derendorf, da bin ich mit der Strassenbahn in fünfzehn Minuten ...»

«Na fein», sagte Herr Desch nur, nachdem ich ihm erklärt hatte, an wen ich dachte, und ich freute mich, dass er keinerlei Fragen nach der Zuverlässigkeit der Frau stellte. Er teilte mir noch ein paar wissenswerte Einzelheiten mit, was die von der Kundschafterin zu lösenden Aufgaben betraf, und meinte dann: «Wenn du bis spätestens halb eins wieder zurück sein kannst, fahren wir zusammen nach Meerbusch. Wir sind zum Mittagessen eingeladen, und anschliessend findet ein kleines Palaver statt – Fräulein Bonse wird auch dasein ...»

Eine halbe Stunde später war ich bei Hedwig, der früheren Hausangestellten meiner Eltern, die für mich wie eine ältere Schwester war. Ich hatte erst vor ein paar Tagen einen Feldpostbrief von ihr erhalten, worin sie auch geschrieben hatte: «... und solltest du Weihnachten auf Urlaub kommen, dann vergiss nicht, bei mir vorbeizukommen!» So war sie nicht allzu überrascht, als ich bei ihr auftauchte, nur nach der ersten herzlichen Begrüssung etwas verlegen.

«Du darfst dich bei mir nicht umsehen – ich habe noch nicht aufräumen und saubermachen können. Ich musste mich erst mal richtig ausschlafen...»

Ich wusste aus ihrem Brief, dass sie in einer Munitionsfabrik arbeitete, täglich zwölf Stunden, ausser sonntags, wo sie ihren Haushalt versorgte, wusch, bügelte, stopfte und was es sonst zu erledigen gab. Sie sah blass und abgerackert aus wie eine ältere Arbeiterfrau, und dabei war sie erst 29.

«Ich dachte, du wolltest dich krankschreiben lassen ...?»

«Ja doch», sagte sie, «aber natürlich erst *nach* den Feiertagen ...! Wir hatten im Betrieb eine Bescherung von der NSV – mit ein paar Süßigkeiten, einem Viertelpfund Kakao und einer Kilobüchse Schmalz! Das durfte ich mir doch nicht entgehen lassen ... Aber ich habe schon mit dem Arzt gesprochen: Er schreibt mich für zehn Tage krank, und dann kriege ich auch noch Erholungsurlaub ... Ich freue mich schon sehr darauf, mal nicht um 5 Uhr früh aus den Federn zu müssen und dann den ganzen Tag in dieser Knochenmühle zu stehen und Granaten zu putzen...»

«Ihr müsst Granaten putzen?»

«Ja, mit einer Stahlbürste werden die Aussengewinde gereinigt und dann geölt – im Akkord natürlich, immer Tempo, Tempo! Das dauernde Stehen strengt dabei am meisten an, aber vielleicht werde ich bald in eine andere Abteilung versetzt – zur Gewehrmunition. Da kann man wenigstens sitzen ...»

«Was hast du im Urlaub vor?» erkundigte ich mich, und sie sah mich verwundert an.

«Willst du mich auf den Arm nehmen? Glaubst du, ich fahre nach Riesensee oder Garmisch zum Wintersport – wie die Frau Kreisleiter?»

«Warum nicht? Du hättest Erholung nötig – und Skilaufen kannst du doch auch noch – oder?»

«Ich weiss es nicht – ich habe es zuletzt vor zwei Jahren probiert. Da war ich mit Fritz sonntags im Bergischen Land – da ging's noch ganz gut...»

Ich erkundigte mich nach Fritz, ihrem Mann, einem gelernten Schreiner, der bis 1936 im KZ gewesen war. Es ginge ihm gut, sagte sie. Er sei bei einem Pionierbataillon in Posen, und Mitte November wäre er zuletzt auf Urlaub zu Hause gewesen. «Dann ist er ja bald wieder an der Reihe», sagte ich, aber sie schüttelte den Kopf.

«Vor Februar kommt er bestimmt nicht – er wird dringend gebraucht für die Inneneinrichtung einer SS-Ordensburg oder wie das heisst...»

Sie lachte, aber es klang nicht sehr fröhlich.

«Pass mal auf», sagte ich, «ich hätte etwas für dich, und wir könnten da-

bei zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Du hättest einen richtigen Urlaub, wie du ihn dringend brauchst, und du könntest für mich etwas herausfinden ...»

Ich erzählte ihr, dass es um die Erkundung eines sicheren Wegs über die Grenze nach Jugoslawien ginge, und deutete ihr auch an, für wen. Dann fiel mir ein, dass ich sie noch etwas fragen musste: «Kannst du noch Wendisch?»

«Seine Muttersprache verlernt man doch nicht! Aber – die sprechen dort unten doch sicherlich eine ganz andere Sprache – ich glaube Slowenisch – oder?»

«Stimmt – aber du wirst dich mit Sorbisch einigermassen verständlich machen können, und die meisten Leute dort können ja auch Deutsch.»

Sie war in der sorbischen Lausitz aufgewachsen und hatte erst, als sie zu uns nach Berlin gekommen war, richtiges Deutsch gelernt. Im Übrigen, sagte ich ihr, käme es ja vor allem darauf an, das Vertrauen der Leute im Grenzgebiet zu gewinnen, und da würde es gewiss von Nutzen sein, ihre gleichfalls slawische Herkunft erkennbar werden zu lassen.

Ich beruhigte sie auch, was die finanzielle Seite betraf. Für die Fahrtkosten und die Unterbringung in einer kleinen Pension sei gesorgt, und was ihr an Kleidung und festem Schuhwerk fehle, würde beschafft.

«Das ist ja alles prima», meinte Hedwig, «aber – was soll ich meinen Leuten hier sagen? Die Nachbarn und die Kolleginnen im Betrieb wissen doch, dass ich mir eine solche Reise nicht leisten kann!»

«Auch dafür ist gesorgt», beruhigte ich sie. «Ein paar wohlhabende Geschäftsleute stifteten dem Winterhilfswerk vierzehntägige Erholungsreisen für verdiente Rüstungsarbeiterinnen. Einer der Herren – ein guter Bekannter von mir – wird dir selbst die Fahrkarte und die Gutscheine überbringen. Er ist «Förderndes Mitglied der SS», und es wird ganz echt wirken. Also, mach dir deshalb keine Sorgen!»

«Fabelhaft», meinte Hedwig und umarmte mich. «Das hätte ich nie für möglich gehalten – richtigen Urlaub im Gebirge! Und natürlich könnt ihr euch darauf verlassen, dass ich das andere schon deichseln werde. Du musst mir aber noch mal ganz genau erklären, um was es geht...»

Bei «Tante Änne» gab es, obwohl es doch der erste Weihnachtsfeiertag war, nur ein einfaches Mittagessen.

«Ich will mit den Schwarzhändlern nichts zu tun haben», sagte sie, als

Herr Ney, ihr Mann, eine Bemerkung über die Winzigkeit der Fleischportionen machte.

Wer uns gesehen hätte, als wir nach dem Essen im Wohnzimmer beim Kaffee sass, wo ein nur mit Kerzen geschmückter kleiner Tannenbaum stand, wäre von der Harmlosigkeit der Anwesenden völlig überzeugt gewesen.

Da war ‚Tante Änne‘, auf ihren Stock gestützt, den sie wegen ihres Hüftleidens benutzte, in der freien Hand die Kaffeekanne, aus der sie nachschenkte – eine würdige ältere Dame mit grauen Haaren und freundlichem Gesicht, an ihrem Seidenkleid als einziger Schmuck ein goldenes Kreuz.

Ihr Mann, der Konditormeister Ney, in einer – offensichtlich massgeschneiderten – Wehrmachtsuniform, denn er war einberufen worden, wenn auch nur als ausserplanmässiger Zahlmeister der Reserve bei der Standortkommandantur in Düsseldorf, trug an der Brust seine Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg.

Fräulein Bonse, in schwarzem Schneiderkostüm und weisser Bluse, wirkte mehr denn je wie eine strenge Gewerbeoberlehrerin. Auch sie trug ein etwas grösseres goldenes Kreuz als Anhänger an einer schmalen Kette.

Herr Desch, der sich mit ihr unterhielt, hatte anstelle des SS-Abzeichens, mit dem er sich sonst schmückte, eine winzige Spange mit Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg am Revers seines dunkelblauen Zweireihers. Sein Gesicht war ausdruckslos wie immer.

Zu meiner Überraschung war auch jener ‚Uhrmacher‘ aus Basel anwesend, den ich zuletzt vier Jahre zuvor, bei der Rheinlandbesetzung im März 1936, gesehen und in das Landhaus der Neys in Meerbusch begleitet hatte und der damals im Auftrag der kommunistischen Parteileitung gekommen war. Er hatte Grüsse von ‚Tante Ännes‘ Bruder, ‚unserem Jupp‘, aus der Schweiz überbracht und angeblich die Pendüle reparieren wollen, die seiner Hilfe so wenig bedurfte wie auch jetzt, wo sie gerade, pünktlich auf die Sekunde, 3 Uhr geschlagen hatte. Der Gast aus Basel aber trug diesmal die Kleidung eines geistlichen Herrn auf Reisen, und ich erfuhr, dass ‚Monsignore Sprüngli‘ in der Schweiz gesammelte Liebesgaben für Kriegsgefangene verteilt habe und in Kürze wieder zurückreise.

Als wir uns begrüsst hatten, war ‚Monsignore Sprüngli‘ nur einen Augenblick lang etwas unsicher gewesen. Immerhin lag unser erstes Treffen vier Jahre zurück, und ich hatte damals noch kurze Hosen getragen. Er hielt meine Hand einen Augenblick fest, musterte meine Luftwaffen-

uniform und sagte dann freundlich, ein klein wenig augenzwinkernd: «Jetzt erkenne ich Sie, mein Sohn! Wir verändern uns bisweilen äusserlich, aber das Herz bleibt dasselbe, nicht wahr?»

Im Laufe dieses Nachmittags wurde zwischen uns, neben der allgemeinen Situation, vor allem die dringende Notwendigkeit besprochen, neue, regelmässig benutzbare Fluchtwege zu finden.

«Die deutsch-schweizerische Grenze», sagte ‚Monsignore Sprüngli‘, «ist illegal kaum noch passierbar. Ausserdem ist bei den eidgenössischen Behörden zunehmend das Bestreben wahrnehmbar, keine Asylanten mehr aufzunehmen. Sie wissen ja, dass die Kennzeichnung der Reisepässe deutscher Juden mit einem ‚J‘ auf Betreiben von Dr. Rothmund, dem Leiter der schweizerischen Fremdenpolizei, erfolgt ist; Herr Dr. Globke vom Reichsinnenministerium ist diesem Wink aus Bern natürlich sofort gefolgt, aber die Idee hatten leider die Schweizer ...»

Mir war dies neu. War es möglich, dass sich Schweizer zu Komplizen der Nazis machten?

«Die Schweiz ist umzingelt», fuhr der ‚Monsignore‘ fort. «Seit dem Sommer sind auch an der Grenze zu Frankreich deutsche Panzer aufgeföhren, und im Süden stehen die italienischen Faschisten.» Er seufzte. «Alles in allem», schloss er, «scheidet die Schweiz meines Erachtens aus, was die Aufnahme einer grösseren Anzahl von Personen betrifft. Nur in ganz besonderen Einzelfällen lässt sich da noch etwas machen.»

«In vier Wochen», meldete sich Herr Desch zu Wort, «werden wir über die Möglichkeiten an der jugoslawischen Grenze Klarheit haben. Wenn sie regelmässig in kleinen Gruppen überschritten werden könnte, wären meine Freunde in der Lage, die Weiterfahrt nach Saloniki oder Istanbul und von dort die Überfahrt auf neutralen Schiffen nach Mittel- und Südamerika zu organisieren. Aber grösste Eile ist geboten, denn nach meinen Informationen könnte es im Frühjahr dazu kommen, dass auch diese Route abgeschnitten wird ...»

Nachdem auch die Schwierigkeiten einer illegalen Ausreise nach Schweden erörtert worden waren, wollte ich wissen, ob denn schon einmal dran gedacht worden sei, die Flüchtlinge in den unbesetzten Teil Frankreichs und von dort über Spanien nach Lissabon zu bringen. Fräulein Bonse erklärte mir, dass dieser Weg denen vorbehalten bleiben sollte, die aus Holland, Belgien und Nordfrankreich vor den einmarschierenden deutschen Truppen hatten flüchten müssen. Diese Men-

schen seien grösstenteils von der nazifreundlichen Regierung des unbesetzten Frankreich in Lagern interniert worden und müssten eine Auslieferung befürchten, oder sie lebten irgendwo versteckt. Alle Anstrengungen seien darauf gerichtet, den Internierten Ausreisegenehmigungen, amerikanische Visa und Transportmöglichkeiten zu verschaffen.

«Übrigens», sagte sie lächelnd, «die ‚Wallfahrt nach Kevlaar‘ ist aufgebraucht. Ich bin an der vorletzten Zeile der letzten Strophe – meinst du, dass man wieder von vorn anfangen kann?»

Ich rechnete rasch nach:

Heines Gedicht, ‚Die Wallfahrt nach Kevlaar‘, hatte zwanzig Strophen zu je vier Zeilen. Sie hatte also, seit ich ihr im Frühjahr 1939 dieses Gedicht zum Verschlüsseln von Funknachrichten empfohlen hatte, 79mal davon Gebrauch gemacht – erfreulich wenig, wenn man bedachte, dass seither mehr als zwanzig Monate vergangen waren. Im Durchschnitt war das etwas weniger als einmal wöchentlich für jeweils ein, zwei Minuten zu wechselnden Zeiten und mit ständig verändertem Code ... Mehr konnte man von einer geheimen Funkstelle an Vorsicht nicht verlangen! «Sie können ruhig wieder bei der ersten Strophe beginnen», sagte ich ihr. «Das ist ungefährlicher als die Verabredung eines neuen Schlüssels. Selbst wenn es der Funküberwachung gelingen sollte, einen Funkspruch vollständig mitzuhören und nach einem neuen Verfahren, auf der Grundlage der Buchstabenhäufigkeit im Deutschen, mühselig zu entschlüsseln, was wenig wahrscheinlich ist, dann stehen Ihre Chancen immer noch sehr gut, dass keiner der damit befassten Abwehrleute aus einer Zeile, wie beispielsweise «Ich denk an das tote Gretchen‘, das Gedicht und damit den ganzen Code herausfindet – wer kennt denn noch Heinrich Heine?» Fräulein Bonse schien sehr befriedigt. Zur Sicherheit fragte sie aber noch: «Du sagtest, das Brechen des Codes beruhe auf der Buchstabenhäufigkeit im Deutschen, nicht wahr? Bezieht sich das auf den mit Hilfe des Gedichts verschlüsselten Text? Oder auf die Gedichtzeile?»

«Auf den gefunkten Text natürlich – etwas anderes haben die Herren ja nicht zum Rätselraten ...»

«Dann bin ich beruhigt», bemerkte Fräulein Bonse abschliessend, und da fiel mir ein, dass sie vor Jahren einmal erzählt hatte, Deutsch sei ihre Vatersprache, ihre Mutter habe mit ihr stets Polnisch gesprochen.

Als wir uns gegen 18 Uhr trennten, drückte mir ‚Tante Anne‘ einen dicken Briefumschlag in die Hand.

«Steck das ein», sagte sie, «und lass es Griesgen nicht sehen.»

„Griesgen“ war ihr Kosename für ihren grauhaarigen Mann, den Konditor- und nunmehrigen Zahlmeister bei der Standortkommandantur, vor dem sie Geheimnisse eigentlich nur dann hatte, wenn sie in übertrieben grosszügiger Weise Wohltätigkeit übte. Ich zögerte, den Umschlag anzunehmen.

«Ich brauche wirklich nichts, Tante Anne ...»

Sie hatte das Kuvert schon in die Seitentasche meiner Uniformjacke gesteckt und flüsterte mir zu: «Du fährst doch jetzt nach Berlin – da gibt es gewiss Menschen, die das brauchen! Es sind Fett-, Fleisch- und andere Reisemarken, die überall eingelöst werden können – und ein bisschen Geld. Griesgen bringt mir die Marken mit – damit ich mehr einkaufen kann, aber ich finde, das ist nun wirklich nicht nötig ...»

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Berlin. Onkel Karl holte mich vom Bahnhof Charlottenburg ab. Er kam allein und wirkte bedrückt. Am Mantel, einem dicken Ulster mit Otterkragen, trug er das Naziparteiabzeichen sowie eine silberne Anstecknadel vom Reichsluftschutzbund; am Revers seines Jacketts war noch einmal die gleiche Garnitur von Hakenkreuzen.

Er sah meinen Blick darauf und sagte entschuldigend: «Du weisst doch – ich sehe so jüdisch aus – Gudrun musste den Ariernachweis bis 1750 erbringen, damit Horst-Eberhard die Heiratserlaubnis bekam.»

«Und? Habt ihr tatsächlich lauter Arier gefunden?»

Er nickte.

«Tante Elsbeth ist nicht auf dem Posten», sagte er dann. «Sie wäre sonst mitgekommen. Die Terrorangriffe haben ihr so zu schaffen gemacht – sie hat es doch mit dem Herzen ... Jetzt hat ihr der Arzt endlich verboten, bei jedem Fliegeralarm fünf Treppen hoch unters Dach zu klettern und mit Patsche und Sandeimer Feuerwache zu halten ...»

Ich stellte mir meine korpulente und kurzatmige Tante Elsbeth vor, wenn sie, nach rastloser Arbeit für die Partei, die NSV und die Winterhilfe, nachts auf dem Speicher als Luftschutzwart mit Helm und Gasmaske Wache hielt, und ich musste mir das Lachen verbeissen.

«Sie muss noch mindestens zehn Tage im Bett bleiben», sagte Onkel Karl. «Sie liegt im Gästezimmer, da hat sie mehr Ruhe, und deshalb haben wir dich diesmal bei Gudrun untergebracht. Am besten fahren wir gleich zu ihr – sie erwartet uns zum Abendbrot ...»

Der Gedanke, bei meiner Cousine Gudrun und ihrem Ehemann, einem

SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei, wohnen zu müssen, behagte mir gar nicht. Onkel Karl schien das zu ahnen, denn er sagte: «Horst-Eberhard ist zur Zeit in Polen – er hat dort für sechs Monate ein Kommando und kommt erst im Februar zurück ins RSHA ... Sie haben ein schönes Haus in Grunewald, und da ist reichlich Platz ...!»

Ich konnte mir vorstellen, wie mein angeheirateter Vetter, der SS-Gruppenführer, zu diesem Haus in Grunewald gekommen war. Die Hauptsache war, dass mir seine Anwesenheit erspart blieb. Und vielleicht, dachte ich, würde ich von meiner Cousine, mit der ich mich früher gut verstanden hatte, einiges erfahren können.

Also sagte ich, scheinbar sehr zufrieden: «Na prima! Ich freue mich, Gudrun wiederzusehen ...»

Die Villa lag in einem riesigen Waldgrundstück zwischen hohen Kiefern. An der Toreinfahrt hielten zwei SS-Männer Wache und standen stramm, als Onkel Karl, der Schwiegervater des Polizeigenerals, seinen Dienstausweis vorzeigte. Er hatte sich unterwegs auch noch das sogenannte ‚Hoheitsabzeichen‘, das ihm als Parteifunktionär zustand, an den Mantel gesteckt.

«Der Gefreite hier ist mein Neffe», sagte Onkel Karl, und so konnte ich anstandslos die Wache passieren. Gleich hinter dem Tor nahm uns ein weiterer SS-Posten in Empfang, der zwei Schäferhunde an der Leine hielt, die uns wütend anbellten, bis er ihnen befahl, still zu sein.

«Heil Hitler! Ich führe Sie zum Haus. Bleiben Sie bitte dicht hinter mir...»

Wegen der Verdunkelung war alles stockfinster. Wir gingen etwa hundert Schritt über einen breiten Kiesweg, bis wir die Villa erreichten. Eine Frau, die man nur in Umrissen erkennen konnte, öffnete uns. Erst als sie die Haustür hinter uns geschlossen hatte, schaltete sie das Licht ein.

«Bitte, hier ...», sagte sie und führte uns zur Garderobe.

Es war eine jüngere Frau in einem einfachen, dunkelblauen Kittel, an dem zu meiner Verwunderung ein Stoffabzeichen aufgenäht war, wie ich es bisher noch nicht gesehen hatte: ein schwarzes P auf gelbem Grund ...!

«Bitte, hier lang», sagte sie, während ich noch auf das seltsame Abzeichen starrte.

\* RSHA – Reichssicherheitshauptamt, seit 27.9.1939 bestehende Behörde, der Sicherheitspolizei, Gestapo, Kriminalpolizei sowie das Sicherheitshauptamt der SS mit dem gesamten Sicherheitsdienst (SD) unterstanden. Chef des RSHA war bis 1943 Reinhard Heydrich, danach Ernst Kaltenbrunner.

Sie führte uns in einen Salon, bat uns, Platz zu nehmen, die gnädige Frau werde gleich kommen, und liess uns allein.

«Gudrun hat polnisches Personal», sagte Onkel Karl. Es war nicht erkennbar, ob er darauf stolz war oder es missbilligte. «Zwei Hausmädchen und zwei Küchenmädchen», fuhr er fort. «Horst-Eberhard hat sie aus Polen hergeschickt...»

Er wollte noch etwas sagen, aber da kam auch schon blond, mollig und munter, wie ich sie in Erinnerung hatte, meine Cousine Gudrun herein und begrüßte uns herzlich.

«Du hast es gut», sagte sie zu mir, als wir am Tisch sassen, «du bist in Frankreich, wo es alles gibt – Parfüm, schicke Wäsche, hauchdünne Strümpfe, Gänseleberpastete, Cognacbohnen und die raffiniertesten Delikatessen – von meinem Mann kriege ich immer nur Speck und Schmalz und Gänse ... Ich habe früher Gänsebraten so gern gegessen, aber ich mag ihn nicht mehr. Heute gibt es Spanferkel – auch aus Polen. Ich hoffe, du magst Spanferkel – und vorher ein bisschen geräucherten Lachs, ja? Den Lachs hat mir Horst-Eberhard gestern erst geschickt – frisch aus der Räucherei ... Er ist sehr gut – ich habe ihn schon probiert... Findest du, dass ich zugenommen habe? Nein? Meine Freundin Lilo behauptet es, aber sie ist wohl nur neidisch, weil ich eine so gute Partie gemacht habe – und ihr Gunter ist immer noch Standartenführer, wo er fest damit gerechnet hatte, zum 9. November befördert zu werden – na, vielleicht wird es zu Führers Geburtstag klappen ...»

Gudrun redete und redete. Onkel Karl schien es gewohnt zu sein und widmete sich ganz dem vorzüglichen Essen, ohne auf ihren Redefluss zu achten. Nachdem wir das Abendbrot beendet hatten, liess er sich noch einen Cognac geben und verabschiedete sich dann.

«Ich will Tante Elsbeth nicht so lange allein lassen», sagte er zu mir. «Hoffentlich komme ich noch nach Hause, bevor es Fliegeralarm gibt...»

Der Abend mit Gudrun nahm seinen Fortgang, wie er begonnen hatte: Sie erzählte in einem fort – von ihrer Hochzeit und der anwesenden SS-Prominenz, vom ‚Reichsführer‘ abwärts, von dem angenehmen Leben einer Gruppenführergattin, ihren «gesellschaftlichen Verpflichtungen», den Schwierigkeiten, jedesmal in anderer Garderobe zu erscheinen, und von ihrer Langeweile, jetzt, da Horst-Eberhard seit nun schon vier Monaten ‚im Einsatz‘ sei. «Warum arbeitest du nicht mehr?» gelang es mir einzuwerfen. Gudrun schüttelte den Kopf.

«Lust dazu hätte ich schon – aber das geht nicht! Das ist völlig unmög-

lich! Ich kann doch nicht mehr, wie früher, als Sekretärin nach Diktat Briefe schreiben, Vorgänge bearbeiten oder für den Chef Kaffee kochen – Horst-Eberhard ist schliesslich im Generalsrang, und dabei ist er erst 37 ...! Ganz schön jung für einen General, nicht?»

«Was macht er eigentlich in Polen? Baut er die polnische Polizei neu auf?»

Gudrun lachte. «Bestimmt nicht – das Generalgouvernement, wie das jetzt heisst, ist doch nur so eine Art Kolonie. Da kommen auch die Polen aus dem Warthegau und aus Danzig hin. Sie werden darauf getrimmt, für uns zu arbeiten. Horst-Eberhard hat mir erzählt, dass der Führer das ganze Land der SS schenken will. Dann sollen dort Wehrburgen gebaut werden, und jeder verdiente SS-Führer bekommt sein eigenes grosses Rittergut und ein paar tausend Polen als Arbeiter zugeteilt. Also, ehrlich gesagt, ich denke mir das ziemlich langweilig auf so einer Klitsche – ich möchte in Berlin bleiben ...»

Sie erzählte dann noch eine Weile von den Bällen, Opernpremierer, Wohltätigkeitsveranstaltungen und von den erstklassigen Restaurants, die es in Berlin gebe, wo man markenfrei ganz vorzüglich essen könne, nannte mir ein paar Adressen, fragte mich, ob ich mit ihr mal ausgehen würde, und wollte dann auch noch ‚ein bisschen Musik machen‘. Aber ich hatte mir, während sie pausenlos redete, die vorhandenen Schallplatten schon angesehen und sagte, dass ich von der langen Bahnfahrt ziemlich müde sei.

«Klar», meinte Gudrun nur, «schlaf dich mal richtig aus! Ich frühstücke nicht vor 10 – aber du kannst natürlich eher erscheinen. Die Mädchen sind von 6 Uhr an in der Küche, und du brauchst nur zu klingeln, dann bringen sie dir, was du haben willst...»

Sie zeigte unter den Esstisch, wo ein mit dem Fuss zu bedienender Klingelknopf war, drückte darauf, und fast sofort erschien die junge Frau in der Kittelschürze, die Onkel Karl und mir die Tür geöffnet hatte.

Gudrun sagte, sie solle meinen Koffer nach oben tragen, und als ich einwandte: «Lass mich das doch selbst machen – ich möchte das nicht!», erklärte sie mir, ohne auf die Frau zu achten, die bereits in die Diele ging, um den Auftrag auszuführen: «Das muss aber sein! Horst-Eberhard hat Anweisung gegeben, die Polenmädels tüchtig ranzunehmen. Sie haben es doch hier ohnehin schon wie im Paradies – verglichen mit dem, was sie gewöhnt sind ... Also, merk dir: Du musst sie duzen, darfst nicht ‚bitte‘ oder ‚danke‘ sagen und hast sie ständig spüren zu lassen, wer hier

der Herr ist. Mir fiel das anfangs auch etwas schwer, aber Horst-Eberhard hat mir klargemacht, dass sie doch nur darauf lauern, unsere Schwächen auszunutzen ...»

Anderntags verliess ich das Haus, lange bevor meine Cousine Gudrun aufgestanden war. Punkt zehn Uhr war ich am Bahnhof Rummelsburg, weit im Osten der Stadt, wo ich – so hatte Herr Desch mir gesagt – Onkel Erich treffen würde.

Fast hätte ich ihn nicht erkannt, so sehr hatte er sich seit unserer letzten Begegnung verändert. Er sah jetzt wie ein Strassenhändler oder Lieferwagenfahrer aus. Alle Eleganz war von ihm abgefallen. Statt des Monokels trug er eine Nickelbrille, deren eines Glas gesprungen und mit Leukoplast zusammengehalten war. Der sorgfältig gestutzte Schnurrbart des ‚Major Elken‘ war verschwunden, stattdessen war er unrasiert. Auf dem Kopf trug er eine Pudelmütze aus grauer Wolle mit Ohrenschützern, und unter seiner dicken, kurzen Jacke, deren einer Ärmel einen grossen Ölfleck aufwies, war eine nicht ganz saubere blaue Schürze zu sehen.

Er schien in den ‚Völkischen Beobachter‘ vertieft, als ich ihn ansprach: «Hallo, Onkel Erich – nett, dich mal wiederzusehen!» Er liess die Zeitung sinken, sah mich über den Rand seiner Brille an und nickte mir freundlich zu: «Da biste ja wieda! Mensch, wat biste schnieke – kann ick mir ja janich mit dir seh'n lassen ...!» «Ach was, komm, wir gehen auf einen Sprung in die Kneipe drüben – ich lade dich ein!»

«Det is'n Wort», meinte er dazu und steckte die Zeitung in die Jackentasche. «Uff 'ne Molle und 'n Korn, det jeht – so ville Zeit ha' ick imma...!»

Wir gingen, während er weiter berlinerte, wie ich es noch nie zuvor von ihm gehört hatte, in eine nahe Kneipe am Osthafen, wo nur wenige Leute waren, dafür aber viel Lärm und Geschrei. Zwei schon etwas angetrunkene Arbeiter führten ein heftiges Wortgefecht an der Theke, in das sich der Wirt hin und wieder einmischte. Er hatte seinen Volksempfänger auf volle Lautstärke gebracht, und die ‚Frohe Stunde am Vormittag‘ wartete mit Schlagermusik auf, dass die Gläser klirrten. Wir konnten uns also ungestört unterhalten.

«Im Augenblick haben wir neunundzwanzig Personen, die untergetaucht sind und nach denen mit Sicherheit gefahndet wird», berichtete er. «Wir müssen sie so bald wie möglich über eine der noch infrage kommenden Grenzen bringen ...»

Ich erzählte ihm, was ich bei dem ‚Palaver‘ in Meerbusch erfahren und was mir Herr Desch darüber hinaus noch an Informationen mit auf den Weg gegeben hatte, von Hedwigs bevorstehender Erkundungsfahrt in

die südliche Steiermark und von Herrn Deschs Plänen, einen Fluchtweg über den Balkan zu erschliessen.

Er hörte sich alles aufmerksam an, schien bei dem einen oder anderen Punkt etwas skeptisch und meinte schliesslich: «Die grösste Schwierigkeit liegt darin, dass die steiermärkische Grenze so weit weg von Berlin ist. Die Bahnhöfe und die Züge werden sehr genau überwacht, und auch der Lastwagenverkehr von und nach Berlin ist stark eingeschränkt und wird häufig kontrolliert. Selbst wenn jetzt ein Schlupfloch an der jugoslawischen Grenze gefunden wird und die Freunde von Herrn Desch auf der anderen Seite alles bestens organisiert haben – wie bekommt man die Leute aus Berlin hinaus? Wenigstens bis Dresden oder Leipzig?»

«Kommt man von dort leichter weg?»

«Im westlichen Sachsen gibt es ein dichtes, weitverzweigtes Autobusnetz, bis weit nach Thüringen hinein. Man muss zwar x-mal umsteigen, aber damit ist man auch sicher vor Kontrollen. Und von Plauen im Vogtland aus fährt alle zehn Tage ein grosser Lastzug mit Anhänger nach Österreich, zu einem Zweigwerk in der Nähe von Graz. Der Fahrer ist absolut zuverlässig, und er könnte leicht auf jeder Fahrt fünf oder sechs Leute mitnehmen, sie sogar mit einem kleinen Umweg nahe der jugoslawischen Grenze absetzen ... Wenn ich nur wüsste, wie ich die Leute nach Plauen bringen kann – und zwar so bald wie irgend möglich! Es ist hier in Berlin viel zu gefährlich, und es wird auch immer schwieriger, neunundzwanzig Erwachsene ohne Lebensmittelkarten durchzubringen ...»

Mir fiel der dicke Umschlag ein, der in meiner Tasche steckte. «Hier, Onkel Erich – das ist von ‚Tante Anne‘ – sie lässt dich herzlich grüssen...!»

Er vergewisserte sich, dass uns niemand beobachtete, warf einen Blick in das Kuvert und steckte es dann rasch ein.

«Mein Gott», sagte er, «dass es noch Menschen wie Frau Ney gibt...! Damit sind wir für mindestens drei Wochen aus dem Schlimmsten heraus!»

«Sag mal», erkundigte ich mich, «ist es nicht sehr schwierig und ausserordentlich gefährlich, mit so vielen Leuten Kontakt zu halten? Schliesslich sind sie doch bestimmt nicht alle in einem Haus untergebracht – oder?»

«Nee», sagte er und verfiel wieder ins Berlinerische, «aba det is nu wirklich keen Jrund zur Uffrejung – dabei fühl’ ick mir wie Bolle uff’m Dabe liess er es bewenden, und erst ein Jahr später, als wir uns Milch-

wagen ...» widersahen und er wieder eine ganz andere Rolle übernommen hatte, erzählte er mir schmunzelnd, dass er ‚damals in Berlin‘ tatsächlich als echter Milchmann unterwegs gewesen sei. Wenn er morgens in aller Frühe von Haus zu Haus zog und seine Kundschaft belieferte, konnte er unauffällig Kontakt zu seinen Schützlingen halten.

Wir tranken unser Bier aus und gingen noch ein paar Schritte zusammen, wobei wir ausmachten, wie Herr Desch ihm eine Nachricht zukommen lassen sollte, sobald ein Weg über die jugoslawische Grenze gefunden war.

«Ich denke», sagte ich, «dass bis etwa zum 20. Januar alles geklärt sein müsste ...»

Aber da merkte ich, dass er mir gar nicht richtig zuhörte. Er starrte über das Geländer der Brücke, über die wir gerade gingen, hinab auf einen Motorschlepper, der gerade den Osthafen verliess. «Menschenskind», flüsterte er, «das könnte die Lösung sein!» Er wies dabei mit dem Kinn auf den schwerbeladenen Schlepper. Ich folgte seinem Blick und las am Bug des Schiffes ‚Walburga Dessau-Wallwitzhafen‘.

Jetzt begann ich zu verstehen, was er meinte. «Willst du etwa ...?» «Klar – mit so einem Kahn werden sie über die Spree, die Havel und den Mittellandkanal zur Elbe und stromaufwärts nach Meissen oder Dresden fahren und dann mit dem Autobus bis Plauen ... Dass ich darauf nicht früher gekommen bin! Ich weiss sogar schon, wie wir das machen werden – gleich nach Neujahr werden wir damit anfangen ...»

Er rieb sich sichtlich zufrieden die Hände.

Als wir uns am Bahnhof voneinander verabschiedeten, gab er mir den ‚Völkischen Beobachter‘ – «Dette was ze lesen hast inne Bahn», sagte er dazu laut und fügte sehr leise hinzu: «Da ist noch etwas drin – für Herrn Desch. Du solltest es auch lesen, damit du Bescheid weisst...»

In der Zeitung steckten fünf engzeilig mit der Maschine beschriebene Seiten Durchschlagpapier. Es waren detaillierte Berichte über die ‚schlagartige‘ Aktion der NSDAP-Gauleiter von Baden und Saarpfalz, Robert Wagner und Josef Bürckel, gegen die jüdische Bevölkerung ihres Machtbereichs, die ohne Vorwarnung und ohne Wissen der französischen Behörden in das unbesetzte Frankreich ‚abgeschoben‘ worden war, und über eine etwas frühere, schon im Februar 1940 durchgeführte Zwangsdeportation der Juden von Stettin und Vorpommern nach Ostpolen.

«Am 12. Februar 1940 wurde die vollkommen ahnungslose jüdische Be-

völkerung von Stettin, ungefähr 1'200 Menschen, nach Lublin deportiert...», begann dieser Bericht, in dem es weiter hiess: «Zwischen drei und vier Uhr morgens holten je zwei Posten der SA und SS die Juden mit Frauen und Kindern aus den Wohnungen und brachten sie zum Güterbahnhof ... Auch die Insassen der beiden jüdischen Altersheime, darunter Frauen und Männer über 80 Jahre, wurden deportiert... Darunter befinden sich ehemalige Frontkämpfer aus dem Weltkrieg. Jedem Juden wurde ein Pappschild umgehängt, das Namen und Deportationsnummer enthielt ... Von Lyblin aus mussten Männer, Frauen und Kinder zu Fuss bei 20 Grad Kälte auf tiefverschneiten Landstrassen zu diesen Dörfern» – Piaski, Glusk und Belcyce – ‚marschieren‘ ... Von den aus Stettin deportierten etwa 1'200 Personen blieben auf dem Marsch, der mehr als vierzehn Stunden dauerte, 72 Personen liegen, unter ihnen Männer und Frauen bis 86 Jahre. Von ihnen ist der grösste Teil erfroren. Darunter befand sich eine Mutter, die ihr dreijähriges Kind auf den Armen trug ... Ferner wurde der Körper eines etwa fünfjährigen Kindes ... aufgefunden. Es trug auf einem Pappschild um den Hals den Namen ‚Renate Alexander aus Hammerstein in Pommern‘. Es stellte sich heraus, dass dieses Kind anlässlich eines Verwandtenbesuchs in Stettin mitdeportiert worden war ... In den drei Dörfern angekommen, wurde es den Deportierten überlassen, sich Unterkunft in den überfüllten Häusern und Hütten der einheimischen Juden zu suchen ... Da es überdies an Lebensmitteln, ausser Schwarzbrot, fehlt und die hygienischen Verhältnisse trostlos sind, sterben täglich zahlreiche Personen ... Bis zum 12. März hat sich die Sterbeziffer auf 230 erhöht... Der Bericht aus Baden und der Rheinpfalz schilderte sehr detailliert das Geschehen am 22. und 23. Oktober 1940, wo – genau wie in Stettin – die jüdische Bevölkerung ohne vorherige Benachrichtigung innerhalb einer Frist, die von 15 Minuten bis zu zwei Stunden reichte, unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe ‚umgesiedelt‘ worden war.

Eine der Betroffenen, Frau Else Liefmann, der später mit französischer Hilfe die Flucht ins Ausland gelang, stellte hier in allen Einzelheiten dar, wie diese «Umsiedlung» vor sich gegangen war. Vom Frühstückstisch weg waren sie und ihr Ehemann aus dem Haus, in dem sie fast fünfzig Jahre gelebt hatten, abgeführt worden. Sie durften Handgepäck und je 100 RM Bargeld mitnehmen. In einem Sammellager, dem Turnsaal einer Schule, wurden sie bis zum nächsten Morgen um 2 Uhr festgehalten, dann unter SS-Begleitung mit der Bahn nach Frankreich gebracht. Den

französischen Grenzbehörden wurde erklärt, es handle sich um Ausgewiesene aus Elsass-Lothringen. Die Deportierten landeten nach langer Fahrt in Internierungslagern in Südfrankreich.

«Also nicht nach Polen! Wie freudig wurde das begrüßt», hiess es in dem Bericht der Frau Liefmann über den Beginn der Fahrt, als der Zug über den Rhein gen Westen abfuhr. «Die Begleitmannschaft des Zuges bildeten SS-Leute, ... die letzten Menschen aus Deutschland, das mit ihnen uns entschwand, und diese letzten Menschen waren eine Schande für das Land, das wir zurückliessen und das unser Heimatland war ...»

Am Nachmittag fuhr ich wieder nach Grunewald, zu meiner Cousine Gudrun.

Als ich das Wohnzimmer betrat, stellte sie das Grammophon ab, das schon in der Diele zu hören gewesen war – «Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern, keine Angst, keine Angst, Rosmarie!»

«Schön, dass du nicht so spät kommst», begrüsst mich Gudrun. «Zum Abendbrot werden meine Freundin Lilo, ihr Mann und ein Kamerad von Horst-Eberhard, der gerade aus Polen gekommen ist, hier sein ...»

«Sei mir nicht böse, aber ich muss mich schon jetzt verabschieden. Ich will mit dem Nachtzug zurück nach Düsseldorf fahren ...» «Ach, wie schade! Das war ja ein sehr kurzer Besuch! Aber ich kann mir schon denken, warum du es so eilig hast – es kann sich doch nur um ein Mädchen handeln – oder?»

«Klar», sagte ich, «sie ist mir nach Düsseldorf entgegengefahren, und ich habe sie verpasst...»

«Na, dann nichts wie hin», meinte Gudrun. «Aber eine Tasse Kaffee wirst du doch noch mit mir trinken ...?»

Sie klingelte bereits das polnische Mädchen herbei.

«Vielen Dank», sagte ich, als mir die junge Frau mit dem ‚P‘ am Kittel eingesehen hatte, und Gudrun runzelte die Stirn. «Ich habe dir doch erklärt ...» begann sie, kaum dass wir wieder allein waren.

Am nächsten Morgen frühstückte ich wieder bei Herrn Desch.

«Diese Berichte», sagte er, «wird ‚Monsignore Sprüngli‘ morgen mitnehmen, wenn er in die Schweiz zurückkehrt. Wir werden sie so schnell wie möglich dort und in anderen neutralen Ländern veröffentlichen lassen. Vielleicht nützt das, denn noch ist den Nazis die Meinung des Auslands nicht völlig gleichgültig ...»

Wie ich später erfuhr, gab es zunächst keine weiteren Deportationen mehr, aber welche Gründe dafür den Ausschlag gaben, ist zweifelhaft.

Es kann auch sein, dass es weniger die Reaktionen des neutralen Auslands als militärische Erfordernisse waren, die verhinderten, dass in den folgenden zehn Monaten Güterzüge voll Menschen aus dem Reich nach Polen rollten. Denn bereits kurz vor Weihnachten 1940, am 18. Dezember, hatte Hitler die ‚Führerweisung 21‘ erlassen, die den ‚Fall Barbarossa‘, die Vorbereitung des Überfalls auf die Sowjetunion, betraf: «Die deutsche Wehrmacht muss darauf vorbereitet sein», hiess es darin, «auch vor Beendigung des Krieges gegen England, Sowjetrussland in einem schnellen Erfolg niederzuwerfen ... Vorbereitungen sind bis zum 15. Mai 1941 abzuschliessen ...»

Aber das erfuhr ich erst, als ich wieder in Caudebec-en-Caux eintraf und mich bei Erwin zurückmeldete.

## 8. Gegen den Uhrzeiger

Bei unserem Funktrupp hatte sich während meines kurzen Urlaubs mancherlei ereignet: Hänschen war tatsächlich mit Wirkung vom 1. Januar 1941 der Dienstgrad eines Majors verliehen worden; er hatte nun seine eigene ‚Wetterstation‘ und war damit aus unserem Wachdienst ausgeschieden. Dafür waren drei neue Funker und ein Fähnrich dazugekommen, von denen Erwin meinte, man müsse sie noch sehr genau ‚auf Eignung‘ überprüfen. Immerhin hatte diese Verstärkung die angenehme Folge, dass wir nun endlich die vierundzwanzig Stunden des Tages in drei Wachen einteilen konnten, wodurch Erwin und ich jeweils acht Stunden gemeinsam frei hatten.

Meist benutzten wir diese Zeit zu Ausflügen nach Rouen oder Le Havre, und dort hatten wir bald auch Kontakt zu den inzwischen wieder in die Städte zurückgekehrten Einwohnern. Die erste, mit der wir näher bekanntwurden, war die Wirtin eines kleinen Restaurants am Rande der stark zerstörten Altstadt von Rouen. Sie hatte einen baskischen Familiennamen, der auch für Franzosen schwer auszusprechen war, und wurde von ihren Nachbarn und Stammgästen nur ‚Marie la Basquaise‘ genannt. Die resolute etwa fünfzigjährige Brünette, deren Französisch mit vielen gerollten Rs gespickt war, hatte sich, als wir einmal bei ihr zu Abend assen, an Erwin und mich gewandt und um Hilfe gebeten: François, ihr einziger noch nicht achtzehnjähriger Sohn, sollte in den nächsten Tagen zum «Arbeitseinsatz» nach Deutschland. Der pausbäckige François, der sonst im Lokal servierte, während sein Vater in der Küche am Herd stand und aus dem wenigen, was es noch auf dem Markt gab, erstaunliche Gerichte zubereitete, war an diesem Abend nicht da.

«Er ist *malade, très malade*», versicherte uns seine Mutter, «er darf nicht weg, er ist viel zu jung, und ohne ihn kommen wir nicht zurecht – dann müssen wir das Lokal schliessen ...» Vielleicht erhoffte sie sich von diesem letzten Argument, dass wir uns, schon im eigenen Interesse, für ihren Sohn verwenden würden.

«Was sollen *wir* da machen?» meinte Erwin. «Wir haben doch nicht den geringsten Einfluss auf diese Sklavenfänger und Piraten ...»

Die Wirtin beobachtete uns gespannt, während wir uns leise unterhielten. Sie merkte wohl, dass wir Verständnis für ihren Kummer hatten und zumindest darüber nachdachten, ob und wie man ihrem Sohn helfen könnte.

«Was fehlt ihm denn?» erkundigte ich mich.

«Was Sie wollen, Monsieur, was Sie wollen! Ein gebrochener Arm oder Typhus oder die Schlafkrankheit – an einem Attest soll es nicht liegen...»

«Ein Attest vom freundlichen Hausarzt wird da nichts nützen», meinte Erwin. «Wenn nicht irgendeine deutsche Dienststelle ihn für ‚unabkömmlich‘ erklärt, dann wird er wohl bei uns Granaten drehen müssen.»

«Welche Dienststelle sollte unseren dicken François wohl reklamieren? Das ist doch ausgeschlossen!»

Aber Erwin schien nicht ganz so pessimistisch zu sein. Er liess sich von der Wirtin den ‚Gestellungsbefehl‘ ihres Sohnes geben und studierte das Papier lange und gründlich. Dann fragte er mich: «Was heisst das hier unten – das Kleingedruckte da?»

Ich übersetzte es ihm: «Da steht: ‚Im Fall, dass der Einberufene für eine öffentliche Einrichtung tätig ist, deren Dienste im Interesse der deutschen Wehrmacht und der Versorgung des besetzten Gebiets aufrechterhalten werden müssen, ist dies von der betreffenden Dienststelle zu bescheinigen und bedarf der Gegenzeichnung durch den Ortskommandanten (oder dessen Vertreter) oder des Kommandeurs der betreffenden Wehrmacheinheit (oder dessen Vertreter).‘ Da ist wohl nichts zu machen ...» «Na, vielleicht doch», meinte Erwin und grinste.

«Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Oberst Kessler ...?» «Nein, aber was glaubst du, was der Vertreter von unserem Alten macht, wenn ihn eine öffentliche Einrichtung, sagen wir: die Stadtbibliothek, um seine Unterschrift bitten würde ...?»

«Major Zobel? Hm – da hast du recht. Der würde das wahrscheinlich machen – aber da müsste sich Madame schleunigst mit der reizenden Bibliothekarin in Verbindung setzen – es ist nicht mehr viel Zeit!» Ich wollte noch hinzufügen, dass ich die Erfolgsaussichten für nicht allzu gross hielt, aber die Wirtin mischte sich jetzt aufgeregt ein: «Haben Sie von der Dame in der Bibliothek gesprochen ...? Kann *sie* vielleicht helfen? Ich kenne sie – sie ist sehr freundlich! Und sie ist eine Nichte meiner Schwägerin ...!»

Also erklärte ich ihr, was wir uns ausgedacht hatten. Schon am nächsten Tag, so erfuhr ich später, setzte Major Zobel, ohne sich lange bitten zu lassen, die gewünschte Unterschrift unter das Gesuch, und damit war François, der nun jeden Nachmittag von 16 bis 18 Uhr in der Stadtbibliothek Bücherstapel zu transportieren und abzustauben hatte, fürs erste gerettet. Zugleich war dies der Anfang einer Freundschaft zwischen den Wirtsleuten und uns. Etwa um die gleiche Zeit, in der ersten Hälfte des Februar 1941, erhielt ich eine Feldpostkarte von ‚Tante Anne‘. Sie schrieb, dass alle wohlauf seien und dies auch von mir hofften; dass ‚der nette Herr Major a. D.‘ ins Rheinland übersiedelt sei; dass ‚die Verlobungsfeier von unserer Hedwig ein voller Erfolg‘ gewesen wäre – ‚denk dir nur: 31 Freunde und Verwandte!‘ –, aber dass ‚Herr Schneider‘ geäußert hätte, es wäre höchste Zeit gewesen, und an eine Wiederholung solcher Fêten für die Dauer des Krieges sei nicht zu denken ...

Ausserdem schrieb ‚Tante Anne‘ noch etwas, auf das ich mir zunächst keinen Reim machen konnte: «Herr Schneider würde sich aber sehr freuen, wenn es bei dir eine Verlobung geben würde. Er denkt sicherlich an Carmen. Lass es dir durch den Kopf gehen ...» Das tat ich, und ich kam zu dem Ergebnis, dass damit nur gemeint sein konnte, dass ‚Herr Schneider‘, also Herr Desch, nach der gerade noch gelungenen Rettung von – nicht, wie vorgesehen, neunundzwanzig, sondern sogar einunddreissig – besonders Gefährdeten aus Berlin über die von Hedwig erkundete jugoslawische Grenze nun eine ‚Verlobung‘, also einen ähnlich vorbereiteten Fluchtweg, ‚bei mir‘, in Frankreich, ausfindig gemacht haben wollte, wobei er an ‚Carmen‘, also wohl an die Grenze nach Spanien, dachte.

Aber wie sollte ich das bewerkstelligen? Ausser zu einigen wenigen Leuten in Rouen und Le Havre hatte ich kaum Kontakte zur französischen Bevölkerung. Die Entfernung zwischen unserem Standort in der Normandie und der französisch-spanischen Grenze betrug mehr als achthundert Kilometer, und es gab keinen erdenklichen Grund, ‚dienstlich‘ dorthin zu kommen.

Als ich Erwin fragte, ob es irgendeine Möglichkeit gäbe, sich ‚mal die Pyrenäen anzusehen‘, warf er mir einen erstaunten Blick zu. «Du willst doch nicht etwa abhauen?»

«Nein, nein, nur so, es interessiert mich. Es soll dort sehr schön sein, und jetzt, wo doch die ganze Küste bis zur spanischen Grenze von der Wehrmacht besetzt ist, da könnte man doch vielleicht mal ...»

Erwin dachte nach.

Dann schüttelte er den Kopf und sagte: «Also, mir fällt nichts ein. Und ich kann dir auch keinen Rat geben, wenn du mir nicht mehr sagen kannst oder willst.»

Er schien etwas gekränkt.

Also erzählte ich ihm, was ich während meines Urlaubs über die Blitzaktionen gegen die Juden in Pommern, Baden und in der Pfalz erfahren hatte, und dass es für diejenigen, die vor der Gestapo in den Untergrund geflüchtet waren, kein Entkommen mehr zu geben scheine, es sei denn, man fände einen Weg über Frankreich, Spanien und Portugal, von wo aus man noch nach Amerika kommen könnte.

«Na, Mensch, das ist doch ganz etwas anderes! Dazu brauchst *du* doch nicht in die Pyrenäen zu fahren! Das sollten Leute machen, die sich da gut auskennen ...»

Er überlegte einen Augenblick lang und sagte dann grinsend: «Wie wär's, wenn du mal mit unserer baskischen Wirtin darüber redetest ...? Du weißt doch: Eine Hand wäscht die andere – und soviel ich weiss, kommt sie doch von da unten und hat noch ihre ganze Verwandtschaft in der Gegend.»

Bei der nächsten Gelegenheit sprach ich darüber mit Madame Ondarraitz, der uns seit der Errettung ihres Sohnes freundschaftlich verbundenen Wirtin. Sie hörte sich alles aufmerksam an und meinte dann: «Die Grenze, mein Junge, das ist überhaupt kein Problem – da muss man nur gut zu Fuss sein und ein paar Stunden Marsch auf schmalen Pfaden nicht scheuen. Jeder zweite bei uns kennt sich da bestens aus – sie schmuggeln doch alle! Und die Basken diesseits und jenseits der Grenze, die halten zusammen. Die meisten sind auch gute Republikaner und haben im Bürgerkrieg gegen Franco und die von Hitler geschickten Truppen gekämpft. Und wir haben auch nicht vergessen, dass die Nazis vor vier Jahren unsere Stadt Guénica mit Flugzeugen bombardiert und gänzlich zerstört haben! Nein, nein, die Grenze, das ist nicht das Problem – die Schwierigkeit liegt darin, erst einmal dorthin zu kommen!» Sie erklärte mir, dass alle Reisen genehmigungspflichtig seien und dass sie selbst schon längst ihre Verwandten besucht hätte, die in einer Kleinstadt unweit der spanischen Grenze lebten, wäre es nicht so schwierig, die Erlaubnis dazu zu erhalten.

«Aber», schloss sie, «für euch ist es ja vielleicht einfacher, an solche Genehmigungen heranzukommen, und ich wünschte, ihr würdet dann auch an mich denken – meine Mutter wird im Juni achtzig Jahre alt, da möchte ich sie für ein paar Tage besuchen ...»

«Wir werden uns mal umhören», versprach ihr Erwin, nachdem ich ihn ins Bild gesetzt hatte.

Als wir Madame Ondarraitz das nächste Mal besuchten, merkten wir gleich, dass sie darauf brannte, uns etwas mitzuteilen. Sobald sich die Gelegenheit dazu bot, setzte sie sich zu uns und erzählte im Flüsterton: «Ich habe vorgestern einen Brief von meiner Schwester bekommen. Sie erwähnt, dass in Gurs, nicht weit von uns, ein Sammellager ist, wo viele Flüchtlinge aus Deutschland, darunter viele Juden, erbärmlich untergebracht sind. Sie sterben an Hunger und Kälte wie die Fliegen – ich dachte, Sie sollten das wissen. Vielleicht ändert das Ihre Pläne ...»

«Wo liegt dieses Gurs», erkundigte ich mich. «Ist das im besetzten Gebiet?»

«Nein, im unbesetzten Frankreich. Es untersteht der Regierung in Vichy, und diesen Schurken ist zuzutrauen, dass sie diese armen Flüchtlinge alle umbringen oder an die Deutschen ausliefern!» Es war das erste Mal, dass ich von französischen Konzentrationslagern für deutsche Flüchtlinge hörte, und ich war entsetzt. Vierzig Jahre später sprach ich mit einem Freund, der selbst damals als Gefangener in Gurs gewesen war und der es auf sehr sonderbare Weise geschafft hatte, der – 1942 tatsächlich durchgeführten – Auslieferung an die Gestapo zu entgehen und sich in die USA zu retten.

Mein Freund Ulrich war damals, im Frühjahr 1941, achtundzwanzig Jahre alt. Bis zum Mai 1940 hatte er als ein vor den Nazis geflüchteter Emigrant in Brüssel gelebt, von wo er, zusammen mit einigen Tausenden anderer Flüchtlinge, gerade noch rechtzeitig vor dem Einmarsch der deutschen Truppen, in Güterwaggons nach Südfrankreich evakuiert worden war.

«Es ging über mehrere Zwischenlager, erst Poitou, dann ein halbes Jahr lang am Mittelmeer – man durfte sogar baden», erinnerte er sich. «Im Spätherbst 1940 wurden wir dann in ein total ungeheiztes Barackenlager in den mittleren Pyrenäen verfrachtet – nach Gurs, Département Basses-Pyrénées, nicht weit von Pau. Wir waren über dreitausend Zivilinternierte, Frauen und Männer, zum überwiegenden Teil sogenannte ‚rassisch‘ Verfolgte, aber es gab auch Fahnenflüchtige der Wehrmacht bei uns. Einen haben wir, als eine deutsche Offiziersdelegation einmal das Lager inspizierte, erfolgreich in unserer Baracke versteckt.»

«Und wie war das Leben in diesem Lager?»

Ulrich, zur Untertreibung neigend, beschrieb es so: «Die Landschaft um Gurs ist schön, die Ernährung und die hygienischen Verhältnisse waren

schrecklich, die Todesrate enorm. Wenn man morgens aus der Baracke trat, durfte man den schmalen Plankensteg nicht verfehlen, sonst steckte man bis über die Knie im Morast. Gurs liegt in einem Hochmoor, isoliert von den Dörfern der benachbarten Täler. Aller Verkehr zwischen den Baracken vollzog sich über diese wackeligen Laufplanken, und vorausgesetzt, man hatte einen Passierschein, galt das weitgehend auch für den zwischen den stacheldrahtumzäunten ‚Inselchen‘, den wie sie genannt wurden, denn unsere Baracken waren streng getrennt, nicht nur nach Geschlechtern, sondern auch nach Herkunftsgruppen. Nach der geltenden Lagerordnung war es schwierig, jemanden auf einem anderen ‚ilôts‘ zu besuchen. Die Passierscheine gab ein Leutnant Guyot aus. Der hatte nicht nur Langeweile in dieser Einöde, sondern auch so viel kritischen Abstand gewonnen, dass er manchmal abends mit uns Schach spielte. Er gehörte zu einer Gruppe von Offizieren, die die sehr strengen Anordnungen des Kommandanten, eines Anhängers der nazihörigen Marionettenregierung in Vichy, nach Kräften sabotierte und die Interessen der Internierten zu wahren suchte. Auf Leute wie Guyot war Verlass.» «Hattet ihr Geld? Konntet ihr euch zusätzliche Verpflegung kaufen?»

«Meine eigenen Mittel waren zu Ende. An mein Konto in Brüssel konnte ich nicht mehr heran. Es gab aber auch ein paar sehr wohlhabende Internierte, die in Säckchen eingenähte Dollarbeträge unter dem Hemd trugen und sich selbst beköstigten, nachdem sie Verbindung zu den Dörfern der Umgebung hergestellt hatten. Leutnant Guyot und einige Offiziere seiner Gesinnung versuchten, diese Ungleichheit der Verpflegung zu beseitigen und allen etwas mehr zukommen zu lassen, aber das klappte nicht... Im März 1941 erreichte mich die Nachricht, dass ein amerikanisches Visum für mich erteilt worden sei, ein sogenanntes ‚Nonquota‘-Visum, wie es für besonders Gefährdete auf Antrag der Hilfsorganisationen manchmal bewilligt wurde. Meine Schwester und einige Freunde, die schon in die USA gelangt waren, hatten es für mich beschafft, auch Geld für die Schiffskarte und das sogenannte ‚Affidavit‘, die erforderliche Garantie, dass man den amerikanischen Steuerzahlern nicht zur Last fallen werde...»

«Dann warst du ja gerettet!»

«Keineswegs. Von dem rettenden Visum Gebrauch machen hiess, zunächst die Verlegung in ein Auswandererlager zu beantragen. Dieses Lager, Les Milles, zwischen Aix-en-Provence und Marseille gelegen, war die unumgängliche Durchgangsstation. Von dort entlassen, hätte ich

mich wochenlang in Marseille um die Unzahl der erforderlichen Papiere bemühen, derweilen meinen Lebensunterhalt bestreiten und schliesslich auch noch die Reise bezahlen müssen. Denn die Überfahrt nach Amerika war Mitte 1941 nicht mehr von Marseille, sondern nur noch von einem spanischen oder portugiesischen Hafen aus möglich. Und, wie gesagt, ich hatte kein Geld mehr. Die Auswanderung war mir dadurch unmöglich – und ebenso unmöglich schien die Verwirklichung eines Plans zu sein, es dennoch zu schaffen. Die Idee dazu war mir gekommen, als ich verzweifelt nach einem Ausweg suchte. Ich besprach sie dann mit einem Mitgefangenen, dem fast 70jährigen kranken Dichter Alfred Mombert, den die Nazis aus der Ruhe seines Heidelberger Hauses gerissen und in diese Sümpfe verschickt hatten. Er überzeugte mich, dass mein phantastischer Einfall und das Projekt, das mir vorschwebte, gar nicht so phantastisch waren, wie sie heute, im Rückblick, erscheinen mögen. Jedenfalls habe ich es ihm zu verdanken, dass ich sofort nach unserem Gespräch den Plan in die Tat umzusetzen begann, einen Plan, der auf der Wettleidenschaft eines meiner reichen Mitgefangenen basierte. Er hiess Gerson, war der Wohlhabendste unter den wenigen, die noch Geld hatten, und er bot gewohnheitsmässig jedem eine Wette an, der etwas, das unser gemeinsames Schicksal beeinflussen konnte, vorauszusagen wagte. Er verfuhr dabei stets sehr grosszügig, bot Bedingungen an, die in ihrer vorteilhaften Ungleichheit ungeheuer verlockend schienen. Aber er stiess kaum je auf Leute, die auf seine Wettvorschläge eingingen. Denn seine eigenen Voraussagen, auf die er solche Wetten bot, waren stets so einleuchtend, dass niemand dagegenhalten wollte.»

«Und, welche Wette hast *du* gegen ihn gewonnen? Denn gewonnen musst du ja haben ...»

«Richtig, aber ich muss dir erst von der Beobachtung erzählen, die ich gemacht hatte, denn sonst verstehst du nicht, was mich dazu bewogen hat, diese Wette abzuschliessen. Man muss dazu wissen, dass das Lagerleben in Gurs den Internierten sehr viel Zeit zum Nachdenken liess. Ich hatte in den langen Wintermonaten viel über alles nachgedacht, was in den letzten Jahren von Nazi-Deutschland aus über Europa hereingebrochen war, und dabei war mir aufgefallen, dass Hitler nicht nur um sich schlug, sondern dass dieses Um-sich-Schlagen, das gar nicht wörtlich genug zu verstehen war, keineswegs regellos vor sich ging: Es folgte im geographischen Raum einer einheitlichen planimetrischen Richtung – der *gegen* den Uhrzeiger! Im März 1938 war Österreich an der Reihe,

ein Jahr später, wieder im März, folgte der Einmarsch in Prag. Schon ein halbes Jahr später war Warschau erobert, im April 1940 bereits Kopenhagen und Oslo. Nur ein paar Wochen später überrollten die deutschen Panzer Holland, Belgien und Frankreich. Das war eine klare Kreisbewegung. Als Bewegung – gegen den Uhrzeiger – konnte sie nur angemessen erfasst werden, wenn man ihrer Beschleunigung Rechnung trug: Die Zeitabstände der Angriffe wurden immer kürzer. Dass die Aggressionen mit dem Fall Frankreichs keineswegs zu Ende waren, zeigte sich damals, als ich mich zu dieser Wette entschloss, schon deutlich: Im Februar hatte der OKW-Bericht erstmals deutsche Spähtruppstätigkeit in Nordafrika gemeldet. Wir wussten, dass tatsächlich zwei deutsche Divisionen unter General Rommel den von den Briten arg bedrängten Italienern in Libyen zu Hilfe gekommen waren. Als nächstes war, wenn meine Überlegungen stimmten, nach dem Süden der Südosten, der Balkan, an der Reihe ...»

«Phantastisch! Und darauf hast du gewettet?»

«Ich war noch viel kühner. Ich nahm an, dass nach einer raschen Eroberung Jugoslawiens und Griechenlands, wie sie ja auch tatsächlich schon im April 1941 stattfand, der nächste Angriff wieder nach Osten zielen würde, diesmal jenseits von Polen, gegen Russland, was hiess, dass sich die Spirale vollenden würde. Ehe ich Gerson eine Wette anbot, überdachte ich noch einmal genau die möglichen Termine. Es war inzwischen Ende März; der Feldzug im Südosten stand also noch bevor, wenn er auch nach den Nachrichten, die uns erreichten, jeden Augenblick beginnen konnte ...» «Ich erinnere mich», warf ich ein. «Meine Freunde waren bereits Anfang Februar davon überzeugt, dass es dort bald losgehen würde und die Fluchtwege über den Balkan jeden Tag abgeschnitten werden könnten.»

«Ja, der Balkanfeldzug war voraussehbar. Weit schwieriger war es jedoch, den wahrscheinlichen Zeitpunkt des Angriffs auf die Sowjetunion zu bestimmen. Ich kam schliesslich zu der Überzeugung, dass Hitler damit noch in der ersten Jahreshälfte 1941, also schon sehr bald nach der Eroberung des Balkans, beginnen würde, denn sonst konnte er nicht hoffen, vor Einbruch des Winters Moskau erobert zu haben.»

«Darum also ging die Wette – um den Zeitpunkt des deutschen Angriffs auf Sowjetrußland!»

Ulrich nickte und fuhr lächelnd fort: «Noch am gleichen Abend verwickelte ich Gerson in ein Gespräch über die weltpolitische Lage. Er stimmte mir zu, dass auf die Dauer der zwischen Stalin und Hitler abgeschlos-

sene Nichtangriffspakt wohl nicht halten würde. Eines Tages, meinte er, werde Hitler auch diesen Pakt brechen und die Sowjetunion überfallen. Aber zu meiner grossen Erleichterung fand er es geradezu lachhaft, mit einem deutschen Angriff auf Russland noch im Jahr 1941 zu rechnen und gar noch vor dem 1. Juli! Ich höre noch seine Worte: «Völlig ausgeschlossen! Geradezu lachhaft!» ...»

«Ich muss gestehen, meine Freunde und ich hätten das auch für unmöglich gehalten, jedenfalls damals, Ende März '41, und auch noch im April.»

«Mir genügte es, dass der reiche Gerson es für ausgeschlossen hielt und dementsprechend hoch dagegen wettete: Achthundert US-Dollar gegen einen ...! Leutnant Guyot protokollierte unsere Abmachung. Wir unterschrieben vor drei Zeugen im Licht dreier Kerzen – andere Beleuchtungen gab es im Lager nicht. Es sprach sich dann wie ein Lauffeuer im Lager herum, und noch wochenlang redeten die Internierten von dieser phantastischen Wette ...»

«Und am 24. Juni 1941 konntest du tatsächlich deinen Gewinn kassieren?»

«Ja, am Nachmittag des 22. Juni traf bei uns in Gurs die Nachricht ein, dass die deutsche Wehrmacht am frühen Morgen auf breiter Front in die Sowjetunion eingefallen wäre. Gerson zögerte keine Sekunde, mir die 800 Dollar auszuzahlen. Er beglückwünschte mich, und ich glaube, es tat ihm nicht leid, die Wette verloren zu haben. Wir konnten jetzt sicher sein, dass Hitler den von ihm angefangenen Krieg verlieren würde ...»

«Ja», sagte ich, «das haben wir auch so gesehen. Und was hast du dann unternommen?»

«Ich reklamierte als erstes mein amerikanisches Visum. Die Bewilligung lag schon seit Wochen beim Generalkonsulat der USA in Marseille. Zu meiner Freude bekam ich postwendend eine positive Antwort und wurde daraufhin aus Gurs entlassen und ins Auswandererlager Les Milles verlegt. Danach ging alles sehr schnell. Einmal aus Gurs heraus, entdeckte ich ein Komitee, das mir bei der Besorgung der vielen Papiere half, die für die Reise benötigt wurden. Schon in der dritten Juliwache war ich in Spanien, am 12. September kam ich mit der ‚Navemar‘ nach mehrfach unterbrochener Überfahrt in New York an. Noch vor Jahresende marschierte die deutsche Wehrmacht auch in das bislang unbesetzte Frankreich ein. Soweit die in den Internierungslagern Zurückgebliebenen nicht fliehen und mit Hilfe der französischen Bevölkerung untertauchen konnten, fielen sie der Gestapo in die Hände und kamen spä-

ter nach Auschwitz, wo sie ermordet wurden. Ein Freund von mir, mit dem ich im Lager Gurs war, ist auf diese Weise umgekommen, wie mir seine Witwe nach dem Krieg bestätigte. Von Gerson nehme ich an, dass er sich retten konnte, von Alfred Mombert weiss ich, dass seine Freunde in der Schweiz ihn noch zu sich holten; er ist ein Jahr später in Winterthur gestorben ... Ich habe ihm viel zu danken, denn ich weiss nicht, ob ich diese Wette gewagt hätte, wenn ich nicht von ihm dazu ermutigt worden wäre ...»

«... zur praktischen Anwendung einer reinen Theorie ...»

«Ja», meinte Ulrich, «aber Theorie war in jener Lage nicht nur praktisch, sondern das einzig Praktische. Allerdings: Man kann solche Theorie nicht nach Belieben in Gang setzen. Sie ereignet sich oder lässt es bleiben. Ich hatte Glück ...»

Auch wir hatten grosses Glück: Wir blieben in der Normandie, während andere Einheiten aus Frankreich abgezogen wurden und an der Eroberung Jugoslawiens und Griechenlands teilnahmen. Ein nicht weit von uns stationiertes Fallschirmjägerregiment, das bei der ‚auf unbestimmte Zeit‘ verschobenen Eroberung Englands hatte eingesetzt werden sollen, wurde bei der Schlacht um die Insel Kreta nahezu aufgerieben.

Am 10. Mai 1941 – es war der Tag, an dem zur allgemeinen Verblüffung der «Stellvertreter des Führers», Rudolf Hess, nach England flog, angeblich ‚um Frieden zu stiften‘, und dort sofort interniert wurde – hatten Erwin und ich besonders grosses Glück:

Am Morgen hiess es, drei Batterien unserer Gruppe müssten sofort abzurücken; sie würden nach Polen verlegt, und zwar – wie Erwin gleich vermutete und wie sich wenige Wochen später bestätigte – zum Einsatz gegen die Sowjetunion.

Von unserem Funktrupp wurden drei Mann abgezogen und der nach Osten zu verlegenden Abteilung zugeteilt. Zu unserer Erleichterung waren weder Erwin noch ich unter den Abkommandierten, auch nicht ‚Krupa‘ oder der Doppeldoktor.

Als sich der Fähnrich, der die Führung der nach Polen verlegten Funkstelle übernehmen sollte, von uns verabschiedete, sagte er: «Wenn es tatsächlich gegen die Bolschewisten gehen sollte, sind wir bestimmt im September wieder zu Hause! Mit dem Iwan werden wir doch im Handumdrehen fertig! Bei der Siegesparade Unter den Linden sehen wir uns wieder!»

Dann überreichte er Erwin einen kunstvoll gedruckten und mit Glas und Rahmen versehenen Spruch, den wir in unserem Turmzimmer an die Wand hängten, neben einen anderen, der noch von Barczustowski

stammte und den wir nicht mehr missen mochten, weil wir während der ‚Schlacht um England‘ und der dann abgesagten ‚Operation Seelöwe‘ so oft darauf geschaut und uns unser Teil gedacht hatten.

«Der neue Spruch», fand Erwin, «macht sich gut neben dem alten, nicht? Man muss sie sich beide gut einprägen ...»

«Ein schönes Abschiedsgeschenk», meinte auch ‚Krupa‘, «es hat etwas sehr Beruhigendes, zumal wenn man auch an den hier glaubt, den mein Vorgänger euch hinterlassen hat...» Am Nachmittag kam Major Zobel zu uns.

«Alles in Ordnung?» erkundigte er sich.

Ich hatte gerade Wache und erstattete ihm Bericht, aber es schien mir, als hörte unser Chef gar nicht auf das, was ich ihm über die «rege feindliche Flugtätigkeit, hauptsächlich hochfliegende Aufklärer mit Kurs auf das Reichsgebiet», zu melden hatte.

«Na schön», sagte er, als ich fertig war, «wenn alles ruhig ist, können Sie ja wohl mit mir kommen – ich möchte etwas mit Ihnen besprechen...»

Ich übergab dem Doppeldoktor die Wache und ging mit Major Zobel auf dessen Zimmer.

«Nehmen Sie doch Platz», sagte er und bot mir eine Zigarette an. Es dauerte noch eine Weile, bis er endlich auf das zu sprechen kam, was er von mir wollte: Ich sollte, da ich doch so gut Französisch spräche, für ihn ein paar Einkäufe tätigen. Er hatte eine ziemlich lange Liste aufgestellt, auf mehreren Blättern und alles in seiner etwas krakeligen Gelehrtenhandschrift. Ich sah mir an, was er da aufgeschrieben hatte. Es handelte sich hauptsächlich um Damenober- und -unterbekleidung, und sofort kam mir der Gedanke, dass dies eine einzigartige Gelegenheit sei, einen Plan auszuführen, den ich schon seit drei Wochen hegte.

«Ich fürchte, Herr Major, das wird hier bei uns in der Provinz nicht alles zu haben sein», begann ich, aber da fiel mir Major Zobel auch schon ins Wort: «Ja, ja, ich weiss – Sie können nach Paris fahren. Ich besorge Ihnen die Genehmigung ...»

Paris, wo es im Mai 1941, trotz Krieg und Besatzung, noch ein grosses Angebot von Theateraufführungen, Konzerten, Opern und Operetten, vor allem aber von Revuen und – bis zum frühen Morgen geöffneten – Nachtclubs unterschiedlichster Art gab, hatte eine solche Anziehungskraft auf alle Angehörigen der Besatzungstruppen Nordfrankreichs ausgeübt, dass es zum Sperrgebiet erklärt worden war. Die Zufahrtswege zur französischen Hauptstadt wurden ständig von Feldjägern kontrolliert, und wer nicht bei einem Stab oder Truppenteil war, der im Stadt-

stab oder Truppenteil war, der im Stadtgebiet sein Quartier hatte, musste eine – für Mannschafts- und Unteroffiziersdienstgrade nur schwer zu erlangende – Sondergenehmigung haben, sonst wurde er abgewiesen. Ich hatte mir schon seit Tagen den Kopf zerbrochen, wie ich dieses Hindernis überwinden könnte.

«Sie fahren natürlich dienstlich», fuhr Major Zobel fort, «und zwar zum Luftnachrichtendepot in Belleville. Da sollen Sie für uns ein paar Kathodenröhren, oder wie die Dinger heissen, besorgen. Sie bekommen dafür einen besonderen Schein – aber es macht nichts, wenn Sie sie nicht auftreiben können ... Es geht mir vor allem um die übrigen Besorgungen...»

Er zeigte auf die Liste, und ich sah sie mir nun etwas genauer an: Damenstrümpfe, – Wäsche, Büstenhalter, Parfüm, diverse Kosmetika, Kleiderstoffe, aber auch ein paar Süssigkeiten und anderes, für das Menge, Marke, Grösse und Farbe genau angegeben waren. Das meiste, so schien mir, war leicht zu besorgen. Ein Lkw-Fahrer einer Nachbareinheit hatte uns erst kürzlich erzählt, in den ‚Galeries Lafayette‘ und den anderen grossen Warenhäusern von Paris wäre noch ‚fast alles‘ zu haben.

«Wie lange werden Sie dazu brauchen? Mehr als zwei Tage?»

Ich hatte damit gerechnet, spätabends wieder zurück sein zu müssen, sagte aber nun rasch: «Mit der Hin- und Rückfahrt ist das ein bisschen knapp, Herr Major, aber ich will versuchen, alles in zwei Tagen zu erledigen.»

«Ich werde vorsichtshalber eine Genehmigung für drei Tage ausstellen lassen», meinte Major Zobel nach kurzem Überlegen. «Morgen besorge ich alle Papiere, und dann können Sie gleich losfahren – wen wollen Sie als Fahrer mitnehmen?»

Ich hätte ihm gern Erwin vorgeschlagen, aber nach dem Weggang des Fähnrichs konnten die beiden verbleibenden Wachhabenden nicht gleichzeitig auf ‚Dienstreise‘ geschickt werden. Das wusste sogar unser Chef, der sich sonst um nichts kümmerte. Also schlug ich vor, dass ‚Krupa‘ mich mit dem Achtzylinder-, ‚Horch‘-Funkwagen nach Paris bringen sollte, womit Major Zobel sofort einverstanden war, und da ich die Gelegenheit für günstig hielt, brachte ich gleich noch eine Bitte vor: «Wäre es Ihnen wohl möglich, Herr Major, eine Reiseerlaubnis für Madame Marie Ondarraitz zu besorgen? Sie möchte ihre Mutter besuchen, die 80. Geburtstag hat...»

«Wie war der Name ...?» erkundigte sich Major Zobel und liess ihn sich von mir aufschreiben. Dann erinnerte er sich, diesem ausgefallenen Namen schon in anderem Zusammenhang begegnet zu sein.

«Ist das nicht die Tante von ...?»

«Gewiss, Herr Major, Sie waren Madame Ondarraitz schon früher einmal sehr gefällig.»

«Richtig, jetzt fällt es mir wieder ein! Na ja, das wird sich machen lassen. Ich erledige das morgen gleich alles zusammen ...»

Als ich Erwin davon erzählte, pffiff er halblaut, was zugleich Verwunderung und Anerkennung bedeutete.

«Donnerlüttchen», meinte er dann, «heute scheint unser besonderer Glückstag zu sein ... Sieh mal, was *ich* erwischt habe!» Er holte unter seiner Jacke ein paar gestempelte Formulare hervor, steckte sie aber sofort wieder weg, weil jemand vorüberkam.

«Auf der Schreibstube geht heute alles drunter und drüber», berichtete er leise. «Sie haben im Moment alle Hände voll zu tun mit dieser Verlegung nach Polen. Hunderte von Papieren müssen schnellstens ausgeschrieben werden ... Ich habe vorhin die Marschbefehle für den Fähnrich und die beiden anderen abgeholt. Sie reisen mit der Bahn und übernehmen in Deutschland einen neuen Funkwagen ... ‚Such sie dir raus, sie liegen da irgendwo‘, sagte der Schreibstubenhengst zu mir, und da sah ich einen ganzen Haufen von ‚Sonderausweisen‘ liegen, die schon gestempelt und von Oberst Kessler unterschrieben waren, also nur noch ausgefüllt zu werden brauchen. Da dachte ich mir, so etwas wäre vielleicht ganz nützlich – zum Beispiel für den Fall, dass sich mal jemand die Pyrenäen ansehen will, verstehst du? Schau sie dir mal an!» «Fabelhaft!» sagte ich und starrte auf die kostbaren Formulare, das eindrucksvolle ‚Dienstsiegel‘ und den Schnörkel daneben, der ‚Kessler‘ bedeutete. Darunter war ein kleiner violetter Stempel ‚Oberst und Gruppenkommandeur‘. «Genau solche ‚Sonderausweise‘ habe ich mir erhofft! Damit müsste es klappen ... Sind es wenigstens drei?»

«Fünf», sagte Erwin und sah mich bedeutungsvoll an. «Man muss für alle Fälle gerüstet sein und auch an sich selbst denken ... Und jetzt fahren wir rasch nach Rouen und essen bei Madame zu Abend. Es muss ja alles noch genau besprochen werden, und wir haben keine Zeit zu verlieren.» Etwa eine Woche vorher, Anfang Mai 1941, hatte ich von ‚Tante Änne‘ wieder eine Feldpostkarte bekommen. Ihr war, neben einigen belanglosen Dingen, zu entnehmen, dass «drei besonders nette» – das bedeutete: besonders gefährdete – Freunde von «Herrn Schneider» derzeit in Paris seien und «unbedingt Karten für Carmen» brauchten, also wohl dringend nach Spanien wollten. Es folgte die geheimnisvolle Mitteilung, dass «Frau Nix, deren Sohn übrigens jetzt, mit 35, Banquier geworden

sei', die Opernkarten entgegennehmen und Grüsse ausrichten könne; ich sollte ihr auch das ‚Lieblingsparfüm von Mutten nennen, dann würde sie es besorgen.

Ich hatte lange gegrübelt, was mit alledem gemeint sein konnte. Das Lieblingsparfüm meiner Mutter war ‚*Quelques fleurs*‘ ‚ein paar Blumen‘, und sollte wohl das Kennwort sein. Aber was bedeuteten die übrigen verschlüsselten Mitteilungen? Frau Nix war eine junge Frau, die im ‚Café Ney‘ bediente und bestimmt keinen 35jährigen Sohn haben konnte, weil sie selbst erst Mitte Zwanzig war. Tante Anne nannte sie bei ihrem Vornamen, Blanche – vielleicht war das ein Teil der Lösung? Erst nachdem ich mir in Rouen einen ‚Führer durch Paris‘ mit Strassen- und Hotelverzeichnis besorgt hatte, kam ich dahinter, dass es eine Rue Banquier in der Nähe der Métro-Station Bastille und in dieser, im Haus Nummer 35, ein kleines Hotel mit dem Namen ‚Blanche‘ gab.

Dorthin ging ich, gleich nachdem mich ‚Krupa‘ in der Nähe abgesetzt hatte, als wir am frühen Vormittag des übernächsten Tages in Paris eintrafen. Die Besitzerin – Madame Blanche, wie ich erfuhr – sass am Empfang des Hotels beim Frühstück. Über den Rand ihrer grossen Tasse Milchkaffee hinweg musterte sie mich und meine Uniform.

«Sie wünschen, Monsieur?»

«Ein paar Blumen, Madame. Können Sie mir sagen, wo ich sie bekommen könnte?»

Sie stellte sehr abrupt ihre Tasse ab und sah mich zweifelnd an. «Ich wollte drei Freunde von mir besuchen und sie mit ein paar Blumen, *quelques fleurs*, überraschen.»

«Bitte, warten Sie einen Augenblick. Ich erkundige mich ...» Sie entschwand über eine steile Treppe nach oben und kam nach ein paar Minuten wieder zurück.

«Man erwartet Sie, Monsieur. Zimmer 5 im ersten Stock ...»

Die drei, die mich in dem noch halbverdunkelten Zimmer empfingen, waren in meinem Alter, um die Zwanzig, kräftige Burschen, die entschlossen und keineswegs ängstlich wirkten. Einer hatte die Hand in der Hosentasche, und ich war sicher, dass er eine Pistole bereithielt.

Wir verständigten uns sehr rasch, und nachdem wir mit einigen gezielten Fragen und befriedigenden Antworten alles Misstrauen beseitigt hatten, gab ich ihnen die Sonderausweise.

«Ihr müsst sie mit Tinte in deutscher Sütterlin-Schrift ausfüllen – oder

mit der Schreibmaschine, aber nicht mit einer französischen – das fällt auf. Könnt ihr Sütterlin?»

Der Grösste unter ihnen, ein Blonder von etwa 1,80 Meter, der auch ein SS-Mann hätte sein können, sagte: «Wir sind in Berlin zur Schule gegangen – bis '36 – das ist also kein Problem.» «Habt ihr Uniformen?»

«Noch nicht, aber die bekommen wir ...»

Ich erklärte ihnen, wie sie die Sonderausweise ausfüllen sollten – Reiseziel Hendaye an der spanischen Grenze, keine Rückreise – und dass sie dort in der Rue Othaz, dicht am Bahnhof, in einem kleinen Hotel erwartet würden.

«Von übermorgen an – ihr müsst den Wirt nach Madame Ondarraitz fragen und hinzufügen ‚Marie la Basquaise‘ aus Rouen. Die sorgt dann für alles andere ...»

Ehe ich sie wieder verliess, erkundigte ich mich, ob es in Berlin wieder einen aktiven Widerstand gäbe.

Der Grosse zögerte mit der Antwort. Schliesslich sagte er: «Ja, es gibt so etwas – wir sind nicht sehr viele, weil die meisten jüngeren Juden längst weg sind oder im KZ. Ein paar nichtjüdische Genossen aus der Kommunistischen Arbeiterjugend und aus der SAJ\* sind auch dabei – wir haben Kontakte zu verschiedenen Gruppen, aber im wesentlichen sind wir auf uns gestellt...»

«Habt ihr Waffen?»

Er antwortete ausweichend: «Wir beschränken uns auf Flugblattaktionen, vor allem in den Betrieben, und auf – » Er brach ab und sah seine beiden Kameraden an, von denen der mit der Pistole in der Tasche meinte: «Es ist wichtig, dass man überhaupt etwas tut und nicht bloss darauf wartet, was die anderen tun werden – verstehst du?»

Ich nickte, und er fuhr fort: «Wenn du mal Anschluss bei uns suchen solltest, dann frag deinen Onkel Erich nach ‚Dem Baum‘ ...»

Vom ‚Hotel Blanche‘ aus fuhr ich zu den ‚Galeries Lafayette‘ und begann mit den Einkäufen für Major Zobel, und mittags traf ich ‚Krupa‘ in einem Café am Boulevard St-Michel, wie wir es ausgemacht hatten.

Er war blass und verstört.

Erst nach einer ganzen Weile, als wir beim Kaffee waren, rückte er mit der Sprache heraus: «Von Belleville haben sie mich zu einer Kaserne an der Place Balard geschickt, und als ich da nichtsahnend über den Hof

\* Sozialistische Arbeiterjugend, Jugendorganisation der Sozialdemokratischen Partei

ging, sah ich einen Jungen – er kann nicht älter als 18 gewesen sein –, der an einen Pfahl gefesselt war und dem man die Augen verbunden hatte ... Neben ihm stand schon der Sarg aus rohen Brettern, und der Offizier, der dann das Erschiessungskommando befehligte, zog sich gerade weisse Glacéhandschuhe an. Ich bin so erschrocken, dass ich auf der Stelle kehrtgemacht habe ... Als ich wieder hinter dem Steuer sass und gerade starten wollte, krachte die Salve ... Meine Hände haben dann so gezittert, dass ich nicht losfahren konnte. Ich habe da wohl an die zehn Minuten vor dem Kasernentor gestanden, und schliesslich kam der Wachtposten und fragte mich, was los sei. Ich erfuhr dann von ihm, dass fast jeden Tag solche Erschiessungen stattfinden – alle zum Tode Verurteilten sind deutsche Soldaten, die von den ‚Kettenhunden‘ als Deserteure aufgegriffen worden sind. Hinrichtungen von Franzosen finden anderswo statt, in den Gefängnissen ...»

Einundvierzig Jahre später erfuhr ich, wer der elegante Hauptmann der deutschen Wehrmacht gewesen ist, der im Mai 1941 in der Kaserne an der Place Balard die Exekution leitete. In dem Buch ‚*Un Allemand à Paris*‘ beschreibt der Autor Gerhard Heller die Gefühle dieses Hauptmanns, der sich mit ihm darüber unterhalten hatte und den er verehrte: «Vielleicht ist es besser, dass *du* dort bist als irgendein anderer», sagte er sich – und er bemühte sich tatsächlich, die Exekution so wenig inhuman wie möglich durchführen zu lassen –, zum anderen interessierte es ihn aber auch zu sehen, wie ein Mensch unter derartigen Umständen den Tod hinnimmt. Mir persönlich schien eine solche Neugier zwar leicht morbide Züge zu tragen, obwohl er sie selbst als ‚höhere Neugier‘ qualifizierte... Dieser Hauptmann mit der ‚höheren Neugier‘ war der damals sechsundvierzigjährige Ernst Jünger, dessen kriegsverherrlichendes Buch ‚In Stahlgewittern‘ uns in der Schule als Beispiel für ‚heroischen Realismus‘ auf kultusministerielle Anordnung hin zur Pflichtlektüre verordnet worden war. Wenige Tage, bevor ich Hellers Buch las und so erfuhr, wer die Exekution in Paris geleitet hatte, war Ernst Jünger von der Stadt Frankfurt mit dem Goethe-Preis des Jahres 1982 geehrt worden.

\* In deutscher Übersetzung: Gerhard Heller, In einem besetzten Land. NS-Kulturpolitik in Frankreich. Erinnerungen 1940-1944, Verlag Kiepenhauer & Witsch, Köln, 1982

## 9. Von Kakadus und Nachtigallen

Am 22. Juni 1941 feierten wir den Geburtstag von Hänschen. Obwohl er nun, wie er sagte, ‚eine Art Major‘ war und sich ausschliesslich dem Wetter im Bereich der Kanalküste widmete, hatte er den Doppeldoktor, Erwin und mich zum Abendessen bei Madame Ondarraitz eingeladen. Die Wirtin war längst wieder aus Hendaye zurück, die drei aus dem ‚Hotel Blanche‘ hatten unbehelligt Spanien erreicht.

Kurz vor 20 Uhr – wir hatten noch nicht mit dem Essen begonnen – hielt ein Motorrad vor dem Lokal; durch die noch nicht verdunkelte Scheibe erkannte ich den Kradmelder unseres Gruppenstabs, Pliechelko. Er setzte jemanden ab, der ins Lokal kam, und fuhr weiter. Es war ‚Krupa‘, und er hatte, wie man ihm deutlich ansah, aufregende Neuigkeiten.

«Stellt euch vor – seit heute früh wird die Sowjetunion angegriffen – auf 1‘500 Kilometer breiter Front, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer...! Ich habe es eben auf Kanal 7 selbst gehört!» Kanal 7 – das war der von uns regelmässig abgehörte Nachrichtendienst der BBC aus London. Da wir es dennoch nicht glauben wollten, baten wir Madame Ondarraitz, ihr Radio einzuschalten. Nun hörten wir es selbst: Die deutsche Wehrmacht hatte den Kampf mit der Sowjetunion begonnen!

Wir schauten uns betroffen an.

Hänschen, der Meteorologe, äusserte sich als erster: «Dreieinhalb Monate – mehr Zeit haben sie nicht... Dann wird es in Russland Winter!»

«Es ist noch keine zwei Jahre her», sagte Erwin, «da wurde der Nichtangriffs- und Freundschaftspakt mit der Sowjetunion geschlossen ... Vor genau einer Woche habe ich nachts eine Meldung aus Moskau gehört. Da hiess es, die Gerüchte über einen Krieg zwischen Deutschland und Sowjetrussland seien «unsinnig und eine plumpe Propagandafälschung der beiden Ländern feindlich gesinnten Kräfte‘ ...»

«Wisst ihr, wer den Sprit geliefert hat, mit dem die Panzer jetzt in Russ-

land vorpreschen? Die Russen selbst! Ich weiss es von meinem Vater. Als ich Ostern zu Hause war, hörte ich, wie er mit einem hohen Tier telefonierte und sagte: ‚Die sowjetischen Lieferungen an Mineralöl, Getreide, Mangan und anderen kriegswichtigen Metallen sind im März sprunghaft angestiegen, und in diesem Monat bekommen wir von ihnen 4’000 Tonnen Kautschuk ...‘ Dabei hat er fröhlich gelacht...»

«Was ist denn dein Vater?» erkundigte sich Erwin erstaunt. Es war das erste Mal, dass ‚Krupa‘ seinen Vater erwähnte.

«Wehrwirtschaftsführer», antwortete ‚Krupa‘ etwas verlegen, «Export-Import, aber seit vier Jahren fast nur noch Import, vor allem aus der Sowjetunion ...»

«Jetzt», sagte der Doppeldoktor, «fängt der Krieg überhaupt erst an! Dagegen ist alles, was sich bisher ereignet hat, nur ein Kinderspiel gewesen ... Ich weiss, was die Herren in Berlin mit Russland und den Menschen dort vorhaben ...»

Er sah unsere erstaunten Blicke und fügte hinzu: «Gleich nach meiner Habilitation war ich eine Zeitlang in Königsberg, später auch in Danzig und Greifswald. Daher kenne ich unsere wichtigsten Russlandexperten und ihre Art der Ausbildung von ‚Fachleuten‘ für den zu erobernden ‚Ostraum‘. Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche wahnwitzigen Pläne da ausgearbeitet werden!» «Ja», sagte Hänschen, «solche ‚Ostraumexperten‘ kenne ich auch. Der schlimmste ist ein junger Professor – ich weiss nicht mehr seinen Namen, Obermeier oder so ähnlich. Er leitet das ‚Institut für osteuropäische Wirtschaft‘ ... Hört sich ganz harmlos an, aber...»

«Du meinst wahrscheinlich Theodor Oberländer», unterbrach ihn der Doppeldoktor. «Den kenne ich – ein fanatischer Nazi! Der war schon 1923 beim Hitlerputsch dabei. 1934 bekam er dieses Institut als Direktor und wurde mit 29 Jahren bereits Professor. Ich kenne seine Sprüche: Nur mit ‚einmaliger Härte‘ könne der ‚Ostraum‘ ‚restlos eingedeutscht‘ werden. Der Deutsche sei allen Ostvölkern ‚rassisch weit überlegen‘ ... Im Volkstumskampf müsse schon unter dem Deckmantel des Friedens der Krieg mit dem Ziel der «restlosen Eindeutschung» des «Ostraums» geführt werden – «mit dem einzigen Ziel: Ausrottung‘ ...»\*

«Ja, den meine ich», sagte Hänschen. «Ein besonders übler Typ, der die-

\* Professor Oberländer und einer seiner Freunde haben später eidesstattlich versichert, dass die ihn als «Ausrottungsbefürworter zeigenden Stellen in seinen Texten Fälschungen der SS gewesen seien.

se ‚einmalige Härte‘ intellektuell vorbereitet, sich aber selbst die Hände nicht schmutzig machen will. Ich habe ihn einmal reden gehört, in Königsberg. Da sprach er als Führer des ‚Bundes Deutscher Osten‘ vor Parteifunktionären und älteren Semestern über den ‚Volkstumskampf im Osten‘. Es lief einem kalt über den Rücken ...»

«Dieser Professor Oberländer soll dann schon im Mai 1939 vom OKW geholt worden sein, als ‚Ostspezialist‘ und Russlandexperte. Ich glaube, er ist dann zur ‚Abwehr‘ nach Breslau versetzt worden, und ich hörte, dass man vor einigen Monaten damit begonnen hat, eine Spezialeinheit für ‚Sondereinsätze‘ aufzustellen, und zwar aus besonders jüden- und kommunistenfeindlichen Ukrainern ... Ich nehme an, jetzt hat Professor Oberländer seine grosse Stunde ...

Bald nach dem Abendessen fuhren wir zurück nach Caudebec-en-Caux. Um Mitternacht hörten wir noch einmal die Nachrichten ab, aber es gab nichts Neues. OKW und Propagandaministerium hüllten sich noch in Schweigen, und auch am nächsten Morgen war aus dem Rundfunk nicht mehr zu erfahren, als dass alles ‚planmässig‘ seinen Verlauf nehme.

Die Nachrichtensperre blieb bis zum folgenden Wochenende aufrecht erhalten. Alle waren nervös und warteten begierig auf erste Meldungen von der neuen Front im Osten. Erst am Sonntag, dem 29. Juni, kamen dann in rascher Folge die ersten ‚Sondermeldungen‘, propagandistisch wirksam angekündigt mit hellen Fanfarenklängen: «Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Zur Abwehr der drohenden Gefahr aus dem Osten ist die deutsche Wehrmacht am 22. Juni, 3 Uhr früh, mitten in den gewaltigen Aufmarsch der feindlichen Kräfte hineingestossen. Die Geschwader der Luftwaffe stürzten sich ‚noch in der Dämmerung des Morgens‘ auf den sowjetrussischen Feind. Trotz seiner starken zahlenmässigen Überlegenheit haben sie bereits am 22. Juni die Luftherrschaft im Osten erkämpft und die sowjetrussische Luftwaffe vernichtend geschlagen ...»

Tatsache war, wie wir einige Wochen später von Fliegern erfuhren, die an dem Überfall teilgenommen hatten und dann zurück an die Kanalküste verlegt worden waren, dass die sowjetischen Flugzeuge ungetarnt und ohne Flakschutz auf ihren Rollfeldern standen. So waren an die dreitausend Maschinen am Boden vernichtet worden. Offensichtlich hatte die sowjetische Führung einen deutschen Angriff für ausgeschlossen gehalten und war völlig überrascht worden.

Die zweite Sondermeldung an diesem Sonntag betraf die Erfolge des Heeres: «Das deutsche Ostheer hat am 22. Juni früh in breiter Front die Grenze überschritten und stiess mitten hinein in die ihren Aufmarsch vollendenden sowjetrussischen Armeen. Die starken Grenzbefestigungen des Feindes wurden zum Teil schon am ersten Tage durchbrochen. Unter schwersten Verlusten brachen die heftigen Gegenangriffe der sowjetrussischen Armeen zusammen.» Seltsam, dachten wir, dass kein einziger Orts- oder Flussname genannt wird! Was mochte das zu bedeuten haben? Aber dann wurde noch eine dritte Sondermeldung nachgeschoben, die erstmals etwas präzisere Angaben machte: «Am 23. Juni führte der Feind wütende Gegenstösse gegen die Spitzen unserer Angriffskolonnen. Im Messen der beiderseitigen Kräfte blieb der deutsche Soldat Sieger. Die Festung Grodno wurde angegriffen und nach hartem Kampf genommen ... Die unter Einsatz schwerster artilleristischer Waffen angegriffene Festung Brest-Litowsk ist in unserer Hand. Als letzter Stützpunkt des Feindes wurde am 24. Juni die Zitadelle von unseren Truppen erstürmt. Der deutsche Vormarsch erreichte Wilna und Kowno. Beide Städte wurden noch am selben Tag genommen ... In kühnem Vorstoss erreichten unsere im baltischen Raum aufmarschierten Truppen die Düna. Der Strom wurde an mehreren Stellen überschritten. Die Stadt Dünaburg fiel in deutsche Hand ... Nach zweitägiger Dauer führte die deutsche Panzerwaffe am 26. Juni eine gewaltige Panzerschlacht nördlich von Kowno siegreich zu Ende. Mehrere Divisionen wurden eingeschlossen und vernichtet...»

Am nächsten Tag, Montag, dem 30. Juni, hörten wir spätabends, dass «deutsche Vorausabteilungen die Stadt Lemberg erreicht und kampfflos besetzt' hätten.

«Was will das schon heissen?!» meinte dazu der Doppeldoktor. «Nun haben sie in acht Tagen, wahrscheinlich unter schweren Verlusten, Brest-Litowsk, Wilna, Kowno, Dünaburg und jetzt auch Lemberg erobert – sie sind also noch in Polen und Litauen, und selbst wenn sie noch hundert, meinerwegen sogar fünfhundert Kilometer weiter nach Osten vorstossen, dann sind sie gerade auf halbem Wege nach Moskau und Leningrad und haben noch mehr als zweitausend Kilometer bis zu den Ölfeldern von Baku oder zu den Industriezentren von Sverdlowsk und Magnetogorsk ...»

«... und von Sverdlowsk sind es noch mal zweitausend Kilometer bis Krasnojarsk», fuhr Hänschen fort, der zum Nachrichtenempfang zu uns herübergekommen war. «Und von Krasnojarsk sind es dann noch etwa viertausend Kilometer bis zu den fernöstlichen Häfen und Industriezen-

tren ... Bis nach Moskau ist übrigens auch Napoleon vorgestossen, wenn ihr euch aus der Schule daran erinnern solltet. Auch er hat, genau am 24. Juni 1812, den Feldzug gegen Russland ohne Kriegserklärung eröffnet und den Njemen überschritten, zwar noch ohne Panzer, Lkws und Flugzeuge, aber auch mit einem riesigen Heer und mit keinem anderen Feind im Rücken als England ...»

«Aber», wandte ‚Krupa‘ ein, «Napoleon ist doch wohl nur am russischen Winter gescheitert – oder?»

Der Doppeldoktor antwortete: «Er ist an seinem Grössenwahn gescheitert und an der völligen Unterschätzung, nicht allein des russischen Winters, sondern auch der ungeheuren Weite des Landes und der unglaublichen Widerstandskraft der Völker, die er mit Leichtigkeit zu unterwerfen gehofft hatte. Aber», fügte er lächelnd hinzu, «Grössenwahn und Unterschätzung des Gegners sind unserem Führer ja fremd ...»

«Wann hat Napoleon Lemberg erobert, und wann war er in Moskau?» wollte ‚Krupa‘ wissen.

«Am 14. September 1812 zog er in Moskau ein und musste erkennen, dass er den Krieg nicht gewinnen konnte», gab ihm Hänschen zur Antwort. «Lemberg brauchte er übrigens gar nicht zu erobern, denn das gehörte damals zu Österreich, das die Südmarmee gegen Russland stellte.»

«Lemberg», mischte sich der Doppeldoktor ein, «wurde kurz nach dem ersten Weltkrieg von den ukrainischen Nationalisten zur Hauptstadt einer freien Ukraine proklamiert und zum Zentrum ihres Kampfes gegen die Bolschewiki, die Polen und die Juden. Die polnische Armee hat dann dem Spuk rasch ein Ende bereitet, aber ich möchte wetten, wenn Professor Oberländers ukrainische Hiwis\* eingesetzt werden, dann bestimmt jetzt in Lemberg ...»

Neunzehn Jahre später, im März 1960, meldete sich bei mir ein Herr Grünbart, der als Kaufmann im Rheinland lebte. Ich war damals der für diesen Bereich zuständige Redakteur des Nachrichtenmagazins ‚Der Spiegel‘ und durchaus gewöhnt an fremde Besucher und manchmal sehr erstaunliche Geschichten, die sie mir berichteten. Aber Herr Moritz Grünbart übertraf sie alle.

Er war, wie er mir dann erzählte, 1920 in Breslau geboren, aber im polnischen Łódź unter Juden, Polen, Volksdeutschen und Ukrainern aufgewachsen. Nach der Eroberung von Łódź im September 1939 hatte sich

\* Hiwis nannte man die ausländischen ‚Hilfswilligen‘ der Wehrmacht.

die jüdische Familie Grünbart vor der deutschen Wehrmacht und den ihr folgenden ‚Einsatzkommandos‘ der SS nach Kielce retten können, etwa 130 Kilometer südöstlich von Łódź. Dort wurde die Familie in das von den Deutschen eingerichtete Getto gesperrt und war schrecklichsten Drangsalierungen ausgesetzt. Hunger, Elend und ständige Todesangst veranlassten den damals 19jährigen Moritz Grünbart im Frühjahr 1941, zusammen mit zwei gleichaltrigen Freunden die Flucht aus dem Getto und über die Demarkationslinie in das sowjetisch besetzte Polen zu wagen. Er wurde jedoch von sowjetischen Grenzschutzern aufgegriffen und als ‚spionageverdächtig‘ erst ins Gefängnis des Grenzorts Rawaruska eingeliefert, dann ins Lemberger Brigittka-Gefängnis überstellt.

«Dort hätte ich den Krieg aushalten können», erzählte er mir. «Gewiss, es gab nicht viel mehr als Wasser und Brot, aber man hatte nicht ständig den Tod vor Augen wie im Getto von Kielce, wo meine Eltern und meine sechs Brüder geblieben waren. Ich war ein junger Mann und wollte leben. Da war es besser, als ‚deutscher Spion‘ bei den Russen gefangen zu sein, statt als Jude unter deutscher Herrschaft im Getto. Meine Mitgefangenen waren Polen, Ukrainer, Russen und Juden, von denen die meisten Zionisten waren.

Von dem Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Russland bekamen wir Gefangenen sofort einiges zu spüren: Bombenangriffe der deutschen Luftwaffe, bei denen das Brigittka-Gefängnis bis in die Grundfesten wankte und zitterte, aber auch eine wachsende Nervosität der Wachen. Nacht für Nacht holten sie Gefangene aus ihren Zellen, meist Ukrainer und Zionisten. Die kamen nicht mehr wieder, und wir hörten, sie seien erschossen worden.

Am 24. oder 25. Juni verliessen die Russen Lemberg. Wir waren uns zunächst selbst überlassen. Als die Russen abzogen, hörten wir draussen viele Schüsse. Später hörten wir, dass die in der Stadt lebenden Ukrainer auf die russischen Truppen geschossen hatten. Dieser sowjetische Abzug war aber nur von sehr kurzer Dauer. Noch am selben Tage waren unsere Wächter wieder da, und dann hörte ich, dass die Russen Vergeltung an den Ukrainern übten, die sie beschossen hatten. Ich weiss nicht, wie viele sie im Brigittka-Gefängnis erschossen haben, aber es müssen viele hundert Menschen gewesen sein.

Dann zogen die Russen endgültig ab, ich glaube, am 27. oder 28. Juni, und es lag völlige Stille über dem Gefängnis und der Stadt. Alles atmete

auf. Noch am selben Tage kamen Bürger aus Lemberg ins Brigittka-Gefängnis, Juden und Polen, die nach Angehörigen suchten. Sie brachen Türen auf, und alle, die noch in den Zellen waren – Polen, Russen, Ukrainer und Juden –, wurden befreit. Ein jüdischer Kaufmann, der seine Verwandten suchte, aber nicht mehr fand, nahm mich mit zu seiner Familie. Das Leben in der Stadt schien in diesen Tagen bis zum Eintreffen der Deutschen völlig ruhig und normal. Man hatte keine Angst und fühlte sich frei, ich besonders, der ich fast drei Monate lang im Gefängnis gesessen hatte. Alle warteten ab, wer nun nach Lemberg kommen würde – die Deutschen oder wieder die Russen. Auch die Ukrainer verhielten sich völlig still.

Ich denke an diese zwei, vielleicht auch drei Tage, in denen Lemberg sich selbst überlassen war, gern zurück. Zum ersten Mal seit langen Wochen hatte ich wieder das Gefühl der Geborgenheit im Schosse einer Familie, auch wenn es nicht meine eigene war. In diesen Tagen wurde ich von der jüdischen Familie, die mich aufgenommen hatte, sehr verwöhnt. Auch machte ich dort die Bekanntschaft des ukrainischen Hausmeisters, dem ich vielleicht mein Leben verdanke. Er stand, wie er sagte, in Verbindung mit einer ukrainischen Nationalistengruppe. Er machte mir dunkle Andeutungen von Nachrichten, die über Funk in die Stadt gekommen waren: Alle ukrainischen Männer sollten sich bereithalten, denn früh am nächsten Morgen kämen ihre Brüder, die unter deutscher Führung in der Wehrmacht dienten. Der Hausmeister, der wohl an mir jungem Burschen einen Narren gefressen hatte, riet mir, mich gut zu verstecken. In den ersten Tagen, und besonders beim Einmarsch der ukrainischen Soldaten in deutscher Uniform, werde es unter den Juden von Lemberg ein Blutbad geben. ‚Ein grosses Schlachten‘ waren seine Worte. Ich höre sie noch deutlich.

Zusammen mit der Familie, die mich so gut aufgenommen hatte, verberg ich mich am nächsten Morgen, dem 30. Juni 1941, schon ganz früh, als es noch ziemlich dunkel war, im Keller eines gegenüberliegenden Wohnhauses. Der ukrainische Hausmeister hatte mir dieses Versteck gezeigt. Vielleicht gegen sieben Uhr hörten wir in unserem Versteck die ersten Laute: Nagelstiefel auf dem Pflaster, Hämmern gegen die Haustüren, dann Schüsse und Schreie. So ging es mit kurzen Unterbrechungen bis zum späten Nachmittag. Als es dann ruhiger wurde und schliesslich gar nichts mehr zu hören war, wurde ich ungeduldig. Das untätige Warten im Keller war mir unerträglich.

Zusammen mit zwei anderen jungen Burschen wagte ich mich vorsichtig

hinaus auf die Strasse. Sogleich erkannten wir, dass wir zu früh aus dem Versteck gekommen waren. Die ganze Strasse entlang standen jüdische Männer, Frauen und Kinder in Reihen angetreten. Sie wurden von Soldaten in deutschen Uniformen und von Zivilisten bewacht. Einer der Soldaten entdeckte mich und meine Begleiter. Auf ukrainisch rief er uns zu, stehenzubleiben. Wir flüchteten jedoch blindlings ins nächste Haus, dann die Treppe empor bis zum fünften Stock, wo es nicht mehr weiterging. Soldaten und Zivilisten, die uns nachgelaufen waren, holten uns ein und trieben uns mit Schlägen die Treppe hinunter zu den anderen auf die Strasse. Unterwegs flehte ich einen Soldaten an, der mich mit dem Kolben schlug, er solle mich schonen. ‚Ich war doch auch Gefangener bei den Russen, in der Brigittka‘, rief ich.

Statt auf mich zu hören, schlug und schimpfte er nur noch mehr auf mich ein. Ich war zu kopflos, um Einzelheiten seiner Uniform zu erkennen, die mir im Übrigen auch nichts weiter gesagt hätten, als dass er eben deutsche Montur trug. Ich verstehe nichts von Tressen und Dienstgraden. Aber eines ist ganz sicher: Trotz seiner deutschen Uniform war er kein Deutscher, sondern ein Ukrainer. Wir Juden, die wir in Polen gelebt haben, können einen Ukrainer ebenso sicher erkennen wie er uns.

Alle Juden, die auf der Strasse angetreten waren, wurden nun zum Samastynow-Gefängnis gebracht, das ist ein kleineres Aushilfsgefängnis für politische Gefangene gewesen, kleiner als die Brigittka. Wir wurden unterwegs von den uniformierten Ukrainern sowie von Zivilisten begleitet, die gelbe oder gelb-blaue Armbinden trugen. Sie waren auch Ukrainer, aber aus Lemberg.\*

Unterwegs schlugen und schrien alle auf uns ein. Es gab schon Tote und Verletzte. Aber am Gefängnistor wurde es noch schlimmer: Dort stand im Gang zum Hof ein doppeltes Spalier, nur deutsch uniformierte Ukrainer. Sie hatten Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett. Wir wurden durch dieses Spalier hindurchgetrieben, in den Gefängnishof. Dabei stachen und schlugen die Soldaten auf uns ein, gleich, ob Frauen, Männer oder Kinder dabei getroffen wurden. Nur wenige überlebten diesen Gang, und der riesige Gefängnishof war von unzähligen Leichen übersät... Auch viele Sterbende lagen da, wie ich später sah. Denn wie durch ein Wunder bin ich selbst am Leben geblieben. Als ich aus meiner Besinnungslosigkeit erwachte, konnte ich mich zu einem Brunnen in der Mitte

\* Lemberg hatte 1939 rund 316'000 Einwohner, davon waren knapp die Hälfte Polen, fast 100'000 Juden und der Rest Ukrainer.

des Hofes schleppen und waschen. Ich hatte viel Blut verloren und war sehr schwach. Aber das Wasser verhalf mir wieder zu einem klaren Kopf. Ich verhielt mich ganz ruhig und wartete ab.

Als es ganz dunkel geworden und allmählich Stille eingetreten war, kamen einige Ukrainer in deutscher Uniform. Sie befahlen den wenigen Überlebenden, darunter auch mir, die auf dem Hof liegenden Toten und Halbtoten auf Lastwagen zu laden. Ich hatte den Eindruck, dass die Männer ganz ruhig und sachlich mit uns sprachen. Überhaupt war das ganze furchtbare Geschehen nicht die Tat wilder, betrunkenen Soldaten. Ich hatte vielmehr den Eindruck, dass alles genau so befohlen und gut organisiert war und wie eine Maschine ablief. Soviel ich weiss, haben die Soldaten auch nicht gestohlen oder Frauen vergewaltigt, sondern nur alle erreichbaren Juden zusammengetrieben und ermordet. Ich selbst habe zum Beispiel meine goldene Armbanduhr und mein Geld bei mir behalten. Ich kann nicht sagen, wie viele Tote es gegeben hat. Ich kann auch nicht sagen, ob ausser am Samastynow-Gefängnis noch an anderen. Ich weiss nur, dass ich mit dem ersten Lkw voller Leichen hinausgefahren bin, dass draussen alles still und dunkel war und dass ich dann vom Wagen abspringen und flüchten konnte. Ich rannte blind durch die Stadt, möglichst weit weg von den Massenmorden.

Ich lief, so lange ich laufen konnte, bis ich mich einigermaßen sicher glaubte. Die Nacht verbrachte ich auf der Strasse. Alles schien ruhig. Ich blieb noch zwei Tage in Lemberg, immer in Verstecken. Dabei traf ich einige andere Juden, die auf ähnliche Weise dem Morden entkommen waren. Wie ich hörte, gingen die Aktionen unter Führung der ukrainischen Soldaten in deutscher Uniform auch am zweiten und dritten Tag nach dem Einmarsch weiter, wenn auch weniger heftig. Ich selbst sah nichts mehr davon. Ich wagte mich erst am dritten Tag nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Versteck. Ich war ganz von dem Gedanken erfüllt, nur heraus aus der Stadt zu kommen. Mit dem Geld, das ich noch hatte, besorgte ich mir und zwei anderen Überlebenden einen Transport per Lastwagen zu einem kleinen Ort, vielleicht dreissig oder vierzig Kilometer von Lemberg. Dort waren schon deutsche Truppen eingezogen, aber es schien nicht in dem Masse wie in Lemberg etwas geschehen zu sein. Ich sah Juden auf dem Marktplatz stehen und ganz ruhig miteinander reden. Die Restaurants waren offen, und ich, halb verhungert, ging hinein und ass zum ersten Male wieder richtig.

Eine deutsche Familie nahm sich dann meiner an und pflegte mich, bis ich mich wieder auf den Weg machen konnte, zurück ins Getto nach Kielce, wo meine Eltern und Brüder waren. Wenn ich schon sterben musste, dann nicht allein, sondern mit ihnen zusammen.»\*

So weit die Geschichte von Moritz Grünbart über seine Erlebnisse in Lemberg beim Einmarsch der Ukrainer in Wehrmachtsuniform am 30. Juni 1941 in Lemberg, wortwörtlich so, wie er sie mir damals erzählte, im März 1960. Moritz Grünbart war nicht nur dem Massaker in Lemberg entgangen, sondern auch den weiteren Vernichtungsaktionen: Während seine gesamte Familie ermordet wurde, kam er, ein kräftiger Bursche, zunächst als Zwangsarbeiter in einen oberschlesischen Rüstungsbetrieb, dann kurz vor Kriegsende in ein Konzentrationslager, schliesslich auf einen Transport nach dem Westen. Unterwegs wurde er von einem SS-Wächter durch einen Bajonettstich abermals schwer verletzt, kurz darauf durch sowjetische Truppen befreit, im April 1945 in ein Berliner Hospital gebracht und dort gesundgepflegt. 1947 war er ins Rheinland gezogen.

Der Grund, warum er im März 1960 zu mir, dem ‚Spiegel‘-Redakteur, kam und mir seine Erlebnisse in Lemberg erzählte, war das Verhalten eines damaligen Bundesministers im Kabinett Konrad Adenauers. Dieser Minister war wegen seiner – wie Adenauer es ausdrückte – ‚tiefbraunen Vergangenheit‘ angegriffen worden. Er selbst bestritt nicht, Nazi gewesen zu sein, sogar höherer SA-Führer und Gauamtsleiter der NSDAP. Er bestritt auch nicht, dass er als einer der beiden deutschen Offiziere eines ukrainischen Bataillons mit dem Tarnnamen «Nachtigall» und gleichrangig mit dem Bataillonskommandeur mit dieser Sondereinheit am 30. Juni 1941 morgens in Lemberg einmarschiert und dort

\* Professor Oberländer sieht, wie er dem Autor im November 1982 hat mitteilen lassen, in dieser Schilderung Grünbarts einen Beweis dafür, dass seine «Nachtigallen» nicht an den Massakern von Lemberg beteiligt waren; dass diese vielmehr von ukrainischen «Hilfspolizisten» mit Armbinden veranstaltet worden seien.

Der Einsatzbefehl vom 29.6.41 besagt: «Den Selbstreinigungsbemühungen antikommunistischer und antijüdischer Kreise in den neu zu besetzenden Gebieten ist kein Hindernis zu bereiten. Sie sind im Gegenteil, allerdings spurenlos, auszu lösen, zu intensivieren, wenn erforderlich, und in die richtigen Bahnen zu lenken ... Da ein solches Vorgehen nur innerhalb der ersten Zeit der militärischen Besetzung ... möglich ist, haben die Einsatzgruppen und -kommandos ... im Benehmen mit den militärischen Dienststellen möglichst bestrebt zu sein, raschestens ... mit einem Vorkommando einzurücken ...» (Vgl. H. Krausnick / H.H. Wilhelm, Die Truppe des Weltanschauungskrieges, Stuttgart, 1981, S. 167.)

mit seinen ‚Nachtigallen‘, mit denen nur er sich verständigen konnte, weil er als einziger Offizier des Bataillons fließend Ukrainisch sprach, bis zum 7. Juli 1941 geblieben war.

Der Minister bestätigte auch, dass sein Bataillon ‚Nachtigall‘ zu dieser Zeit die einzige uniformierte Ausländertruppe in Lemberg gewesen sei, aber er behauptete steif und fest: ‚Ich bin in Lemberg dauernd unterwegs gewesen und kann sagen, dass in Lemberg von ‚Nachtigall‘ kein einziger Schuss gefallen ist.‘ Meinte er damit vielleicht, dass seine Ukrainer nicht geschossen, sondern ‚nur‘ mit dem Gewehrkolben und dem Bajonett einige tausend Menschen, darunter Greise, Schwangere und Kinder, umgebracht hatten? Diese Frage hatte sich Moritz Grünbart gestellt, und das hatte ihn auch dazu bewogen, seine Lemberger Erlebnisse dem ‚Spiegel‘ zu berichten und in Form einer eidesstattlichen Erklärung zu bekräftigen.

Der ehemalige ‚Nachtigall‘-Hauptmann und nunmehrige Bundesminister geriet nach der Veröffentlichung des Berichts von Moritz Grünbart im ‚Spiegel‘ (Nr. 11/1960) in grosse Bedrängnis. Einflussreiche Mitglieder seiner eigenen Fraktion, der CDU/CSU, forderten seinen sofortigen Rücktritt. Die Bonner Staatsanwaltschaft hatte bereits ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet, und in der DDR war gegen ihn ein Strafprozess anberaumt worden. Das Oberste Gericht der DDR verurteilte ihn wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, unter anderem auch wegen seiner Verantwortung für das Massaker von Lemberg, in Abwesenheit zu lebenslangem Zuchthaus.

Aber gerade wegen dieser schon absehbaren Verurteilung in der für Bundeskanzler Adenauer nicht existenten DDR meinte dieser zunächst, seinen Minister halten zu müssen. Als der Kanzler, bedrängt von führenden Politikern seiner Partei, schliesslich einsah, dass er den ‚tiefbraunen‘ und schwer belasteten Minister nicht länger halten konnte, beauftragte er – so jedenfalls meldete der ‚Spiegel‘ aus Bonn – den Fraktionsvorsitzenden der Unionsparteien im Bundestag, Heinrich Krone, die ehemalige ‚Nachtigall‘-Spitzenkraft zum Rücktritt zu bewegen.

Aber erst am 1. Mai 1960, einen Tag, nachdem er den Anspruch auf eine Ministerpension erworben hatte, trat Professor Oberländer zurück. Das Ermittlungsverfahren gegen ihn wurde von der – bekanntlich weisungsgebundenen – Staatsanwaltschaft eingestellt; die umfangreichen Ermittlungsakten, einschliesslich der Protokolle aller Zeugenvernehmungen, liess die Staatsanwaltschaft bald darauf vernichten, weil sie angeblich

„nicht archivwürdig“ waren. So konnte der ‚Nachtigall‘-Mitanführer 1960 mit sehr beträchtlicher Pension als Minister in den Ruhestand treten.\*

Der Name dieses heute in Bonn lebenden Bundesministers a. D. ist Theodor Oberländer. Hänchen und der Doppeldoktor hatten ihn mir schon Ende Juni 1941 als fanatischen ‚Nazi‘-Propagandisten geschildert, und im ‚Lexikon zur Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert‘, Köln, 1971, heisst es über ihn:

*Oberländer, Theodor, dt. Politiker (BHE, CDU), Meiningen 1.5.1905 (Vater: höherer Beamter). Studium der Agrarwissenschaften in München, Hamburg und Berlin, der Nationalökonomie in Königsberg. 1933 Eintritt in die NSDAP. März 1933 Direktor des Instituts Für Osteurop. Wirtschaft in Königsberg. 1934 Prof. für Agrarpolitik in Danzig. 1939 Reichsführer des ‚Bundes Dt. Osten‘. 1940 Prof. an der Karls-Univ. in Prag. 1941 als Kommandeur des Bataillons ‚Nachtigall‘ in der UdSSR (Lemberg) eingesetzt. In diesem Zusammenhang wurde O. nach dem Krieg Für Massenhinrichtungen verantwortlich gemacht. 1945 als Maj. Leiter des Schulungslagers der ‚Russ. Befreiungsbewegung‘ Gen. Wlassows bei Berlin. 1950 in Bayern Mitbegründer des Gesamtdt. Blocks / BHE und MdL; 1954 bis zum Austritt 1955 Parteivors. 1951-53 bayr. Staatssekretär für Flüchtlingswesen. 1953-61 und 1963-65 MdB. 1953-60 BMin. für Vertriebene. 1956 Eintritt in die CDU. 1959 erhobene Anklagen wegen O.s Vergangenheit führten 1960 in Ost-Berlin zu einer lebenslängl. Zuchthausstrafe, in Bonn zur Einstellung des Verfahrens. O. trat nach Erlangung der Pensionsberechtigung 1960 als Min. zurück; er leitete seitdem den CDU-Landesverband Oder-Neisse.*

*WERKE: Die Landwirtschaft Posen-Pommerellens (1937); Die Überwindung der dt. Not (1954); Die agrar. Überbevölkerung Polens (1956).*

*LIT: H. Raschhofer: Der Fall O. (1962).*

Natürlich ahnte damals, Ende Juni 1941, als Hänchen, der Doppeldoktor und ich über den – mir noch ganz unbekanntem – ‚Nachtigall‘-Offizier Oberländer sprachen, keiner von uns, welche Rolle dieser Mann lange nach dem Zusammenbruch der Nazi-Herrschaft noch spielen würde, und

\* 1982, als inzwischen 77-Jähriger, nahm er mir, dem Autor, auf dem Wege der Zwangsvollstreckung ein beträchtliches Schmerzensgeld ab – aufgrund eines noch nicht rechtskräftigen, aber für vollstreckbar erklärten Urteils des Landgerichts München. Dabei konnte er sich zunutze machen, dass die Bonner Ermittlungsakten vernichtet worden waren, wichtige Zeugen heute nicht mehr leben und die Beziehung aller osteuropäischen Verfahrensakten abgelehnt worden war.

wir wussten auch noch nicht, was am selben Tag in Lemberg und anderswo an bestialischen Greueltaten verübt wurde. Unser ganzes Interesse konzentrierte sich auf zwei Fragen: Wird der deutsche Überraschungsangriff auf die Sowjetunion noch vor Einbruch des Winters seine Ziele erreichen? Werden die Engländer zur Entlastung der Russen in Frankreich angreifen?

Was die zweite Frage betraf, so wurde uns sehr rasch klar, dass mit einem britischen Angriff auf die französische Kanalküste nicht zu rechnen war. Grossbritannien hatte eigene Sorgen: Das neue ‚Afrikakorps‘ der Wehrmacht unter General Rommel war durch die Libysche Wüste bis dicht an die ägyptische Grenze vorgestossen und bedrohte die für das britische Empire lebenswichtige Seeverbindung nach Indien, den Suezkanal. So mussten die Engländer froh sein, dass die deutsche Wehrmacht den bei Weitem grössten Teil ihrer Offensivkraft gegen die Sowjetunion einsetzte, dort immer weiter vorstiess und sich in Schlachten beispiellosen, kaum noch vorstellbaren Ausmasses verwickelte.

Nein, an eine Landung der Engländer in Nordfrankreich war auf absehbare Zeit überhaupt nicht zu denken, und so war es an der Kanalküste und in der Normandie während des ganzen Sommers und Herbstes 1941 ruhig.

In diesen Wochen begann Erwin zu basteln. Als gelernter Elektro- und Rundfunkmechaniker löste er in verhältnismässig kurzer Zeit die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte: Er baute einen drahtlosen Fernzünder, mit dessen Hilfe man durch Funk über weite Entfernungen Sprengkörper jeder Art und Grösse zur Explosion bringen konnte!

«Was willst du bloss damit?» fragte ich ihn. «Findest du nicht, dass es schon mehr Methoden als genug gibt, wie man sich und andere umbringen kann?»

Er lachte.

«Was ich da ausgetüftelt habe, ist doch nur so eine Art Denksportaufgabe ... Ausserdem habe ich das Ding nur noch mal für mich erfunden – das Luftwaffenzeugamt hat so etwas auch schon entwickelt. Ich kenne sogar den Tarnnamen dafür: ‚Kakadu‘ – da staunst du, was?»

«Und was willst du wirklich damit?»

Er zögerte. Schliesslich sagte er: «Wenn wir tatsächlich bis zum Einbruch des Winters die Sowjetunion besiegen und womöglich auch noch den Suezkanal erobern sollten, dann – »

«Ja?»

«Dann», fuhr er sehr leise fort, «würde ich meine tiefe Abneigung gegen Mordinstrumente aller Art vielleicht überwinden – möglicherweise ...» Ich war dennoch fest davon überzeugt, dass Erwin seinen selbstgebastelten ‚Kakadu‘ niemals benutzen würde, selbst wenn er, was unwahrscheinlich genug war, je die Gelegenheit fände, eine Sprengladung mit Funkzünder unter der Ehrentribüne mit der versammelten Führung des Grossdeutschen Reiches unbemerkt anzubringen. Es war seine Art, mit der tiefen Niedergeschlagenheit fertig zu werden, die uns ergriff, als Tag für Tag neue Siege der Wehrmacht gemeldet wurden und Hitlers Machtbereich sich immer weiter ausdehnte – vom Nordkap bis Ägypten, von den Pyrenäen bis zum Asowschen Meer.

Schon verkündete uns unser – inzwischen zum Hauptmann beförderter – Schulungsoffizier, der Obernazi Holzmann, der alle zehn Tage eine – von den Soldaten ‚Propagandasitzung‘ genannte – Unterrichtsstunde abhielt: «In spätestens sechs Wochen ist der Endsieg errungen! Unsere Feinde liegen bereits am Boden! Es sind eigentlich nur noch Aufräumarbeiten, die unser tapferes Heer leisten muss. Sobald Russland die Waffen gestreckt hat, sobald Bolschewismus und Judentum endgültig ausgerottet sind, wird auch England kapitulieren, gleich ob wir den Briten vorher noch den Suezkanal abnehmen oder nicht!»

Als wir dann mit dem Versprechen, Weihnachten wieder zu Hause zu sein, von Hauptmann Holzmann mit markigem ‚Heil Hitler!‘ verabschiedet waren, meinte Erwin: «In Ägypten scheint es nicht mehr vorwärtszugehen, sonst wäre der Suezkanal nicht plötzlich so unwichtig ... Heute ist übrigens der 14. September – da war Napoleon bereits in Moskau ... Ich wette, wir hören das nächste Mal, dass es auch auf die Eroberung der sowjetischen Hauptstadt nicht ankommt, sondern auf irgendetwas anderes ...»

## 10. Wie aus dem ‚Endsieg‘ die ‚Spinnstoffsammlung‘ wurde

Am 2. Oktober 1941 meldete der OKW-Bericht: «Die letzte Schlacht an der Ostfront hat begonnen.» Am 3. Oktober fuhr ich für drei Wochen auf Heimaturlaub, zunächst nach Berlin, weil meine Mutter, wie sie mir geschrieben hatte, bis zum 16. Oktober ‚zur Kur‘ war. Am Abend des 4. Oktober traf ich gegen 18 Uhr am Bahnhof Charlottenburg ein, wurde aber nicht abgeholt. Tante Elsbeth empfing mich an ihrer Wohnungstür, im Persianermantel und mit Hut, fertig zum Ausgehen und schrecklich aufgeregt: «Ich muss sofort weg! Der Führer spricht gleich! Ich konnte leider nicht zum Bahnhof kommen, und Onkel Karl ist schon voraus – du musst heute mal allein zurechtkommen ...!»

Damit liess sie mich stehen und hastete zum schon wartenden Taxi, zwängte sich in den Fond und rief mir noch zu: «Bis gegen 10 ... Dein Essen steht auf dem Herd!»

Es war fast 11 Uhr, als sie wiederkamen, noch ganz aufgewühlt von dem Erlebnis, den ‚Führer‘ von der achten Reihe aus gesehen und gehört zu haben.

«Er ist wunderbar!» schwärmte meine Tante. «Es gibt keinen grösseren Mann in der ganzen Welt! Er ist einfach hinreissend ...» Mein sonst so ruhiger und nüchterner Onkel war ebenfalls sehr ergriffen: «Er hat uns völlig überzeugt», sagte er. «Noch vor dem Winter ist der Russe endgültig besiegt, dann ist der Krieg aus!» Dann zeigte er auf die grosse Karte, die an der Wand hing und in die alle bisherigen Eroberungen eingezeichnet waren.

«Es ist wirklich kaum zu glauben», fuhr Onkel Karl fort, «welche ungeheure Ländermasse unsere Soldaten erobert haben – in so kurzer Zeit und mit so verhältnismässig geringen Verlusten ...! Die ganze Weite des russischen Raumes ist jetzt deutsches Siedlungsgebiet!»

«Tatsächlich?» fragte ich staunend. «Sowjetrussland ist doch noch viel grösser – bis ungefähr an den grossen Schrank da würde es reichen, wenn die Karte über Europa hinausginge ...»

«Sobald Moskau, Leningrad und Stalingrad gefallen sind», belehrte mich Onkel Karl, «bricht das Übrige zusammen. Höchstens noch eine Woche, denke ich, wird es dauern ...!»

Tante Elsbeth bestätigte es mit eifrigem Kopfnicken.

«Denk dir», berichtete sie mir dann, «heute früh wollte ich mir auf dem Postamt ein paar Feldpostkarten holen, da meinte der Beamte hinter dem Schalter: ‚Die brauchen Sie doch nicht mehr, meine Dame! Der Krieg ist doch eher aus, als Sie die alle schreiben können!‘ Und unser Schlächter in der Wilmersdorfer Strasse, der so gute Würstchen hat, der wollte gestern schon gar keine Marken mehr von mir nehmen. ‚Der Endsieg ist doch so gut wie errungen‘, sagte er, ‚dann ist das doch vorbei mit der Bewirtschaftung, und es gibt für alle Fleisch und Wurst, soviel jeder haben will!‘ Ist das nicht wundervoll? Und all das verdanken wir nur dem Führer – und unseren tapferen Soldaten», fügte sie eilig hinzu.

Sie schwärmten dann noch eine ganze Weile lang von dem, was ‚der Führer‘ gesagt und wie er jede Feststellung mit Fakten und Zahlen belegt hatte: dass der von Deutschland beherrschte Raum mehr als doppelt so gross sei wie das Deutsche Reich im Jahre 1933; dass über zwei Millionen russische Soldaten in deutsche Gefangenschaft geraten seien und nun in der Landwirtschaft sowie im Kohlenbergbau und der Stahlerzeugung die fehlenden Arbeitskräfte ersetzen könnten; dass England, der letzte Feind, kurz vor dem Zusammenbruch stehe, weil die erfolgreichen Angriffe der Luftwaffe und die gewaltigen Tonnageverluste durch die von deutschen U-Booten Tag für Tag versenkten Schiffe den Lebensnerv Grossbritanniens getroffen hätten.

«Du musst doch manchmal sehr unglücklich sein», meinte Tante Elsbeth, als wir zu Bett gingen, «dass du nicht direkt dabeisein kannst, wenn es gegen den Feind geht!»

Onkel Karl entloh mich freundlicher Weise einer Antwort, indem er barsch erklärte: «Jeder erfüllt seine Pflicht da, wo er hingestellt wird – der eine als Bomberpilot, U-Boot-Kapitän oder Infanterist in einem Sturm bataillon, der andere am Funkgerät oder, wie ich, beim Schutz der Reichshauptstadt!»

Die nächsten Tage verbrachte ich damit, alte Freunde zu besuchen. Am Abend des 8. Oktober 1941 traf ich mich mit Ulla, die in einem Rüstungsbetrieb arbeitete, in einem Café in der Friedrichstrasse.

Sie sah blass und abgespannt aus, gab sich aber grosse Mühe, mich nicht merken zu lassen, wie müde sie war. Sie erzählte mir von ihrer Arbeit, von dem mörderischen Tempo, zu dem die Frauen angetrieben wurden,

und von der Aussichtslosigkeit, einen gemeinsamen Widerstand gegen die viel zu hohen Akkordsätze, zu langen Arbeitszeiten und zu niedrigen Löhne zu organisieren.

«Die eine Hälfte der Belegschaft nimmt alles hin, wie es kommt, und wagt nicht, den Mund aufzumachen. Die andere Hälfte ist wie besoffen von den vielen Siegen und betet alles nach, was die Propagandafritzen uns einreden: Jetzt noch mal alle Kräfte anspannen – der Endsieg liegt zum Greifen nahe vor uns! Ich kann's schon nicht mehr hören – mir ist ganz flau davon ...»

Ich wollte ihr etwas bestellen – ein Glas Cognac oder französischen Rotwein, der noch überall billig zu haben war, aber der Kellner winkte unwirsch ab: «Jetzt wird nicht serviert! Und auch nicht mehr geredet! In einer Minute kommt eine Sondermeldung!» Einen Augenblick später – der Rundfunkempfänger im Lokal war auf volle Lautstärke gestellt worden, wie es neuerdings Vorschrift war, und an allen Tischen sah man erwartungsvolle Gesichter – ertönte die von Fanfarenklängen eingeleitete Ansage: «Aus dem Führerhauptquartier. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Der Endsieg, den die entscheidenden Schlachten im Osten einleiteten, ist da!»

Statt des von mir erwarteten Jubels folgte auf diese sensationelle Mitteilung zunächst gar nichts. Völlig stumm sassen die Männer und Frauen an ihren Tischen und warteten auf weitere Durchsagen.

Es musste doch irgendetwas folgen: Mitteilungen über Waffenstillstand oder Kapitulation, wann die ersten Wehrpflichtigen in die Heimat entlassen würden und ob der Krieg an allen Fronten beendet sei. Aber es kamen keine weiteren Nachrichten, und so wurde die Sondermeldung bald überall flüsternd besprochen. Niemand wagte, seine Zweifel laut zu äussern, und auch der mürrische Kellner, der nun wieder bediente, gab mir auf meine Frage, ob noch weitere Durchsagen angekündigt seien, die patzige Antwort: «Sie haben es doch gehört – genügt es Ihnen nicht?»

Ulla meinte, es wäre wohl besser, wir gingen jetzt, und erst unterwegs sagte sie leise: «Man ist ganz hin und her gerissen – einesteils wäre es ja ein Segen, wenn dieser schreckliche Krieg wirklich zu Ende sein sollte – aber erstens glaube ich es einfach nicht, und zweitens wäre es ja entsetzlich, wenn ...»

«Ja», sagte ich. «Aber du kannst sicher sein, dass wir wieder mal belogen worden sind.»

In den folgenden Tagen, an denen sich Ulla und ich noch einige Male trafen, lauteten die Schlagzeilen der Zeitungen:

- Am 11. Oktober: DER DURCHBRUCH IM OSTEN WIRD AUSGEWEITET
- Am 12. Oktober: DIE VERNICHTUNG DER SOWJETISCHEN ARMEEN IST FAST BEENDET!
- Am 13. Oktober: DIE SCHLACHTFELDER VON WJASMA UND BRIANSK WEIT IM RÜCKEN DER FRONT!
- Am 14. Oktober: DIE BEWEGUNGEN IM OSTEN VERLAUFEN PLANMÄSSIG
- Am 15. Oktober: DIE KAMPFHANDLUNGEN IM OSTEN VERLAUFEN NACH PLAN

Am 16. Oktober, meinem letzten Urlaubstag in Berlin, war von einem Endsieg nicht einmal mehr andeutungsweise die Rede. Von der Ostfront lagen offenbar keine neuen Nachrichten vor, und die Schlagzeile des ‚Völkischen Beobachters‘ lautete: SCHNELLBOOTE VERSENKEN AUS EINEM GELEITZUG SECHS FRACHTER.

Tante Elsbeth und Onkel Karl wirkten sehr betreten, als wir uns an diesem 16. Oktober 1941 an den Frühstückstisch setzten.

«Ich verstehe das einfach nicht», sagte Onkel Karl. «Der Führer hat es uns doch erst vorige Woche genau erklärt, dass die Sowjets acht bis zehn Millionen Mann verloren haben, und er hat hinzugefügt: «Davon erholt sich keine Armee der Welt mehr, auch die russische nicht!» Und jetzt gehen die Kämpfe immer weiter ...» Er trank seine Tasse leer, verabschiedete sich von mir und sagte, während er sich bereits den Mantel anzog: «Ich muss zur Gauleitung – vielleicht wissen die etwas Genaueres ...»

Tante Elsbeth seufzte leise. Nachdem die Haustür ins Schloss gefallen war, flüsterte sie mir zu: «Ich habe gestern mit Gudrun telefoniert. Sie ist in Bansin und bleibt da auch noch eine Weile, weil ihr die Seelut guttut, jetzt, wo sie das Kind erwartet. Horst-Eberhard hat sie übers Wochenende besucht und ihr erzählt, was an der Ostfront los ist – aber Onkel Karl weiss es nicht. Er regt sich immer so auf, weisst du, und der Arzt hat gesagt...»

Ich hörte geduldig zu, bis sie endlich beim Wesentlichen war: Horst-Eberhard hatte seiner Frau anvertraut, dass die deutsche Wehrmacht nicht im Geringsten auf den russischen Winter vorbereitet sei, der soeben begonnen habe. Schon am 4. Oktober hätten die Schneefälle eingesetzt, und es wäre für die Truppen so gut wie nichts vorhanden als leichte Sommerkleidung – weder Pelze noch Decken, Ohrenschützer, Pulswärmer, dicke Socken, warme Unterwäsche, Pullover, Stiefel oder gar Skiausrüstung. An den Fronten ginge alles schief: die Panzer müss-

ten stundenlang vorgeheizt werden, die Geschütze und MGs verklemmen sich, und die Mannschaften fröhen erbärmlich in ihren leichten Monturen. Kurz, es sei eine Riesenschweineerei, habe Horst-Eberhard gesagt, und Schuld an allem Unglück hätten die eingebildeten Generäle, ‚dieses feige und arrogante Gesindel‘.

Tante Elsbeth verstummte wieder. Sie wirkte verwirrt und beschämt. Dann fiel ihr plötzlich noch etwas ein: «Horst-Eberhard ist auch so wütend, weil der Führer dem Feldmarschall Kluge zum Geburtstag 250'000 Mark schenkt und Anweisung gegeben hat, dass der Marschall für mehr als die Hälfte des Geldes bauen darf – und für alle anderen, auch für Horst-Eberhard, ist an eine Ausnahme überhaupt nicht zu denken ... Wo er doch jetzt das schöne Grundstück am Kleinen Wannsee hat... Du weisst doch – jede Verletzung des zivilen Bauverbots wird mit Zuchthaus bestraft ...»

Es klingelte an der Wohnungstür, und Tante Elsbeth brach ihren Bericht sofort ab und eilte zum Öffnen. «Heil Hitler, ich bringe den neuen Aushang ...», hörte ich von draussen. Dann kam Tante Elsbeth zurück und zeigte mir das Plakat.

Ich las sehr aufmerksam den gereimten Text und betrachtete die dazugehörigen Zeichnungen. Beides sollte wohl ‚flott‘ wirken, konnte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in Wahrheit um weit mehr ging als um die Nutzbarmachung überflüssiger Lumpen – nämlich um die fehlende Winterausrüstung für die tief in Russland stehenden Armeen, die jetzt – und damit viel zu spät – erst noch anzufertigende Mäntel, Stiefel, Decken, Ohrenschützer, Pulswärmer und dicke Socken erhalten sollten. Auch Tante Elsbeth dämmerte es wohl, dass hier eine gigantische Fehleinschätzung mit unzulänglichen Mitteln rasch noch ein wenig korrigiert werden sollte. Ich hörte sie leise schluchzen.

«Die armen, armen Jungen», flüsterte sie. «Das hat der Führer bestimmt nicht gewollt...!»

Knapp zehn Jahre später erfuhr ich aus dem Munde des aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten ehemaligen Generalinspektors der Panzergruppen, Heinz Guderian, wie es damals, im Spätherbst 1941, zu dramatischen Auseinandersetzungen zwischen Hitler und seinen Generalen gekommen war. ‚Der Führer‘ hatte alle Warnungen der Militärs in den Wind geschlagen und in voller Kenntnis der verzweifelten Lage befohlen, die Offensive an allen Abschnitten der Ostfront ohne Rücksicht auf die veränderte Lage fortzusetzen.

«Hitler war fest davon überzeugt», so hatte Guderian mir erzählt, «dass die sowjetischen Streitkräfte zu keinem ernsthaften Widerstand mehr fähig wären. Er wollte vor Einbruch des Winters nicht nur Moskau erobert haben, sondern auch Leningrad, im Süden Rostow am Asowschen Meer, das Erdölgebiet von Maikop am Nordrand des Kaukasus und sogar Stalingrad an der Wolga! Als Generalfeldmarschall v. Rundstedt Hitler klarzumachen versuchte, dass ein Vormarsch von mehr als 600 Kilometern über den Dnjepr hinaus nach Osten bedeute, bekam er zur Antwort, im Süden seien die Russen zu keinem Widerstand mehr fähig.» Tatsächlich war dann – am 21. November 1941 – Rostow von den Truppen Rundstedts erobert worden, und Goebbels hatte sogleich hinausposaunen lassen, damit sei ‚das Tor zum Kaukasus aufgestossen‘. Aber schon fünf Tage später hatten die sowjetischen Truppen die Stadt zurückerobert, und Rundstedt musste seine von zwei Seiten bedrängte Armee eilig zurückziehen, woraufhin er von Hitler des Kommandos enthoben und nach Hause geschickt wurde. «Mit Rostow fing das Unglück an», erinnerte sich Guderian. «Es war bereits ein Menetekel... Dabei war es im Südabschnitt klimatisch noch einigermassen erträglich. Vor Moskau dagegen und erst recht im Norden schneite es schon seit Anfang Oktober, und Anfang November brach die erste Kältewelle ein ...» Nur etwa jede fünfte Einheit der an der Ostfront eingesetzten Wehrmachtverbände war dazu ausersehen gewesen, in der – wie Hitler gehofft hatte – besiegten Sowjetunion als Besatzung zu überwintern. Vier Fünftel der deutschen Divisionen waren auf den russischen Winter überhaupt nicht vorbereitet.

«Jedes Regiment», so fuhr Guderian fort, «hatte Anfang November bereits etwa vierhundert Mann durch Erfrierungen verloren. Bei 30 Grad Frost und weiter fallenden Temperaturen waren die Panzer kaum noch einsatzfähig. Der Betriebsstoff frohr teilweise ein, das Öl wurde dick. Das Anlaufen der Motoren musste durch Anzünden von Feuern unter den Ölwannen vorbereitet werden. Ausserdem machte die Glätte den Kettenfahrzeugen grosse Schwierigkeiten, und die automatischen Waffen wurden durch die Kälte weitgehend unbrauchbar ...»

Dennoch waren in den sechs Wochen vom 20. Oktober bis zum 30. November 1941 die deutschen Truppen, die Moskau erobern sollten, noch etwa dreissig Kilometer näher an die Stadt herangekommen. Am 1. Dezember sollte der letzte, entscheidende Frontalangriff beginnen. Am 2. Dezember drang ein Aufklärungsbataillon der 258. Infanteriedivision in den Moskauer Vorort Chimki ein, von wo aus man bereits die Kremltür-

me sehen konnte. Diese Vorausabteilung wurde zwar schon am nächsten Morgen von eilig bewaffneten Arbeitern zum Rückzug gezwungen, aber nun glaubte Hitler, Moskau bereits in der Hand zu haben. Am Kartentisch im gutgeheizten ostpreussischen Hauptquartier wussten ‚der Führer‘ und seine Berater nichts von Schneestürmen und eisiger Kälte. Sie sahen nur die winzige, kaum noch dreissig Kilometer betragende Entfernung, die die von Norden, Westen und Süden auf die sowjetische Hauptstadt vordringenden Armeen zu überwinden hatten, und es schien ihnen dies als ein blosses Kinderspiel. Hatten die deutschen Truppen nicht schon mehr als achthundert Kilometer zurückgelegt, und war nicht die grösste Panzerstreitmacht aufmarschiert, die je an einer Front konzentriert worden war? Von Norden her operierten General Hoepners 3. und General Hoths 4. Panzergruppe, von Westen her kämpfte sich die übergrosse 4. Armee unter Generalfeldmarschall v. Kluge durch die Wälder vor, und im Süden, von Tula aus, drang Guderians 2. Panzerarmee auf Moskau vor.

Am 5. Dezember sah sich Generaloberst Guderian ‚am Ende‘. Er meldete, seine Panzer seien bei einer Temperatur von 36 Grad unter Null ‚fast unbeweglich‘ seine Armee werde überdies an beiden Flanken und im Rücken, nördlich von Tula, von starken gegnerischen Kräften bedroht.

«An diesem 5. Dezember 1941 wusste ich», berichtete Guderian später, «dass unser Angriff auf Moskau gescheitert war. Alle Opfer und alle Anstrengungen waren umsonst gewesen. Wir hatten eine böse Niederlage erlitten ...» Aber es war erst der Anfang.

Am nächsten Tag, am frühen Morgen des 6. Dezember, geschah, was niemand ausserhalb der sowjetischen Führung noch für möglich gehalten hatte: Ein starker russischer Gegenangriff begann! Plötzlich waren die zerlumpten, ausgemergelten Gestalten verschwunden, die bislang als Arbeitermilizen verzweifelte Gegenwehr geleistet hatten. Die halb erfrorenen, unzulänglich ausgerüsteten und schlecht ernährten deutschen Soldaten sahen sich plötzlich frischen, regulären Truppen gegenüber. Insgesamt einhundert Divisionen, fast soviel, wie die deutsche Wehrmacht zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion an die Ostfront geworfen hatte, traten auf 300 Kilometer breiter Front zum Angriff auf die deutschen Panzerarmeen an. Unter dem Oberbefehl des bis dahin noch unbekanntenen Generals Georgi Schukow begannen sie die Offensive mit einem Artillerieüberfall, begleitet von Bombenangriffen zahlreicher Ge-

schwader modernster Flugzeuge. T-34-Panzer rollten vor, gefolgt von immer neuen Regimentern, die für den Winterkampf aufs Beste ausgerüstet und ausgebildet waren.

Woher kamen diese neuen sowjetischen Kräfte? Die Rote Armee, so hatte es der OKW-Bericht, so hatte es ‚der Führer‘ selbst immer wieder dem deutschen Volk versichert, war doch längst vernichtet, militärisch bedeutungslos geworden. Millionen Rotarmisten waren in Gefangenschaft, Zehntausende von Panzern und Geschützen hatte die Wehrmacht vernichtet oder erbeutet. Schon seit Oktober erwartete man die vollständige Kapitulation des Sowjetreiches, die nur noch eine Frage von Tagen oder Stunden zu sein schien. Und nun stiessen einhundert neue sowjetische Divisionen gegen die abgekämpften Verbände der Moskauer Front zum Gegenangriff vor! Dieses scheinbare Wunder hatte ein Mann zuwege gebracht: der Journalist Dr. Richard Sorge, Ostasien-Korrespondent der angesehenen ‚Frankfurter Zeitung‘ und des ‚Deutschen Nachrichtenbüros DNB‘ in Tokio.

Sorge, 1895 als Sohn eines deutschen Ingenieurs und einer Russin in Adschikend in der Nähe von Baku zur Welt gekommen, war in Berlin zur Schule gegangen und hatte sich 1914 als Kriegsfreiwilliger gemeldet. Nach dreimaliger Verwundung wurde er kurz vor Kriegsende aus dem Heeresdienst entlassen, studierte dann und wurde Journalist. Von 1933 an lebte er in Japan, wo er rasch das volle Vertrauen der deutschen Botschaft, zumal des dortigen Militärattachés, erwarb und sich auch bereit fand, nebenher für die ‚Abwehr‘, den deutschen militärischen Nachrichtendienst, zu arbeiten. Niemand vermutete in ihm, dem Akademiker mit Auszeichnungen und Goldenem Verwundetenabzeichen aus dem letzten Weltkrieg, dass er ein hoher Funktionär der Kommunistischen Partei war.

Dr. Sorge, der sich schon 1919 den Kommunisten angeschlossen hatte, war auch in höchsten japanischen Regierungskreisen gern gesehen und eng befreundet mit dem Privatsekretär des langjährigen japanischen Ministerpräsidenten Konoye. Teils über die deutsche Botschaft, teils über seine japanischen Quellen war er stets aufs beste informiert.

So hatte er bereits im Frühjahr 1941 die Regierung in Moskau, mit der er in ständiger geheimer Funkverbindung stand, vor dem deutschen Überfall warnen können – vergeblich, denn die sowjetische Führung schenkte seinen exakten Informationen über Ausmass und ungefähren Zeitpunkt des bevorstehenden Angriffs nicht genügend Glauben.

Umso höher stieg Dr. Sorges Ansehen in Moskau, als sich dann zeigte, dass seine Warnung richtig gewesen war, und als er im September 1941, als die Wehrmacht schon tief in die Sowjetunion vorgedrungen war und gewaltige Siege errungen hatte, sich erneut aus Tokio mit einer wichtigen Information meldete, entschied sich die sowjetische Führung, Dr. Sorges Funkpruch vollen Glauben zu schenken und entsprechend zu handeln.

Die Information, die Sorge durch seinen Funker Max Klausen dem Kreml übermitteln liess, besagte, es sei nunmehr vom japanischen Reichsrat entschieden und vom Kaiser bestätigt, dass sich Japan der Sowjetunion gegenüber neutral verhalten werde. Bis dahin war die auf einen Kriegseintritt Japans gegen Russland drängende Reichsregierung immer wieder vertröstet worden, hatte ein Teil der japanischen Führung auf ein Eingreifen an der Seite der Deutschen gedrängt, ein anderer für eine Eroberung des pazifischen und südostasiatischen Raums nach Vernichtung der amerikanischen Flotte plädiert. Nun war die Entscheidung gefallen: Vorbereitung des Angriffs auf die USA bei Wahrung strenger Neutralität gegenüber Sowjetrußland.

Dr. Richard Sorge konnte dem Kreml sogar den Wortlaut des streng geheimen Protokolls der japanischen Reichsratssitzung übermitteln, aus dem hervorging, welche langfristigen Pläne Tokio verfolgte und dass für die nächsten drei Jahre für die Sowjetunion in Asien keine Gefahr drohte.

Daraufhin begann das sowjetische Oberkommando, seine Truppen aus Sibirien und von der viele tausend Kilometer langen Grenze mit China und der Mandschurei abzuziehen. Alles, was in den hinter dem Ural liegenden Rüstungswerken produziert wurde, rollte nun über die Transsibirische Eisenbahn in unaufhörlichem Strom nach Moskau und in die östlich davon gelegenen Sammellager, wo die Elitedivisionen aus Sibirien und Fernost zusammengezogen wurden.

Während die Lage im Norden, Westen und Süden der sowjetischen Hauptstadt für die Rote Armee immer verzweifelter wurde, während das Oberkommando schon damit begann, die sich lichtenden Reihen der ‚Arbeitermilizen‘ mit Frauen, Kindern und Greisen aufzufüllen, sammelten sich immer mehr ausgeruhte, frische, gutausgerüstete und an extreme Witterungsbedingungen gewöhnte Truppen im Aufmarschraum, trafen immer neue Transporte mit modernsten Panzern und Flugzeugen ein, brachten Artilleristen Tausende von Geschützen in Stellung.

Am 5. Dezember und in der Nacht zum 6. rückte die neue ‚Front‘ – sie-

ben Armeen und zwei Kavalleriekorps – in die Ausgangsstellungen ein, und im Morgengrauen begann die grosse Offensive. Der Schlag kam so plötzlich, dass sich die Wehrmacht nie mehr davon erholte.

«Während der restlichen, extrem kalten Dezemberwochen und bis in den Januar hinein», erinnerte sich Guderian, «sah es so aus, als sollten sich die geschlagenen und zurückweichenden deutschen Armeen, in deren Linien die Sowjets fortgesetzt einbrachen, sich auflösen und im russischen Schnee umkommen wie einhundertdreissig Jahre zuvor Napoleons *Grande Armée*. In mehreren kritischen Augenblicken fehlte nicht viel dazu. Nur wer die endlosen Weiten der russischen Schneeflächen in diesem Winter gesehen hat, über die der eisige Wind strich und jede Unebenheit des Bodens verwehte, nur wer Stunden um Stunden durch Niemandsland gefahren ist, um dann auf ausgemergelte, schlecht ernährte Männer zu treffen, wer im Gegensatz hierzu die vorzüglich für den Winter ausgerüsteten, gutgenährten, frischen Sibirier gesehen hat, kann ermessen, was unsere Truppe damals durchgemacht hat. Nur ihre Tapferkeit und Kampfmoral hat uns vor dem vollständigen Debakel bewahrt...» Kurz darauf war Generaloberst Guderian von Hitler seines Kommandos enthoben worden, weil er ohne Genehmigung des ‚Lührers‘ den Rückzug befohlen hatte. General Hoepner wurde aus dem gleichen Grund degradiert und aus der Wehrmacht entlassen. General Hans Graf v. Sponneck, der auf der Krim ein Korps befehligte und mit einer Division zum Rückzug gezwungen war, wurde nicht nur degradiert und verhaftet, sondern auf Hitlers Befehl zum Tode verurteilt und später hingerichtet. Am 19. Dezember 1941 erhielt der Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall v. Brauchitsch, seinen Abschied, und Hitler selbst erklärte sich zu dessen Nachfolger.

Bei dieser Gelegenheit erklärte Hitler – wie nach dem Kriege zu erfahren war – seinem Generalstabschef, Generaloberst Eranz Halder, den er schon zehn Monate später davonjagte und 1944 in ein Konzentrationslager sperren liess; «Das bisschen Operationsführung kann jeder machen...! Die Aufgabe des Oberbefehlshabers des Heeres ist es, das Heer nationalsozialistisch zu erziehen. Ich kenne keinen General, der diese Aufgabe in meinem Sinn erfüllen könnte. Darum habe ich mich entschlossen, den Oberbefehl über das Heer selbst zu übernehmen ...»

Damit war Hitlers Sieg über die Generale vollständig. Er war jetzt zugleich Staatsoberhaupt, Reichskanzler, Kriegsminister, Oberster Be-

fehlshaber der Wehrmacht und Oberbefehlshaber des Heeres. Seine Marschälle und Stabschefs waren nur noch ausführende Organe, denen jedes selbständige Handeln strengstens verboten war, oder blosser Briefträger seiner Befehle.

«Das alles», erinnerte sich Generaloberst a.D. Guderian, «war die unmittelbare Folge seiner ersten empfindlichen Niederlage, durch die die Legende seiner Unbesiegbarkeit zerstört worden war ...» Den hundert frischen, bestens ausgerüsteten Elitedivisionen Schukows, die Hitlers voreilig verkündeten ‚Endsieg im Osten‘ verhindert und die Wehrmacht zum Rückzug gezwungen hatten, war es mit ihrem Überraschungsangriff gelungen, die Eroberungspläne des ‚Führers‘ zu durchkreuzen und ihn in seine Schranken zu weisen. Die deutschen Armeen, die in Moskau hatten Weihnachten feiern wollen, konnten weder die sowjetische Hauptstadt noch Leningrad oder gar Stalingrad erobern.

Bis Anfang Februar 1942 waren die deutschen Truppen bis zu dreihundert Kilometer weit zurückgeworfen worden. Am 28. Februar notierte sich Generaloberst Halder, «das verfehlte russische Abenteuer hat uns 1'005'636 Mann oder 31 Prozent unserer Gesamtstärke an der Ostfront gekostet». Mehr als 200'000 Soldaten waren gefallen, rund 46'000 Mann wurden vermisst, 725'000 Soldaten waren verwundet worden.

Die Ausfälle durch Erfrierungen betrug mehr als 110'000 Mann.

Nicht eingeschlossen waren hierbei die schweren Verluste der deutschen Verbündeten, vor allem der an der Ostfront eingesetzten Ungarn, Rumänen und Italiener.

Von alledem wussten wir im Winter 1941/42, als meine Tante Elsbeth seufzend damit begann, ‚Spinnstoffe‘ für die erst herzustellende Winterbekleidung der ‚armen Jungen an der Ostfront‘ zu sammeln, so gut wie nichts; wir ahnten nur, dass Hitlers Traum von einer raschen Niederwerfung der Sowjetunion nun ausgeträumt war.

Wer aber noch immer nicht recht glauben wollte, dass Deutschland den Krieg nicht mehr gewinnen konnte, dem hätte Hitler selbst die letzten Illusionen rauben müssen – am 11. Dezember 1941, nur wenige Tage nach Beginn der sowjetischen Winteroffensive.

An diesem Tage erklärte er vor dem eilig zusammengerufenen Reichstag in einer über alle deutschen Sender übertragenen Rede den Vereinigten Staaten von Amerika den Krieg! Fünf Tage nach dem japanischen Überfall auf die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbor donnerte Hitler zunächst gegen den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt, den er persönlich heftig beschimpfte und von dem er behauptete,

tete, ‚dieser Mann allein‘ sei, unterstützt von Millionären und Juden, ‚der Hauptschuldige an diesem Kriege‘, Dann fuhr er fort: «Ich glaube, Sie alle werden es als Erlösung empfunden haben, dass nunmehr endlich ein Staat als erster gegen diese in der Geschichte einmalige und unverschämte Misshandlung der Wahrheit und des Rechtes zu jenem Protest schritt, den dieser Mann ja gewünscht hat... Dass die japanische Regierung es nach jahrelangem Verhandeln mit diesem Fälscher endlich satt hatte, sich noch weiter in unwürdiger Weise verhöhnen zu lassen, erfüllt uns alle, das deutsche Volk und ich glaube auch die übrigen anständigen Menschen auf der ganzen Welt mit einer tiefen Genugtuung ... Der Präsident der Vereinigten Staaten mag das vielleicht selbst nicht begreifen. Dann spricht das nur für seine geistige Beschränktheit. Wir aber wissen, dass das Ziel seines ganzen Kampfes ist: Einen Staat nach dem anderen allein zu vernichten. Was das deutsche Volk betrifft, so braucht es weder von einem Herrn Churchill oder einem Herrn Roosevelt oder Eden Almosen, sondern es will nur sein Recht. Und dieses Recht zum Leben wird es sich sicherstellen, auch wenn tausend Churchills oder Roosevelts sich dagegen verschwören sollten ... Ich habe daher heute dem amerikanischen Geschäftsträger die Pässe zustellen lassen ...»

An dieser Stelle gingen die Worte des ‚Führers‘ im Jubel der Abgeordneten, die von ihren Plätzen aufgesprungen waren, völlig unter, so dass die Rundfunkhörer erst vom Nachrichtensprecher erfuhren, dass sich das Grossdeutsche Reich nunmehr auch mit den USA im Kriegszustand befände.

Zu dieser Zeit war ich längst vom Heimaturlaub zurück in Frankreich. Erwin, mit dem ich an einem dienstfreien Abend über Hitlers Kriegserklärung an die USA sprach, meinte dazu nur: «Jetzt sind wir dem Endsieg wieder ein grosses Stück näher ...»

Ich bohrte weiter: «Was meinst du: Wie lange wird es dauern, bis die Amerikaner hier an der Kanalküste landen?»

Er zögerte mit der Antwort.

Schliesslich sagte er leise: «Da werden wir wohl noch ziemlich lange drauf warten müssen. Unserem ‚Führer‘ ist es egal, was uns eine Eroberung an Menschenleben kostet, aber die Amerikaner sind da sehr vorsichtig. Mein Vater hat mir davon erzählt – er war 1918 an der Westfront... Und sie vertrauen auf ihre Überlegenheit an Material und perfekter Technik ... Ausserdem müssen sie erst einmal mit unseren U-Booten fertig werden – das ist ein schwieriges Problem, ohne dessen Lösung an

den Transport einer ganzen Armee über den Atlantik nicht zu denken ist... Und schliesslich müssen sie sich noch etwas einfallen lassen, wie sie die Luftherrschaft erringen und wirkungsvoller als bisher ausnutzen können. Unsere Luftwaffe hat da schon einiges in Erprobung. Ich fürchte, davon ahnen sie drüben in England noch nichts ...» Aber was den letzten Punkt betraf, so irrte er sich, wie sich schon ein paar Wochen später zeigen sollte.

Am späten Abend des 27. Februar 1942 sassen Erwin, der Doppeldoktor und ich in dem kleinen Restaurant von Madame Ondarraitz, die uns zur Feier ihres Geburtstages zum Abendessen eingeladen hatte. Es war schon gegen 23 Uhr, als ‚Krupa‘ eintraf, um uns abzuholen. Unser Aufbruch verzögerte sich dann noch um etwa zwanzig Minuten, weil die Wirtin darauf bestand, dass ‚Krupa‘ zumindest die Apfeltorte probierte, ein Gläschen Calvados trank und dann noch einen Kaffee.

Wir wären noch länger geblieben, aber Erwin drängte zur Eile. «Es liegt etwas in der Luft», sagte er.

«Der Frühling», meinte der Doppeldoktor, und tatsächlich war es draussen schon nicht mehr februarisch, sondern eher mild. Ein schwacher Westwind wehte, und die Nacht war mondhell. Als wir in der Flugmeldezentrale eintrafen, erfuhren wir, dass völlige Ruhe herrschte.

«Na also», sagte ich zu Erwin, «deine Eile war ganz überflüssig. Wir hätten ruhig noch etwas bleiben können ...» Er schüttelte den Kopf.

«Nein, nein, da stimmt etwas nicht! Wir haben ideales Flugwetter und Vollmond, und trotzdem rührt sich nichts!»

Fast im gleichen Augenblick meldeten Dieppe, Fécamp und Le Havre: «Kleinerer Verband im Anflug auf die Küste ...» «Na also», meinte der Doppeldoktor. «Nun ist deine Welt wohl wieder in Ordnung! In fünf Minuten werden wir wissen, wohin heute die Reise gehen könnte ...»

Fast jede Nacht flogen britische Bomber nach Deutschland, meist in so grosser Höhe, dass es sich nicht lohnte, die Flakbatterien zu alarmieren, die doch nichts ausrichten konnten. Aber diesmal war es anders.

Die Funkstelle am Cap d'Antifer meldete: «Feindlicher Verband aus Nord, Entfernung 2'500 Meter, Höhe 50 Meter ...» Die Verbindung brach ab.

«Donnerwetter, heute kommen sie im Tiefflug ...!» rief Erwin. Ich sah, wie er schon nach dem Haustelefon griff, um Oberst Kessler zu verstän-

digen, doch da kam eine neue Funkmeldung, diesmal von der Küstenstation Fécamp: «Feindverband dreht ab, Kurs Nord, Entfernung 3'000, Höhe 150 Meter ...»

«Na so was!» sagte Erwin. Dann wandte er sich an den Doppeldoktor: «Versuch doch mal, ob du ‚Caesar‘ erreichst – da muss etwas passiert sein ...!»

Dann, noch während der Doppeldoktor sich vergeblich bemühte, mit ‚Caesar‘, dem über Funk nicht mehr erreichbaren Flugmeldeposten am Cap d'Antifer, telefonische Verbindung zu bekommen, weckte Erwin unseren Kommandeur.

Als kaum eine Minute später Oberst Kessler bei uns erschien, nur mit Nachthemd, Uniformhose und Pantoffeln bekleidet, wussten wir schon etwas mehr.

«Zwischen Cap d'Antifer und dem Dorf Bruneval sind vor vier Minuten Fallschirmspringer aus geringer Höhe abgesprungen», meldete Erwin dem Oberst.

«Nirgendwo sonst?»

«Nein, Herr Oberst, sonst ist alles ruhig. Die Transportmaschinen haben sofort wieder abgedreht und sind auf dem Rückflug. Jetzt sind die Telefonverbindungen zur Küste unterbrochen. Von Le Havre bis Dieppe sind alle Leitungen tot. Wir haben mit Cap d'Antifer auch keine Funkverbindung mehr ...» Oberst Kessler machte einen besorgten Eindruck.

«Ich werde mal hinfahren», sagte er dann und verschwand, nachdem er ‚Krupa‘ befohlen hatte, den Funkwagen aufzutanken.

«In einer halben Stunde könnt ihr da sein», sagte Erwin zu ‚Krupa‘.

«Melde dich von der Küste aus sofort über Funk, damit wir wissen, dass du heil angekommen bist...»

Erst gegen sechs Uhr früh, als ‚Krupa‘ wieder erschien, erfuhren wir, was in der Nacht geschehen war:

Die britischen Flugzeuge, denen die Flugmeldeposten keine grosse Beachtung geschenkt hatten, weil Nacht für Nacht Bomberverbände vom Ärmelkanal hereinfliegen, waren plötzlich kurz vor der Küste im Steilflug direkt auf das Cap d'Antifer heruntergestossen. Aus knapp vierzig Meter Höhe hatten die – offenbar mit Spezialfallschirmen ausgerüsteten – Kommandotrups das Versuchsgelände der Luftwaffe bei Bruneval im Handstreich erobert, die Wachtposten niedergemacht – mit schalldämpften Pistolen, denn niemand hatte Schüsse gehört –, waren in die Baracken eingedrungen, hatten die Telefonzentrale besetzt und alle Verbindungen unterbrochen.

Ein Trupp war sofort darangegangen, ein besonders gesichertes Spezialgerät zu demontieren, hatte alle transportablen Teile ausgebaut und in Gummisäcke verstaut, dann den Rest des Geräts mit einem bisher unbekanntem Spezialsprengstoff vernichtet. Die Explosion war zugleich das Signal für den Rückzug des ganzen Kommandos gewesen. Die Fallschirmspringer hatten sich mit geringen Verlusten die 116 Meter hohe Steilküste hinunter bis zum Strand durchgeschlagen und waren von zwei britischen Schnellbooten aufgenommen worden, die sofort mit Höchstgeschwindigkeit direkten Kurs nach England genommen hatten.

«Das Ganze hat nur zehn, höchstens zwölf Minuten gedauert», schloss ‚Krupa‘ seinen Bericht, und man merkte ihm an, dass er voller Bewunderung für die Engländer war, die diesen kühnen Streich ausgeführt hatten. «Und stellt euch vor: Die Tommys haben einen von den leitenden Physikern, die mit dem Gerät in Bruneval Versuche gemacht haben, mit nach England genommen ...! Und alles im Handumdrehen! Als ich mit dem Oberst dort um 0.40 Uhr ankam, waren die Schnellboote schon fast wieder zu Hause!» «Weisst du, welches Gerät sie ausgebaut haben?» wollte Erwin noch wissen.

‚Krupa‘ schüttelte den Kopf.

«Keine Ahnung – irgendetwas streng Geheimes ... Der Chef erwähnte etwas von ‚Funkpeilung‘ und sprach von Dezimeterwellen, mit denen das Ding gearbeitet hätte. Kannst du dir darauf einen Reim machen?»

Erwin antwortete zunächst nicht. Er schien nachzudenken. Schliesslich sagte er zu unserer Überraschung: «Ich möchte wetten, dass die Tommys mit diesem Überfall mehr erreicht haben als mit ihrem Sieg über Rommel in Nordafrika ...»

Wir wussten Bescheid über alles, was sich in diesen Tagen im ägyptisch-libyschen Grenzgebiet abgespielt hatte. Durch genauen Vergleich der OKW-Berichte mit den Meldungen, die wir über ‚Kanal 7‘ aus London gehört hatten, waren wir darüber unterrichtet, dass Rommels Afrika-korps fast die Hälfte seiner Offiziere und Mannschaften sowie 386 von insgesamt 412 Panzern verloren hatte. Dadurch war für England die Gefahr gebannt, den Suezkanal und damit die Seeverbindung mit dem Persischen Golf und mit Indien zu verlieren ... Es schien absurd, dass ein erbeutetes Funkmessoder -peilgerät wichtiger sein sollte als der Suezkanal.

Doch tatsächlich kam dem englischen Kommandounternehmen vom 27./28. Februar 1942 eine enorme, möglicherweise kriegsentscheidende Bedeutung zu. Es ging dem britischen Oberkommando nämlich um et-

was, das die damit befassten Wissenschaftler und Techniker ‚Radio Detecting and Ranging‘ – Auffinden und Entfernungsmessen mittels Funk – nannten, abgekürzt RADAR. Sie hatten damit schon grosse Fortschritte gemacht, die sich auf den Luftkrieg auszuwirken begannen.

Aber auch die Deutschen hatten die Funkortung entwickelt und sich bei der Abwehr britischer Luftangriffe zunutze gemacht. Genaueres über die Arbeitsweise der deutschen Geräte herauszufinden, war der ursprüngliche Zweck des Kommandounternehmens. Doch die Entdeckung, die die Engländer dann machten, als sie die Beute von Bruneval näher untersucht hatten, war von viel grösserer Bedeutung: Sie mussten mit Schrecken feststellen, dass die Deutschen bereits mit Dezimeterwellen arbeiteten – mit just dem Bereich, den sie selbst gerade erst als den geeignetsten ermittelt hatten. Das britische Oberkommando glaubte nun, die deutsche Radartechnik sei schon weiterentwickelt als die englische, was zur Folge hatte, dass die britischen Anstrengungen auf diesem Gebiet verdreifacht wurden. Was man in London zunächst nicht wusste, war, dass die deutsche Forschung nur ein einziges Versuchsgerät für den Dezimeterwellenbereich hatte bauen lassen – eben das von Bruneval – und dass man dieses für wenig geeignet hielt und mit langen Wellen experimentierte. Deshalb mass die deutsche Führung dem britischen Kommandounternehmen vom 27./28. Februar 1942 auch nur geringe Bedeutung bei.

Erst ein halbes Jahr später, als das britische Oberkommando eine sehr verlustreiche grössere Landung bei Dieppe durchgeführt und dabei die deutschen Radaranlagen ausgekundschaftet hatte, wusste man in London endlich Bescheid: Die Deutschen waren auf dem Holzweg; sie hatten sich verrannt in das Gebiet der langen Wellen. Vierzehn Monate nach dem Überfall auf Bruneval, ein halbes Jahr nach dem Unternehmen gegen Dieppe, hatten die Engländer ihr Radar so weit entwickelt, dass sie die grösste Gefahr, die sie bedrohte, in kürzester Zeit beseitigen konnten. Etwa vom April 1943 an konnten sie mit Hilfe des Radar der deutschen U-Boote Herr werden, denen zuvor Hunderte von Versorgungsschiffen und Truppentransportern zum Opfer gefallen waren. Allein im Monat Mai 1943 versenkten sie vierzig deutsche U-Boote, die sich bei Nacht und Nebel völlig sicher gewähnt hatten!

Erst die Beseitigung der U-Boot-Gefahr mit Hilfe des Radar ermöglichte den westlichen Alliierten die Truppenlandungen, zunächst in Nordafrika, dann in Italien und schliesslich in Frankreich, und ausserdem war auch die Versorgung Sowjetrusslands mit amerikanischen Hilfsgütern

sowie mit Waffen, Munition und Ausrüstung aller Art erst gewährleistet, als die Schifffahrtswege gegen U-Boot-Angriffe einigermaßen gesichert waren.

Insofern spielte das Radar – und daher auch der Überfall auf Bruneval – tatsächlich eine für den Sieg der Alliierten über die deutsche Wehrmacht ganz wesentliche Rolle, aber das wussten wir damals natürlich noch nicht.

Allenfalls Erwin ahnte etwas von der enormen Bedeutung der Funkpeil- und -messtechnik, die Anfang 1942 noch in den Kinderschuhen steckte. Das Kommandounternehmen von Bruneval hatte noch ein Nachspiel: Etwa vierzehn Tage später wurde Oberst Kessler, zusammen mit allen anderen in Nordfrankreich stationierten Luftwaffen-Kommandeuren nach Paris befohlen. ‚Krupa‘ fuhr ihn im Chefwagen hin.

Spät in der Nacht war ‚Krupa‘ wieder zurück.

«Stellt euch vor, ich habe unseren Reichsmarschall mit eigenen Augen gesehen!» berichtete er. «Er ist noch dicker, als ich ihn mir vorgestellt hatte, und er trug einen Zobelmantel, ein Mittelding zwischen einem Mantel, wie ihn ‚Herrenfahrer‘ vor dem Ersten Weltkrieg trugen, und der Aufmachung einer grossen Kurtisane in der Renaissance ... An den Fingern hatte er Ringe mit Brillanten und Rubinen, und ausserdem war er geschminkt!»

«Um was ging es denn bei dieser Besprechung?» erkundigte sich Erwin. «Wenn Göring persönlich erschienen ist, muss es doch etwas sehr Wichtiges gewesen sein ...»

«Weshalb der Herr Reichsmarschall nach Paris gekommen ist, kann ich dir genau sagen», antwortete ‚Krupa‘ und grinste. «Alle Fahrer wussten darüber Bescheid und haben sich ungeniert und ausführlich darüber unterhalten: Er hat Museen und Sammlungen geplündert. Kistenweise sind Gobelins, Teppiche, wertvolle Möbel und Porzellane verladen worden ... Bei der Kommandeursbesprechung war ich natürlich nicht dabei. Aber soweit ich weiss, war das nur ein Vorwand für das andere. Er soll die versammelten Generale und Obersten zu grösserer Wachsamkeit ermahnt haben – wegen der britischen Aktion am Cap d’Antifer ... Übrigens, er hat auch ein paar Orden verliehen! Unser Alter hat für sein rasches Eingreifen und die dabei bewiesene Umsicht das Deutsche Kreuz in Gold bekommen, und unsere Flugmeldezentrale ist ebenfalls ausgezeichnet worden ...»

«Nanu», staunte Erwin, «wie denn?»

«Der Oberst hat ein EK I für unseren Major Zobel mitgebracht!»

Wir mussten lachen. Major Zobel war zur Zeit des Überfalls auf Brunelval auf Heimaturlaub gewesen.

«Immerhin», meinte Erwin, «das gibt bestimmt ein paar Tage Sonderurlaub für die, die tatsächlich in der Nacht hier Wache hatten ...»

## 11. Wie sich die Menschen an Hoffnungen klammerten

«Die verfluchten Engländer», hatte mein Onkel Karl gesagt, «sind jetzt zum Glück fast am Ende. Bald geht ihnen die Luft aus! Es kann nur noch ein paar Wochen dauern, und dann werden sie den Führer um Frieden bitten müssen! Dann ist es endgültig vorbei mit den Terrorangriffen!» Seine Hoffnung gründete sich, wie er mir dann erklärt hatte, vor allem auf die Erfolge der deutschen U-Boote im Atlantik. Sie hatten allein im Monat Februar 1942 mehr als siebenzig Handelsschiffe und Tanker mit einer Gesamttonnage von fast vierhunderttausend Bruttoregistertonnen versenkt.

«Die Engländer haben kaum noch etwas zu essen», hatte Onkel Karl gesagt und sehr vergnügt hinzugefügt: «Ihre Flugzeugproduktion ist so stark zurückgegangen, dass sie die allnächtlichen Verluste, die unsere Luftabwehr ihnen zufügt, schon längst nicht mehr ausgleichen können! Es fehlt ihnen an allem und jedem, besonders aber an Flugbenzin ...»

Genüßlich hatte er mir dann den Niedergang des britischen Weltreichs beschrieben: Schon im Dezember 1941 war Hongkong, am 15. Februar 1942 auch die als uneinnehmbar geltende Seefestung Singapur von den Japanern erobert worden, die damit Südostasien, den Indischen Ozean und den westlichen Pazifik beherrschten. Das Mittelmeer war zu einem deutsch-italienischen Binnengewässer geworden; nur die Insel Malta hielt noch den deutschen Luftangriffen stand, würde aber sicherlich in Kürze kapitulieren müssen. In Nordafrika griff Rommel wieder an und würde bestimmt bald ganz Ägypten und den Suezkanal erobern ...

«Dann ist es mit dem Empire aus», hatte Onkel Karl gesagt, «und ohne Kolonien, ohne den ständigen Strom von Rohstoffen und Nahrung wird England zugrunde gehen. Wir werden keinen einzigen Landser zu opfern brauchen, um das Inselreich zu erobern. Die Briten werden sich dann ohne Kampf unterwerfen und froh sein, wenn wir ihre Versorgung übernehmen ...»

«Meinst du wirklich, wir müssten dann die Engländer miternähren?»  
hatte ich Onkel Karl gefragt.

Die Antwort war ihm sichtlich schwergefallen.

«Man kann sie nicht verhungern lassen – es sind schliesslich Angelsachsen, nordische Menschen», sagte er. «Aber Churchill und alle, die an den Terrorangriffen auf unsere Städte mitschuldig sind, werden vorher zur Rechenschaft gezogen werden! Das ist selbstverständlich!»

Der Hass meines Onkels auf die Engländer hatte keinen anderen Grund als die Tatsache, dass er seit dem 24. August 1940, als die Royal Air Force zum erstenmal Berlin bombardiert hatte, immer und immer wieder um seinen Schlaf gebracht worden war. Zwar hatte die R.A.F. keineswegs schon Nacht für Nacht Angriffe auf die Reichshauptstadt geflogen, wie es von 1943 an dann der Fall war. Aber als ‚Abschnittsleiter‘ des Luftschutzes wurde er von jedem auch nur *möglichen* Anflug auf Berlin, selbst einzelner Aufklärer, sofort verständigt, und dann war es mit seiner – und mit Tante Elsbeths – Nachtruhe vorbei. Es war vor allem Tante Elsbeth, die Onkel Karl so nervös machte. Sie bestand darauf, dass er sich auch bei blosser Vorwarnung sofort die Uniform anzog und natürlich auch die Stiefel, was er als besonders lästig empfand, und ausserdem machte Tante Elsbeth, selbst wenn die englischen Maschinen noch dreihundert Kilometer entfernt und ihre voraussichtlichen Ziele noch unbestimmt waren, bereits Anstalten, sich auf den Dachboden zu begeben, um dort Brandwache zu halten, obwohl ihr der Arzt dies streng verboten hatte.

So war Onkel Karl, sonst ein sehr ruhiger, ausgeglichener Mensch, immer nervöser und gereizter geworden. Seine ganze Hoffnung richtete sich auf den – ihm von der NSDAP-Gauleitung als ‚nahe bevorstehend‘ prophezeiten – Zusammenbruch Englands. Er führte auch Buch über alle gemeldeten Abschüsse von britischen Flugzeugen, die der deutschen Flak oder den Nachtjägern gelungen waren, und er versuchte sich auszurechnen, wann die Einflüge endlich aufhören würden.

So war es für ihn ein furchtbarer Schlag, als sich in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1942 alle seine Berechnungen, erst recht die Prognosen der Gauleitung, als falsch erwiesen. Denn in jener Nacht flog die britische Luftwaffe einen Angriff, wie es ihn bis dahin noch nicht gegeben hatte: Weit über tausend Bombenflugzeuge – eine Anzahl, die ganz Deutschland mit Staunen und Schrecken erfüllte – griffen in dieser Nacht, zwar nicht Berlin, aber Köln, die fünftgrösste Stadt des «Grossdeutschen Rei-

ches» anderthalb Stunden lang an. Die ersten Geschwader warfen nur Brandbomben, die nächsten Sprengbomben, dann folgten weitere Angriffe mit Brandbomben und Phosphorkanistern, und zum Abschluss wurden schwerste Sprengbomben und Luftminen abgeworfen.

In dieser einen Nacht versank der alte Stadtkern von Köln in Schutt und Asche, wurden auch die umliegenden Stadtviertel und die Vororte beiderseits des Rheins aufs schwerste getroffen. Über zweitausend Grossbrände und etwa 5'500 Einzelbrände wüteten in der Stadt. Nahezu zwanzigtausend Wohnungen und mehr als zweitausend Betriebe wurden vollständig vernichtet. Die Bevölkerung hatte einige hundert Tote und über fünftausend Verletzte zu beklagen.

Der Flakgürtel rings um Köln, das zuvor schon etwa siebzigmal von kleineren britischen Bomberverbänden angegriffen worden war und der sich dabei als wirkungsvolle Abwehr erwiesen hatte, war gegen diese gewaltige Massierung von Bombern jedoch machtlos gewesen. Die geringe Anzahl von Abschüssen hatte Onkel Karl fast noch härter getroffen als die Tatsache, dass der angeblich schon am Boden liegende Feind zu einem so riesigen Aufgebot von Flugzeugen noch imstande war.

Erst lange nach dem Krieg erfuhren wir, dass das britische Bomberkommando im Mai 1942 nur über knapp vierhundert einsatzbereite Maschinen verfügt hatte. Die übrigen mehr als sechshundert Bombenflugzeuge, die gegen Köln eingesetzt worden waren, hatte Luftmarschall Arthur Harris von überall her zusammengeholt: aus der Reserve, aus Werkstätten, Übungsmaschinen aus den Fliegerschulen mitsamt ihren kaum ausgebildeten Besatzungen, nagelneue, noch gar nicht erprobte Maschinen direkt aus den Flugzeugfabriken und sogar – gegen den heftigen Widerstand der Admiralität – auch einige vom Standpunkt der Marine aus unentbehrliche Bomber des U-Boot-Jagdkommandos.

Es war ein sehr riskantes Unternehmen, auf das sich das britische Bomberkommando einliess, allein schon deshalb, weil alle noch in der Ausbildung stehenden Piloten, Navigatoren, Funker, Bordschützen und -mechaniker samt ihren Fluglehrern diesen Tausend-Bomber-Angriff mitfliegen mussten. Hätte die deutsche Flugabwehr den Grossteil der britischen Maschinen abgeschossen, so wäre Englands dezimierte Bomberflotte ohne Nachwuchs, ohne Ausbilder, ohne Reserven gewesen. Doch der Plan gelang; die Verluste der Engländer waren ungewöhnlich

gering. Die Wirkung des massierten Angriffs aber war weit grösser als die aller früheren Angriffe auf Köln, die mit insgesamt mehr als der doppelten Anzahl von Bombenflugzeugen geflogen worden waren. So wurden die ‚Tausend-Bomber-Angriffe‘ in den folgenden Tagen, Wochen und Monaten fortgesetzt, zunächst und mit wechselndem Erfolg gegen Bremen, Frankfurt und Essen, bis solche Grossangriffe auf die Wohnviertel der deutschen Städte etwa vom Sommer 1943 an zum fast alltäglichen Trauma wurden.

Meinem Onkel Karl hatte bereits der erste ‚Tausend-Bomber-Angriff‘ auf Köln alle Illusionen zerstört. Er schien mir völlig verändert, als er mich, Anfang Juni 1942, vom Bahnhof abholte. Ich hatte nur eine Woche Urlaub und war auf einen Tag nach Berlin gekommen. Eigentlich hatte ich Onkel Karl und Tante Elsbeth diesmal gar nicht besuchen wollen und war sehr überrascht, ihn am Bahnhofoausgang auf mich warten zu sehen. «Ich habe vorhin mit deiner Mutter telefoniert», sagte er zur Erklärung. «Ich wollte mit dir reden ...» Und nachdem wir uns aus der Menge am Bahnhof etwas entfernt hatten, fügte er leise hinzu: «Was meinst du: Wie lange wird dieser verdammte Krieg noch dauern?»

Ich sah ihn wohl etwas erstaunt an, denn er sagte dann: «Du brauchst nicht drum herumzureden – wir sind ja allein ... Ich habe deine Tante absichtlich zu Hause gelassen, damit sie sich nicht unnötig aufregt. Sie glaubt ja noch immer an den Endsieg ...»

«Nanu», sagte ich, «glaubst du das denn nicht mehr?!»

Er schüttelte den Kopf.

Ich erfuhr dann von ihm, dass ihm bereits die Grossoffensive der vorher vom ‚Führer‘ selbst als ‚erledigt‘ bezeichneten Roten Armee im Dezember 1941 viel Kopfzerbrechen gemacht habe; dass er von der Kriegserklärung an die USA sehr erschreckt worden war. Er hatte 1928 eine Reise durch die Vereinigten Staaten gemacht und war von deren gewaltiger wirtschaftlicher Kraft tief beeindruckt gewesen. Aber den Rest seines Glaubens hatte ihm der jüngste ‚Tausend-Bomber-Angriff‘ auf Köln geraubt. Er war ja dabeigewesen, als Hermann Göring zu Beginn des Krieges geprahlt hatte, nie würde ein feindliches Flugzeug nach Deutschland eindringen können, ohne abgeschossen zu werden; er, Göring, wolle ‚Meyer‘ heissen, wenn das den Feinden je gelänge ... Und erst vor vierzehn Tagen war ihm und allen anderen versammelten ‚Amtswaltern‘ der Partei von Goebbels versichert worden, England wäre am

Ende, die britische Luftwaffe zu keinem weiteren ‚Terrorangriff‘ mehr fähig ...

Nun war sein Glaube an die Führung und den immer wieder versprochenen baldigen Endsieg einer tiefen Skepsis gewichen; er zweifelte, ob Deutschland diesen Krieg überhaupt noch gewinnen könnte.

Ich sagte ihm, wir, meine Eltern und ich, hätten von Anfang an nie einen Zweifel daran gehabt, dass die Nazis den Krieg verlieren würden. Ich sagte absichtlich ‚die Nazis‘, aber Onkel Karl nahm diese Respektlosigkeit ohne Widerrede hin. Er meinte nur: «Die Niederlage wird uns alle treffen ...», und da ich dagegen nichts einwenden konnte, fuhr er fort: «Die Frage ist nur, wie lange dieses sinnlose Blutvergiessen noch weitergehen wird ... Was meint ihr dazu? Und wie geht es übrigens deinem Vater?»

Es war das erstmal seit Kriegsausbruch, dass er sich nach meinem Vater erkundigte, der glücklicherweise auf einer Auslandsreise gewesen war, als sich die Gestapo Ende 1938 nach ihm erkundigt hatte. Er war daraufhin nicht zurückgekehrt.

«Er ist nicht mehr in London», sagte ich, «sondern in Australien. Es geht ihm den Umständen nach ganz gut. Wir haben öfter mal Post von ihm – über das Rote Kreuz ... Hoffentlich greifen die Japaner nicht auch Australien an ... In seinem letzten Brief, der zu Ostern kam, schrieb er uns übrigens, er hoffe, in spätestens zwei Jahren wieder zu Hause zu sein.»

Onkel Karl seufzte.

«Das ist eine lange Zeit – hoffentlich erleben wir es noch, dass wieder Frieden herrscht...»

«Wie geht es Gudrun und ihrem Mann?» erkundigte ich mich.

Onkel Karl seufzte wieder.

Vielleicht war ihm inzwischen auch klargeworden, dass sich Gudruns Vermählung mit einem SS-General bei einer Niederlage als verhängnisvoll erweisen könnte.

«Sie ist im Augenblick hier», sagte Onkel Karl. «Nur für ein paar Tage, weil sie der Professor noch einmal untersuchen will. Wenn er keine Komplikationen befürchtet, wird sie die letzten Monate der Schwangerschaft in Bad Tölz verbringen. Horst-Eberhard hat dort ein Landhaus gekauft – damit sie Ruhe vor den Terrorangriffen hat. Sie nimmt das polnische Personal mit und eine ausgebildete Krankenschwester als Pflegerin ...»

Er erzählte noch eine Weile lang, aber ich hörte kaum noch zu. Mir war ein Einfall gekommen.

Sobald sich eine Gelegenheit bot, erkundigte ich mich: «Sag mal, Onkel

Karl, so eine private Krankenschwester trägt doch besondere Kleidung – muss sie dafür auch Punkte von der Kleiderkarte geben?»

Onkel Karl sah mich erstaunt an.

«Ach was – die werden eingekleidet wie Soldaten, ohne Punkte natürlich. Wir haben beim Luftschutz ein eigenes Lager ... Aber wieso willst du das wissen?»

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte: «Ich brauche eine komplette Schwestertracht, Onkel Karl, und frag mich bitte nicht, für wen und wozu. Kannst du mir eine bis morgen besorgen? Grösse 44 – es ist für einen guten Zweck, und niemand wird je etwas davon erfahren, dass du ...»

Er starrte mich entgeistert an, schluckte schwer und brummte dann: «Also, meinnetwegen – morgen früh um 10 Uhr ... Reicht dir das?»

Ich nickte, suchte noch nach den passenden Worten, ihm meine Dankbarkeit auszudrücken, da fuhr er fort: «Sag lieber nichts mehr – ich will gar nichts wissen! Es handelt sich ja sicherlich um – um eine – na ja, du weisst ja, was ich meine ...!»

«Ja, Onkel Karl, darum handelt es sich ...». Dann gab ich ihm einen Zettel mit den Angaben, die er noch brauchte.

Er räusperte sich umständlich und sagte: «Also, gut – morgen früh um 10 Uhr, hier am Savignyplatz, an der Bank da – den Koffer kannst du behalten ...»

Dann wechselte er abrupt das Thema: «Horst-Eberhard ist ganz aus dem Häuschen – wegen der Sache in Prag ... Er rechnet damit, dass man ihm einen Teil der Aufgaben überträgt, die sein Vorgesetzter hatte ...»

«Ist er tot?»

«Ja, heute früh ist er den schweren Verletzungen erlegen. Es ist eine Sepsis hinzugekommen ...»

Es war Onkel Karl nicht anzumerken, wie er darüber dachte. Für mich aber war die Nachricht von Wichtigkeit, denn es war anzunehmen, dass Gestapo und SS blutige Rache nehmen und ihre Wachsamkeit noch verstärken würden. Denn bei ‚der Sache in Prag‘ handelte es sich um ein Attentat, dem Reinhard Heydrich, der 38jährige SS-Obergruppenführer und General der Polizei, Chef des Reichssicherheitshauptamts und stellvertretender ‚Reichsprotector von Böhmen und Mähren, am 27. Mai 1942 zum Opfer gefallen war. Heydrich, der langjährige Chef des SD und der Gestapo, war der Hauptverantwortliche für alles, was diese Organisationen in Deutschland und in den besetzten Gebieten anrichteten,

nicht zuletzt auch für die Greuelthaten der ‚Einsatzgruppen‘ in Polen und den eroberten sowjetischen Gebieten gewesen. Seit dem 20. Januar dieses Jahres war er auch – aber das wusste ich damals noch nicht – der oberste Beauftragte für die sogenannte ‚Endlösung der Judenfrage‘. Nun hatten also zwei tschechische Offiziere für ihn, den Chefhenker des ‚Dritten Reiches‘, die ‚Endlösung‘ herbeigeführt, «den natürlichsten Tod, den ein ‚Bluthund‘ wie er sterben konnte» – so äusserte sich dazu Thomas Mann wenige Tage später im Londoner Rundfunk, und er fügte hinzu: «Hat je ein Mensch von der Art Heydrichs anders geendet? Ist nicht ein Tod, wie er ihn fand, das selbstverständlichste Ding von der Welt, ein einfaches Berufsrisiko und eine trockene Wahrscheinlichkeit, deren Erfüllung kein mit menschlicher Logik begabtes Wesen überraschen, geschweige denn ausser sich bringen kann?»

Nun, mich hatte die Nachricht von dem Attentat auf Heydrich sehr überrascht, und als ich nun von Onkel Karl erfahren hatte, dass Heydrich nach tagelanger Agonie seinen Verletzungen erlegen war, empfand ich eine tiefe Befriedigung. Ich musste an Erwin und dessen von Heydrichs Leuten zum Krüppel gefolterten Vater denken. Wir hatten uns in Caudebec-en-Caux einige Flaschen vom besten Champagner zurückgelegt – für ganz besondere Gelegenheiten. Ich war sicher, dass Erwin bei meiner Rückkehr aus dem Urlaub eine davon öffnen und wortlos mit mir anstossen würde, ehe er auch ‚Krupa‘ und dem Doppeldoktor einschenkte.

Onkel Karl riss mich aus meinen Gedanken, indem er sagte: «Lass dir nichts anmerken, wenn wir gleich von Tante Elsbeth damit empfangen werden, dass «dieser grosse, wunderbare Mensch» von uns gegangen ist. Sie kann die Nachricht gerade erst gehört haben und ist bestimmt von Trauer überwältigt...»

Ich warf ihm einen Blick zu, aber sein Gesicht war ausdruckslos. «Hoffentlich», dachte ich, «hält er Wort und besorgt die Sachen bis morgen früh ...»

Dann fiel mir noch etwas ein: «Sag mal, Onkel Karl, ich wüsste einen netten Hund für euch – ihr wolltet doch schon immer einen haben ...?»

«Tante Elsbeth wünscht sich einen – aber jetzt, wo die Ernährung immer schwieriger wird ...?! Was ist es denn für ein Hund?» «Ein Drahthaarfox – ein reizender Kerl und sehr gut erzogen. Anderthalb Jahre alt und absolut stubenrein ...»

«Ich weiss nicht...», begann Onkel Karl, aber ich sagte rasch: «Ich bringe ihn morgen früh mit – im Austausch, sozusagen ... Tante Elsbeth wird

begeistert davon sein – Maxi heisst er. Denn wenn ihr ihn nicht nehmt, muss ich ihn ins Tierheim bringen ... Übrigens, er hat sogar eine Lebensmittelkarte, und sie gilt noch bis zürn nächsten Frühjahr. Nur bei der Hundesteuer solltest du ihn besser neu anmelden ...»

«Na gut», sagte Onkel Karl.

Wahrscheinlich ahnte er, dass der Drahthaarterrier Maxi vor der Illegalität bewahrt werden musste: Vor knapp drei Wochen, am 15. Mai 1942, war den noch in Deutschland lebenden Juden das Halten von Haustieren aller Art verboten worden. Selbst Goldfische, Kanarienvögel und Schildkröten fielen unter dieses – eine blossе Schikane darstellende – Verbot, dessen Übertretung ‚mit staatspolizeilichen Massnahmen geahndet‘ wurde, wie es in der Verordnung hiess. Heydrich hatte sie noch vor seinem Tode erlassen, und wie ich später von Onkel Karl hörte, der es wiederum ‚aus erster Hand‘, nämlich von seinem Schwiegersohn, dem SS-Gruppenführer, wusste, hatte Heydrich als nächsten den Juden das Halten von Pflanzen aller Art verbieten wollen, denn er liebte es, seine Opfer lange zu quälen und zu demütigen, ehe er sie ermorden liess. Seine letzte Massnahme gegen die jüdische Bevölkerung, die zwei Tage nach dem Prager Attentat in den Zeitungen veröffentlicht wurde, hatte folgenden Wortlaut:

1. Juden, die zum Tragen des Kennzeichens (Judenstern) verpflichtet sind, ist jede Inanspruchnahme von Friseuren (in Läden, Wohnungen usw.) verboten.
2. Ausgenommen von diesem Verbot ist die Bedienung durch jüdische Friseure.
3. Diese Anordnung tritt mit ihrer Veröffentlichung in Kraft.
4. Zuwiderhandlungen werden mit staatspolizeilichen Massnahmen geahndet.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr ging ich mit Maxi die Kantstrasse entlang zum Savignyplatz. Onkel Karl, der schon auf mich wartete, fand sofort Gefallen an ihm, streichelte ihn und versprach dem kleinen Foxterrier, dass er es gut haben sollte. Den Koffer schien er für den Augenblick ganz vergessen zu haben, aber ich hatte schon von Weitem gesehen, dass er hinter der Parkbank stand, und war beruhigt. In wenigen Minuten würde aus Frau Irene Herz, die in einem Zimmer hinter einem Zigarettenladen an der Oranienburger Strasse auf mich wartete, «Schwester Maximiliane» werden, und damit war sie zunächst einmal gerettet und vor weiterer Verfolgung sicher.

Und das ist die Geschichte der Frau Herz, so wie sie sie später nieder-

schrieb, ehe sie mit einem der ersten von der UNRRA\* organisierten Transporte im Frühherbst 1945 Deutschland verliess: «Ich, Irene Herz geborene Glogauer, bin am 2. Juni 1902 in Stettin geboren. Meine Eltern hatten dort ein gutgehendes Schuhgeschäft in bester Lage. Sie waren allein durch eigenen Fleiss wohlhabende Leute geworden. Das Haus in der Schützenstrasse, in dem das Geschäft und im ersten Stock unsere Wohnung war, gehörte ihnen.

Mein Vater war ein in der Stadt angesehener Mann, jahrelang im Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde, aber auch nationalliberaler Stadtverordneter sowie Vorstandsmitglied der Industrie- und Handelskammer.

Ich war das jüngste von fünf Kindern. Mein ältester Bruder, Fritz, der Jurist werden sollte, fiel 1914 als Kriegsfreiwilliger. Auch Willi, mein Zweitältester Bruder, starb 1917 an seinen schweren Verwundungen als Frontsoldat. Heinz, der Drittälteste, wurde Anfang 1918 eingezogen, kam aber nicht mehr an die Front, sondern auf die Heeresfliegerschule und überlebte den Krieg; er studierte dann in Berlin Literatur- und Theaterwissenschaft. Mein jüngster Bruder, Philipp, nur ein Jahr älter als ich, starb schon als Kind an Diphtherie. So bin ich nach dem Weltkrieg, an dem von 1916 an auch mein Vater als Unteroffizier beim Landsturm teilgenommen hatte, das einzige Kind im Haus gewesen und wurde von meinen Eltern sehr verwöhnt. Ich besuchte eine sogenannte Höhere Töchterschule und brauchte im Geschäft nicht zu helfen, während meine Eltern dort beide von früh bis spät tätig waren.

1927 – ich war vierundzwanzig Jahre alt – besuchte ich mit meiner Mutter meinen Bruder Heinz in Berlin und lernte dort einen seiner

Freunde kennen, Max Herz, meinen späteren Ehemann. Heinz war inzwischen bei einer grossen Zeitung als Feuilletonchef und Theaterkritiker tätig, hatte ein gutes Einkommen und einen grossen Bekanntenkreis, in den er mich einführte, darunter auch bei Familie Herz, einer alteingesessenen und sehr wohlhabenden Familie. Ich fühlte mich dort sehr wohl, und als Max Herz, der gerade seine Approbation als Arzt erhalten und eine Praxis in Wilmersdorf eröffnet hatte, mir einen Heiratsantrag machte, willigte ich ein, und auch meine Eltern waren einverstanden, obwohl sie sich nur schwer von mir trennen mochten. Im November 1927 heirateten wir in Berlin. Es war eine sehr schöne Hochzeit, und mein Vater hielt eine Rede, die mir unvergesslich geblieben ist. Mein Bräutigam, acht Jahre älter als ich, hatte im Weltkrieg den linken Arm verloren. Ausserdem litt er

\* UNRRA, engl. Abkürzung der UNO-Flüchtlings- und Hilfsorganisation

noch an den Folgen eines Lungensteckschusses. Darauf spielte mein Vater in seiner Ansprache an: Ich, die Tochter einer Familie, die dem Vaterland so viele Opfer gebracht habe, müsse meinem Ehemann, der nicht minder patriotisch gehandelt habe, den Arm ersetzen und ihm im ganzen Leben eine gute Stütze sein. Das bin ich auch gewesen, bis zu seinem frühen Tode. Er starb 1932 an den Spätfolgen seiner Kriegsverletzungen, und so blieb ihm, der immer ein guter, treusorgender Ehemann war, viel Leid erspart.

Unsere knapp fünfjährige Ehe war recht glücklich. Die Praxis meines Mannes ging sehr gut, auch in den Jahren der schweren Wirtschaftskrise. Wir hatten zwei Kinder, eine Tochter, Hanni, die 1928 zur Welt kam, und einen Sohn, Klaus, geboren im Dezember 1929. Unser einziger Kummer war, dass unsere Hanni, wie sich im letzten Lebensjahr meines Mannes zeigte, in ihrer geistigen Entwicklung keine Fortschritte machte. Sie war ein körperlich gesundes, sogar bildhübsches Mädchen, aber alle Bemühungen, durch ärztliche Behandlung und besondere Betreuung in Montessori-Kindergärten, ihre gestörte geistige Entwicklung zu fördern, blieben vergebens. Ich musste das Kind 1940, als ich dienstverpflichtet, das heisst: zur Zwangsarbeit in einem Betrieb im Osten der Stadt eingezogen wurde, in einem Heim unterbringen. Schon sechs Wochen später erhielt ich die Nachricht, dass Hanni verstorben sei. Ich bin sicher, dass man sie umgebracht hat, denn auch die Eltern anderer jüdischer Heimkinder erhielten fast zur gleichen Zeit eine Benachrichtigung vom Tod ihrer Jungen und Mädchen.

Das Jahr 1933 war für mich am allerschwersten. Ohne Ehemann, mit zwei kleinen Kindern, von denen das eine behindert war, in den meisten praktischen, zumal in finanziellen Dingen unerfahren und, weil nun alle Verwandten ihre eigenen Sorgen hatten, ziemlich auf mich allein gestellt, erlebte ich den Zusammenbruch der Welt, in der ich aufgewachsen war. Plötzlich sollten wir, die wir jüdischer Religion oder auch nur jüdischer Abstammung waren, keine Deutschen mehr sein!

Mein Bruder Heinz verlor seine Stellung bei der Zeitung. Er durfte auch für kein anderes deutsches Blatt mehr schreiben. Seine ‚arischen‘ Freunde und Kollegen rieten ihm, Deutschland zu verlassen. Sie sagten, Heinz habe sich als Kritiker ‚zu sehr exponiert‘. Mein Bruder ging dann nach Wien, wo er sich eine bescheidene Existenz schaffen konnte. Er arbeitete als Lektor in einem Theaterverlag, schrieb nebenher als freier Mitarbeiter Kritiken und Rezensionen und fertigte Übersetzungen an.

Nach dem «Anschluss» Österreichs wurde er sofort entlassen, und es ging ihm dann wirtschaftlich und gesundheitlich sehr schlecht. Ich schickte ihm ab und zu etwas Geld, zum letztenmal im Oktober 1939. Da kam die Sendung zurück mit dem Vermerk ‚Empfänger unbekannt verzogen‘. Von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien erfuhr ich dann auf Anfrage, dass mein Bruder mit einem der ersten Transporte ins ‚Generalgouvernement ausgesiedelt‘ worden sei und dort einen «Arbeitsunfall» erlitten habe, an dessen Folgen er im Dezember 1939 verstorben wäre.

Unseren Eltern in Stettin ist es nicht besser ergangen. Sie, die dem Vaterland zwei Söhne geopfert hatten, mussten schon 1933 erleben, dass man ihnen auf die Schaufenster ihres Geschäfts Plakate klebte: ‚Deutsche! Kauft nicht bei diesen jüdischen Volksverrättern!‘

Mein Vater verkaufte Ende 1933 das Geschäft, weit unter Wert. Er hoffte, von dem Erlös und den Mieteinnahmen des Hauses still und bescheiden leben zu können, bis einmal wieder bessere Zeiten kämen. Im November 1938, in der sogenannten «Kristallnacht», wurde die Wohnung meiner Eltern von jungen Burschen vollständig verwüstet und zerstört. Meine Mutter erlitt einen Herzanfall, von dem sie sich nur langsam wieder erholte. Mein damals 63jähriger Vater wurde nach Sachsenhausen ins Konzentrationslager verschleppt. Dort ist er ums Leben gekommen. Er wurde mit Hundepeitschen erschlagen, weil er sich geweigert hatte zu sagen: «Ich bin ein dreckiger Jude, der in Deutschland nichts zu suchen hat!» Ich weiss das von einem Mitgefangenen meines Vaters, der diese Leidenszeit überstanden hat und nach Stettin zurückgekehrt ist.

Ich wollte dann mit meinen Kindern nach Stettin, zu meiner Mutter, zurückkehren. Aber sie selbst und alle Freunde und Bekannten rieten mir dringend davon ab, weil es dort noch schlimmer wäre als in Berlin.

Im Februar 1940 wurde meine arme Mutter, die von einer schweren Grippe noch nicht genesen war, zusammen mit allen anderen Stettiner Juden nach Polen deportiert. Um 3 Uhr nachts wurde sie aufgefordert, sofort ihre Wohnung zu räumen. Sie durfte nur einen Handkoffer mit dem Nötigsten mitnehmen. Unter Zurücklassung der letzten Habe und nach «freiwilligem» Verzicht auf unser Haus, den sie schriftlich erklären musste, brachte man sie zum Güterbahnhof zur «Verladung». Dort traf sie alle unsere Verwandten und Freunde, die noch in Stettin lebten. Von den dreizehn Familienangehörigen war die Älteste, Mutters Tante Selma, 86, die Jüngsten waren Vaters Nichte, Hilde Löwenstein, mit ihren

beiden Kindern, der dreijährigen Katja und dem sechs Monate alten Michael.

Jeder der mehr als dreizehnhundert Personen wurde ein Pappschild um den Hals gehängt mit dem Namen und einer Nummer. Man unterzog dann noch alle einer gründlichen Leibesvisitation und nahm ihnen Geld, Schmuck, selbst Fotos und kleine Andenken und sogar allen Reiseproviand ab. Noch vor Tagesanbruch mussten sie den bereitstehenden Zug besteigen, der sie nach Polen brachte. Wie ich später von einem Rechtsanwalt, der mit meinem Vater gut bekannt gewesen war und den man zum Treuhänder für das beschlagnahmte jüdische Vermögen eingesetzt hatte, aus Stettin erfuhr, ist meine Mutter schon am nächsten Tag, auf einem nächtlichen Fussmarsch bei bitterster Kälte zu einem Dorf in der Nähe von Lublin, ums Leben gekommen. Auch meine ganze übrige Familie ist in den folgenden Wochen dort zugrunde gegangen. Ich arbeitete zu dieser Zeit als Hilfsarbeiterin in einem Elektrobetrieb. Ich war dienstverpflichtet und musste Spulen wickeln. Der Meister, ein strammer Nazi, behandelte mich wie eine Aussätzige. Die Suppe, die es mittags gab, durften alle anderen, auch die Polen, an einem Tisch essen. Ich musste mich damit auf die Kellertreppe setzen. Im Herbst 1941 wurde ich ‚freigestellt‘ und kam im Jüdischen Krankenhaus in der Auguststrasse als Sekretärin unter. Ich bekam dort auch ein Zimmer für mich und meinen Jungen. Ich durfte sogar unseren kleinen Hund mitbringen, an dem mein Klaus mit grosser Liebe hing. Einer der Chefärzte, der mit meinem Mann befreundet gewesen war, hatte mir diese grossen Erleichterungen verschafft.

Acht Monate lang, bis zum 2. Juni 1942, lebte ich dort mit Klaus und habe mich recht wohl gefühlt. Es gab viel Arbeit, und ich konnte bald vieles selbständig erledigen. Mein Chef war sehr rücksichtsvoll und freundlich. Wir verstanden uns wirklich sehr gut. Einmal fragte er mich, warum ich nicht aus Deutschland ausgewandert sei, als dies noch möglich war. Ich sagte ihm, dass ich niemals ernsthaft an Emigration gedacht hätte. Wohin hätte ich auch gehen sollen?

Ich hatte keine Verwandten im Ausland, auch keine guten Freunde. Ich wäre hilflos gewesen ohne Geld, ohne Sprachkenntnisse, ohne erlernten Beruf. Wie hätte ich mich mit zwei kleinen Kindern in der Fremde durchschlagen sollen?

Auch nach Palästina hätte ich nicht auswandern wollen. Meine Eltern und auch mein verstorbener Mann hatten die Zionisten stets abgelehnt. Seit meiner Heirat hatte ich am jüdischen Gemeindeleben nicht mehr

teilgenommen, auch nicht an den höchsten Feiertagen. Wir waren nicht religiös und beachteten weder die Speise- noch die Sabbatvorschriften. Wir assen Wurst, Schinken und Schweinebraten wie jede andere deutsche Familie, und mein Mann hatte seine Praxis auch am Sonnabend geöffnet. Wir fühlten uns mit dem Judentum nur noch sehr lose verbunden, und ich hätte mir ein Leben in Palästina, womöglich unter lauter frommen Juden, gar nicht vorstellen können.

Mein Chef hatte dazu gemeint, es gäbe doch auch nichtreligiöse, sozialistische Zionisten. Ich gestand ihm, dass ich gegen die Sozialisten eher noch mehr Vorurteile hätte. Ich wüsste wohl, dass sie als einzige noch Widerstand gegen Hitler geleistet und schwerste Verfolgungen erlitten hätten, aber ich wollte mit den Roten nichts zu tun haben. Er lachte darüber und sagte, ich wäre wohl nur gegen die Roten, weil ich deutschnational erzogen worden wäre, und vielleicht bewunderte und beneidete ich im Stillen sogar die nicht jüdischen Antifaschisten. Anders als wir Juden, denen weder Taufe noch die aufrichtigsten Bekenntnisse zum deutschen Volk etwas nützten, brauchten die Roten nur ihre Gesinnung aufzugeben und sich einzuordnen. Dann hätten sie nichts mehr zu befürchten.

Ich habe gründlich darüber nachgedacht, und ich glaube, mein Chef hatte recht. Wäre von mir nur ein Lippenbekenntnis zu Hitler gefordert worden, um aller Bedrückungen und Verfolgungen ledig zu sein, so hätte ich es abgelegt und mich streng loyal verhalten. Ich glaube, meine Eltern und auch mein Bruder Heinz, der bis 1933 für eine Zeitung des deutschnationalen Hugenberg-Konzerns gearbeitet hat, wären wohl auch dazu bereit gewesen.

Natürlich sahen wir das, was seit Hitlers Machtergreifung geschehen war, als ein nationales Unglück und eine Schande für Deutschland an. Und wir fühlten uns doppelt getroffen, einmal als Deutsche, die sich schämten für das, was geschah, zum andern als Juden, die das Unglück mit besonderer Härte getroffen hatte. Das war eigentlich mehr, als man ertragen konnte, aber ich hatte dennoch damals, vor dem 2. Juni 1942, noch nicht die Hoffnung aufgegeben, dass sich für meinen Klaus und mich bald alles wieder zum Guten wenden würde.

An diesem 2. Juni, meinem vierzigsten Geburtstag, sollte ich vormittags für meinen Chef eine dringende Besorgung machen. Ich musste schon vor 7 Uhr früh, bevor die Praxis geöffnet wurde, bei einem ‚arischen‘ Arzt in Lichterfelde ein Medikament abholen, das sonst nicht zu bekommen war. Dieser Kollege meines Chefs half uns mitunter heimlich,

vor 5 Uhr früh mit dem Fahrrad los, um nur ja pünktlich in Lichterfelde zu sein. Die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel war uns seit April 1942 verboten ...

Nachdem ich das Medikament abgeholt hatte, besuchte ich auf dem Rückweg meine Freundin Lilo. Gegen halb acht Uhr war ich an der Ecke Landhausstrasse, wo sie wohnte, und ich sah ihren Mann aus dem Haus kommen und zur Strassenbahn gehen. Ich wartete, bis er eingestiegen war, und ging dann rasch ins Haus, wo mich niemand sah. Ich wollte ihnen mit meinem Judenstern am Kleid keine Unannehmlichkeiten machen. Lilo war zwar auch aus jüdischer Familie, aber ‚privilegiert‘, weil sie mit einem ‚Arier‘ verheiratet war. Sie brauchte keinen Stern zu tragen und auch die Wohnungstür nicht zu kennzeichnen.

Lilo bereitete mir einen herzlichen Empfang. Wir feierten meinen Geburtstag mit echtem Bohnenkaffee und frischen Brötchen, über die ich mich besonders freute, denn auch diese – ebenso wie Weissbrot, Kuchen, Weizenmehl, Eier, Fleisch, Wurst und Vollmilch – waren 1942 für Juden verboten.

Erst gegen halb elf Uhr machte ich mich auf den Rückweg zum Krankenhaus. Als ich dort eintraf, war es gegen halb zwölf. Ich stellte mein Rad in den Keller und wollte hinaufgehen, da fiel mir ein, dass ich rasch noch ein paar Zigaretten kaufen könnte. Es gab damals noch Raucherkarten für Juden; neun Tage später wurden sie ihnen entzogen.

Gegenüber, nur ein paar Häuser weiter, Ecke Oranienstrasse, war ein kleines Geschäft, wo ich fast täglich etwas einkaufte, vor allem Zeitungen. Es war uns verboten, Zeitungen und Zeitschriften durch die Post oder durch Boten zu beziehen oder sie bei Strassenhändlern oder an Kiosken zu kaufen. Aber Läden wie der von Frau Brösicke waren in der Verordnung nicht aufgeführt, und so kaufte ich dort regelmässig die ‚Morgenpost‘, versteckte sie allerdings stets unter dem Mantel, wenn ich über die Strasse ging.

Als ich an diesem Mittag in den Laden kam, startete mich Frau Brösicke an, als ob ich ein Gespenst wäre.

‚Mein Gott, Frau Herz! Sie sind noch da?!‘ rief sie, ganz entsetzt. Dann hörte ich Maxi bellen, unseren Foxterrier. Wie kam der zu Frau Brösicke?

Mich durchfuhr ein furchtbarer Schreck, aber meine schlimmsten Ahnungen wurden noch übertroffen, als mir Frau Brösicke dann berichtete, was geschehen war.

Wir waren zum Glück allein im Geschäft, und sie schloss rasch die Ladentür ab und nahm mich mit nach hinten in das kleine Zimmer, in dem

sie wohnte und wo mich Maxi stürmisch begrüßte. Dort erfuhr ich, dass früh am Morgen, kurz nach sechs Uhr, die Gestapo unser Krankenhaus ‚durchgekämmt‘ habe. Etwa siebzig Personen, darunter mein elfjähriger Sohn Klaus und auch mein Chef und guter Freund, waren bald darauf mit Lastwagen unter SS-Bewachung weggefahren worden! Frau Brösicke hatte sie, als sie gegen sieben Uhr ihren Laden öffnete, selbst gesehen. Mein Klaus hatte ihr noch den Hund geben können und ihr Grüße an mich aufgetragen. Er sei schon ein Mann, liess er mir sagen, und ich sollte mir keine Sorgen um ihn machen ...

Mein erster Gedanke war, das Fahrrad zu holen und mich auf die Suche nach meinem Jungen zu machen. Ich wusste ja, wo die Sammelstellen für die sogenannten «Evakuierungen» waren. Aber Frau Brösicke hielt mich zurück.

‚Um Gottes willen, Frau Herz, gehen Sie ja nicht rüber! Die sind noch da! Und dem Jungen und den anderen können Sie nicht mehr helfen, Frau Herz! Die sind schon weg – ich weiss es von meinem Schwager, der am Güterbahnhof arbeitet. Er war vorhin hier. Der Zug ist schon gegen halb zehn von Berlin abgefahren ...‘ Mir wurde schwarz vor Augen, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf Frau Brösickes Sofa, und sie flösste mir Weinbrand ein. Wir haben dann überlegt, was ich jetzt noch tun könne. ‚Sie müssen weg, Frau Herz‘, sagte Frau Brösicke. ‚Die haben Sie mehrmals aufgerufen, ich weiss es. Und jetzt sind Sie bestimmt zur Fahndung ausgeschrieben ... Gibt es denn niemanden, den Sie kennen und der Sie für eine Weile bei sich aufnehmen kann ...?‘

Es war mir klar, dass ich Lilo nicht um Hilfe bitten konnte. Die einzige andere gute Freundin, die ich hatte, war schon vor Jahren von Berlin nach Düsseldorf gezogen. Bei ihrem letzten Besuch in Berlin, etwa ein halbes Jahr zuvor, hatte sie zu mir gesagt: ‚Du kannst immer zu mir kommen, Irene, wenn es dir hier zu brenzlich wird. Ich habe Platz für dich und deinen Jungen ...‘

Also bat ich Frau Brösicke, vom Postamt aus bei meiner Düsseldorfer Freundin anzurufen und ihr die Lage vorsichtig zu erklären. Es war meine letzte Hoffnung, und ich war darauf gefasst, dass sie sich zerschlagen würde. Meine Freundin war oft verreist – vielleicht erreichten wir sie gar nicht... Doch als Frau Brösicke vom Postamt zurückkam, sagte sie zu meiner grossen Erleichterung: ‚Alles in Ordnung, Frau Herz. Der Sohn Ihrer Freundin ist gerade auf Urlaub zu Hause. Er kommt Sie morgen holen. Solange bleiben Sie hier bei mir und rühren sich nicht vor die Tür! Sie können auf dem Sofa schlafen ...‘

Am Abend des nächsten Tages kam er dann. Frau Brösicke liess ihn herein, und ich erschrak zunächst sehr, als ich seine Uniform sah. Er blieb nur für etwa zwanzig Minuten, doch er sagte: ‚Morgen ist alles vorbei. Ich hole dich morgen früh ab, und den Maxi nehmen wir mit. Mein Onkel übernimmt ihn, und da wird er es gut haben. Wir fahren mit einem Taxi, erst nach Charlottenburg und dann weiter zum Bahnhof Friedrichstrasse. Im Central-Hotel auf der Damentoilette ziehst du dich um. Du wirst dann als Krankenschwester reisen ...‘

Meinen Einwand, dass ich weder Taxi fahren noch ein Hotel betreten dürfe, tat er mit einer Handbewegung ab.

‚Das ist vorbei, Tante Irenes sagte er, ‚von morgen früh an bist du rein arisch! Vergiss nicht, den Stern vom Kleid abzumachen! Übrigens, ich brauche dringend zwei Passbilder von dir – hast du welche?‘ Zum Glück steckten im Portemonnaie in meiner Handtasche noch zwei ältere Passbilder, die ich übrigbehalten hatte, als wir neue Ausweise mit einem ‚J‘ bekamen. Ich gab sie ihm und fragte, ob ich nicht sehr jüdisch aussähe. Er lachte nur und sagte: ‚Du bist blond und hast graue Augen. Deine Nase wirkt eher junkerlich als jüdisch. Wenn du Schwestertracht trägst, werden sie dich für eine adlige Oberschwester halten. Da du ohnehin einen neuen Namen bekommst, setzen wir am besten gleich ein ‚von‘ davor ... Und noch eins: Du bist bei einem Bombenangriff verschüttet und verletzt worden, hast alles verloren und fährst morgen zu Freunden aufs Land zur Erholung. Ich bringe morgen früh Verbandszeug mit. Am besten legst du einen Arm in eine Schlinge ...‘

Es verlief dann alles so, wie er es mir beschrieben hatte. Ich war schrecklich aufgereggt und habe mich sicherlich sehr ungeschickt benommen, aber es ging zunächst alles glatt. Als ich im Waschraum des Central-Hotels den Koffer öffnete, den ich bekommen hatte, fand ich darin drei nagelneue Schwesternkleider, drei Schürzen, drei Garnituren Unterwäsche, Strümpfe, Schuhe, Hauben und alles, was sonst zur Tracht gehörte, sogar einen Sommermantel, eine Rotkreuz-Brosche und einen Ausweis mit einem eingeklebten und gestempelten Lichtbild. Auf der Vorderseite war ein Vermerk angebracht: ‚Ersatzweise ausgestellt wegen Verlusts des Originals infolge Totalschadens bei Terrorangriff. Luftschutz-Leitstelle Berlin‘, dazu Stempel und Unterschrift. Das gab mir etwas mehr Sicherheit, und auch mein neuer Name, ‚Maximiliane v. Anders, Oberschwester‘, gefiel mir.

Dennoch hatte ich grosses Herzklopfen, als ich in meiner neuen Schwestertracht am Fahrkartenschalter stand und meinen Ausweis zum er-

stenmal vorzeigen musste. Ich dachte, jeder müsste sofort erkennen, dass da etwas nicht stimmte. Aber es gab keine Schwierigkeiten, auch nicht im Zug, wo zwischen Potsdam und Magdeburg eine SS-Streife von Abteil zu Abteil ging und jeden kontrollierte. Die Schwarzuniformierten sahen mich nur flüchtig an. Der Streifenführer wünschte mir sogar gute Reise.

Am späten Nachmittag kamen wir in Düsseldorf an und wurden auf dem Bahnsteig von einem Herrn in Empfang genommen. Er trug einen auffallend eleganten Sommeranzug und am Revers ein SS-Abzeichen. Ich erschrak, aber der Sohn meiner Freundin erklärte mir, es handle sich um Herrn Desch, einen guten Bekannten, und es sei ein glücklicher Zufall, dass wir uns hier begegneten. Doch es war kein Zufall, wie ich dann einer raschen, geflüsterten Verständigung der beiden entnehmen konnte. Ich verstand die Worte: ‚Gestapo‘, ‚Razzia‘ und ‚besser nicht hier durch die Sperre‘, und man muss mir meine furchtbare Angst wohl angesehen haben, denn Herr Desch sagte zu mir: ‚Bitte, regen Sie sich nicht auf, Schwester! Sie fahren jetzt allein weiter nach Krefeld – ich bringe Sie zum Anschlusszug. Die Fahrt dauert kaum eine halbe Stunde ... Ich habe Ihnen auch eine Fahrkarte mitgebracht ... In Krefeld wartet eine Dame auf Sie, und dann sind Sie in Sicherheit!‘ Er sprach ohne jede Aufregung, fast gelangweilt, und ich beruhigte mich. Er gab mir noch einige Instruktionen, und ich kam dann auch ohne Schwierigkeiten in Krefeld an, wo auf dem Bahnsteig eine freundliche weisshaarige Dame, die sich auf einen Stock stützte, mich in Empfang nahm. Sie sagte: ‚Grüss Gott, Schwester! Ich freue mich, dass Sie gesund und wohlbehalten angekommen sind. Ich bin Frau Ney. Reichen Sie mir bitte Ihren Arm – das sieht besser aus!‘ Wir gingen dann sehr langsam zur Sperre, und ich sah schon von Weitem die SS-Posten, die jeden genau kontrollierten, daneben einen Mann in Zivil, der alles sehr aufmerksam beobachtete und wie ein Gestapobeamter aussah.

‚Bleiben Sie ganz ruhig, Schwester, es wird uns nichts passieren. Ich habe eben noch zur Heiligen Jungfrau gebetet, und ich weiss, dass sie uns helfen wird. Geben Sie mir Ihre Fahrkarte und nehmen Sie dafür meine Bahnsteigkarte. Sie haben mich vom Zug abgeholt, nicht wahr...?‘ Sie drückte meinen Arm, und merkwürdigerweise hatte ich von da an keine Angst mehr, auch nicht, als einer der SS-Männer uns an der Sperre mit ‚Heil Hitler! Ausweiskontrolle! Zeigen Sie Ihre Papiere vor!‘ barsch empfing.

‚Los, machen Sie schon!‘ sagte der zweite SS-Mann, der einen Polizeihund an der Leine hielt.

Frau Ney kümmerte sich gar nicht um die beiden Schwarzuniformierten. Ohne stehenzubleiben, wandte sie sich an den Mann in Zivil: ‚Grüss Gott, Herr Berger! So spät noch im Dienst? Bitte sagen Sie doch Ihren jungen Leuten, dass Sie mich kennen – wir verpassen sonst noch die Strassenbahn ...‘

Der Gestapobeamte nickte den SS-Männern zu, und sie gaben uns den Weg frei. Er wünschte Frau Ney gute Besserung, worauf diese zu meiner Verwunderung freundlich erwiderte: ‚Vielen Dank, ich habe ja jetzt gute Pflege, und die Schwester macht mit mir gymnastische Übungen ...‘ Dann fiel ihr noch etwas ein, und sie fügte hinzu: ‚Ach, sagen Sie doch bitte Ihrer lieben Frau, dass sie morgen früh eine Stunde später kommen kann. Jetzt, wo ich Hilfe habe, können wir uns selbst das Frühstück machen – nicht wahr, Schwester?‘

Eine halbe Stunde später waren wir dann in dem Landhaus der Familie Ney in Meerbusch. Frau Ney zeigte mir das hübsche Zimmer im ersten Stock, das ich fortan bewohnen sollte, und sagte: ‚Hier ist jetzt Ihr Zuhause, Schwester. Ich hoffe, Sie fühlen sich wohl bei uns. Auf jeden Fall sind Sie hier sicher vor Herrn Berger und seinen Leuten ... Er ist ein gefährlicher Bursche, ehrgeizig und brutal – ich weiss es von seiner Frau, die mir das Haus besorgt, weil mir mein Hüftleiden in letzter Zeit so sehr zu schaffen macht. Vor ihr brauchen Sie nicht auf der Hut zu sein – sie ist eine harmlose Frau, die sehr darunter leidet, dass ihr Mann aus der Kirche ausgetreten ist, weil er hofft, dass er als ‚Gottgläubigen‘, wie sie das nennen, schneller befördert wird. Er ist nämlich nur Kriminalsekretär, und von dem kleinen Gehalt allein können sie kaum leben. Sie haben einen Sohn, der aufs Gymnasium geht, und eine Tochter, die behindert ist...‘ Ich musste an meine eigenen Kinder denken, vor allem an meinen armen Jungen, und bin in Tränen ausgebrochen. Frau Ney legte ihren Arm um mich und sagte ganz ruhig: ‚Weinen Sie nur – Sie haben grossen Kummer! Aber verzweifeln Sie nicht! Gott hat Sie beschützt und wird Sie weiter beschützen, weil Er will, dass Sie etwas tun ...‘, und als ich fragte ‚Was denn? Was soll ich denn noch tun?‘, antwortete sie: ‚Ich weiss es nicht – vielleicht hat Er Sie gerettet, damit Sie Zeugnis ablegen können ...‘ Das habe ich und werde ich nie vergessen, und deshalb habe ich alles aufgeschrieben ...‘

## 12. Von einem, der nur seine Pflicht tat

«Wie sind Sie denn nur auf diesen Namen gekommen?» wollte er noch wissen, als ich mich von ihm verabschiedete, und so erzählte ich ihm, dass es meine Mutter gewesen war, die die Personalien der Oberschwester Maximiliane v. Anders damals erfunden hatte.

„Herz – das klingt jüdisch! Irene muss anders heissen – ja, warum nicht *Anders*. Am besten v. *Anders*“, hatte sie gesagt und hinzugefügt: „Irene schwärmt für Adel und Titel – es wird sie bestimmt freuen, und einen aristokratischen Vornamen geben wir ihr auch ...“

Ich hatte aus Spass ‚Maxi‘ vorgeschlagen, den Namen von Tante Irenes Foxterrier, und meine Mutter war sofort darauf eingegangen: ‚Maxi ist sehr gut – aber natürlich eine Abkürzung von Maximiliane ...‘

Und damit sich Irene mit ihrer neuen Identität nicht allzu schwer täte, liessen wir ihr den richtigen Geburtstag und -ort, nur machten wir sie drei Jahre jünger, um ihr eine weitere Freude zu machen. Ausserdem beförderten wir sie zur Oberschwester und gaben ihr ein vornehmes – und damals bereits ausgebombtes, zu Auskünften an die Behörden nicht mehr zur Verfügung stehendes – Mutterhaus: das des Vaterländischen Frauenvereins zu Berlin-Dahlem ... Er hörte sich alles schweigend an, und es war nicht zu erkennen, ob ihn die Geschichte im Nachhinein belustigte, empörte oder gleichgültig liess.

Aber völlig gleichgültig konnte sie ihm eigentlich nicht sein, auch nicht nach fast zwanzig Jahren und allem, was sich in dieser Zeit verändert hatte. Denn hätte er damals ‚Schwester Maxis‘ wahre Identität gekannt, wäre sie von ihm sofort festgenommen und der ‚Endlösung‘ zugeführt worden. Er hätte eine Belobigung bekommen und wäre vielleicht schneller befördert worden. Ausserdem hatte ‚Schwester Maxi‘ fast ein Jahr lang, solange sie bei meiner ‚Tante Änne‘ in deren Landhaus wohnte, seine behinderte Tochter betreut und dem Kind mit grosser Geduld das Sprechen, zumindest einige Wörter, beigebracht – was von seinem Standpunkt aus einesteils sehr dankenswert gewesen war, andern-

teils ihm grösste Schwierigkeiten hätte bringen können, wenn Irene Herz *alias* ‚Schwester Maxi‘ enttarnt worden wäre.

Doch Herr Hauptkommissar a. D. Berger, den ich 1962 in seinem kleinen Haus am Niederrhein, nicht weit von Moers, besuchte, dachte wohl kaum noch an die liebevolle Betreuung seiner Tochter durch eine untergetauchte Jüdin und das grosse Risiko, das damit für ihn verbunden gewesen war, ohne dass er etwas davon geahnt hatte. Was ihn allein an der Sache interessierte und offensichtlich nun sehr wurmte, war sein damaliges berufliches Versagen. Ziemlich mürrisch und mehr zu sich selbst sagte er: «Kaum zu fassen! Und sozusagen direkt vor meiner Nase ...! Da muss man sich doch ganz schön blöd vorkommen ...!»

Er hatte mich zunächst ganz freundlich empfangen, als ich ihn im Herbst 1962, zwanzig Jahre nach unserer ersten, aber keineswegs letzten Begegnung, unangemeldet aufgesucht hatte. Er war in seinem Garten beschäftigt und zeigte keinerlei Verlegenheit, als er mich erkannte.

«Ich bin nun schon seit ein paar Jahren in Pension», erzählte er mir, während er weiter seine Rosen schnitt. «Seitdem beschäftige ich mich nur noch mit meinem Garten, und ich fühle mich sehr wohl dabei...»

Man sah es ihm an. Er musste bald siebzig sein, wirkte aber jünger, trotz der weissen Haare. Damals, als Gestapo-Beamter, hatte er blass ausgesehen. Jetzt war er wettergebräunt wie einer, der viel in frischer Luft arbeitet, gesund und kräftig.

Er berichtete mir, wie es ihm ergangen war: Im Herbst 1942 war er endlich zum Kommissar befördert und nach Düsseldorf versetzt worden. Dort hatte er bis Anfang April 1945 bei der – nach Ratingen ‚ausgelagerten‘ – Leitstelle gearbeitet, war gegen Kriegsende noch zum Volkssturm eingezogen worden und hatte dann im ‚Ruhrkessel‘ eine Feldpolizeieinheit befehligt. Als die im rheinisch-westfälischen Industriegebiet eingeschlossene ‚Heeresgruppe B‘ am 18. April 1945 kapitulieren musste, war Herr Berger in britische Gefangenschaft geraten. Die Engländer hatten ihn verhört und waren schnell dahintergekommen, dass sie einen höheren Gestapo-Beamten erwischt hatten. «Ich war dann elf Monate lang interniert – im Sennelager bei Paderborn», berichtete er seufzend. «Das war eine sehr schwere Zeit...! Wir haben anfangs gehungert und gefroren, weil es zunächst an allem fehlte. Und sie haben uns miserabel behandelt – vor allem die Polen, die als Wachpersonal eingesetzt waren ... Es hat sogar Misshandlungen gegeben!»

Er seufzte noch einmal, und man merkte ihm an, dass er diese Internierungszeit noch immer als ein bitteres Unrecht ansah, das zumindest er selbst nicht verdient hatte.

«Den Kollegen Hollmann von der Leitstelle Kattowitz, der etwas Polnisch konnte und eine Zeitlang im Generalgouvernement eingesetzt gewesen war, den haben die polnischen Wachmänner zweimal nachts herausgeholt und fast zum Krüppel geschlagen – und stellen Sie sich vor: Die englischen Offiziere taten so, als hätten sie nichts gesehen und gehört...!»

Während er dies berichtete, blickte er ernst und mit gerunzelter Stirn auf einen Rosenstock, der von Mehltau befallen war, besprühte ihn mit einem Pflanzenschutzmittel und wandte sich dann wieder an mich: «Glücklicherweise wurden die Polen dann abgelöst, und mit den Tommys, die unsere Bewachung übernahmen, kamen wir weit besser aus. Damals habe ich meine gärtnerischen Neigungen entdeckt. Ich habe für den Kommandeur, Major Wilkinson, den völlig verwilderten Garten seiner Villa in Ordnung gebracht – alle Beete schnurgerade angelegt, die Sträucher in Reihe und Glied, die Hecke genau im rechten Winkel ...»

Er geriet ins Schwärmen, und ich sah mich in seinem Garten um, der mit der gleichen Exaktheit angelegt war.

«Ich wurde dann vorzeitig entlassen», fuhr er fort. «Zunächst war ich arbeitslos, kam aber wieder bei der Polizei unter, in Oberhausen, später dann in Krefeld und zuletzt als Hauptkommissar beim LKA\* ...»

Er sagte es mit deutlichem Stolz.

Als er merkte, dass ich darüber ganz anders dachte als er, fügte er hinzu: «Ich war immer mit Leib und Seele Polizist, und es war doch selbstverständlich, dass man Fachleute wie mich wieder einstellte. Wer sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, der hatte sogar Anspruch auf Wiederverwendung ...! Ich war schliesslich Berufsbeamter und seit 1921 im Polizeidienst...»

Wir gingen zusammen zu seinem Geräteschuppen, wo er die zuvor benutzten Werkzeuge sorgfältig säuberte und ölte; währenddessen erzählte er mir seinen Werdegang:

Er war 1897 in Geilenkirchen geboren, hatte elf Geschwister gehabt. Der

\* LKA – Landeskriminalamt. Allein in Nordrhein-Westfalen wurden von 1947/48 an 43 (dem Autor namentlich bekannte) ehemalige Gestapo- und SD-Angehörige in den Polizeidienst wiedereingestellt, meist als höhere Kriminalbeamte, häufig als Leiter des 14. (politischen) Kommissariats. Chef des LKA von Nordrhein-Westfalen wurde Dr. Bernhard Wehner, zuvor SS-Hauptsturmführer und Kommissar im Reichssicherheitshauptamt.

Vater, ein Volksschullehrer, war 1917 gestorben, die Mutter schon vorher im Kindbett. Der Vater war sehr streng gewesen, aber noch weit strenger der Patenonkel, bei dem er von seinem achten Lebensjahr an, nach dem Tod seiner Mutter, aufgewachsen war. In dem Gasthaus des Onkels hatte er nach beendeter Volksschule als Hausbursche gearbeitet. 1915 war er zum Militär eingezogen worden. Die meiste Zeit hatte er in Wesel verbracht – als Offiziersbursche eines Oberleutnants. So hatte er den Ersten Weltkrieg überlebt, während drei seiner älteren Brüder gefallen waren.

«In Wesel habe ich mich sehr wohl gefühlt», sagte Herr Berger. «Bis Anfang 1919 war ich da bei meinem Oberleutnant...» Danach hatte er sich, vom Militär entlassen, eine Zeitlang recht mühsam durchschlagen müssen – als Aushilfsskellner, Erntearbeiter oder auch als Nachtwächter –, bis er eines Tages ‚seinem‘ Oberleutnant wiederbegegnete. Der war inzwischen Polizeihauptmann und nahm sich seines früheren Burschen an. 1921 wurde Berger Beamtenanwärter des unteren Polizeidienstes in Krefeld.

«Ich war aus gutkatholischer Beamtenfamilie, hatte abgeschlossene Volksschulbildung und bereits vier Militärdienstjahre, die wegen der Kriegszeit doppelt angerechnet wurden», berichtete er. «Schon 1925 wurde ich Hauptwachtmeister und Beamter auf Lebenszeit. 1929 wechselte ich dann zur Kripo über und wurde 1931 Kriminalassistent im Betrugsdezernat...»

Bis dahin hatte Berger keiner politischen Partei angehört, aber im Frühjahr 1933, kurz nach der ‚Machtergreifung‘ der Nazis, trat er, von den ‚Alten Kämpfern‘ als ‚Märzgefallener‘\* verspottet, der NSDAP, zwei Jahre später auch der SS bei.

«Weil das dem Geist der Zeit entsprach», sagte er dazu. «Ich wollte als Beamter nicht abseits stehen ...»

Ende 1934 wurde der Kriminalassistent Berger zur Gestapo versetzt, und dort hatte er sich zunächst mit «illegaler kommunistischer Wühlarbeit» zu befassen.

«Wir hatten in unserem Dezernat damals alle Hände voll zu tun. Fast jeden Tag brachten unsere V-Männer illegale Flugblätter, die in den Betrieben verteilt worden waren, oder meldeten, dass man Hetzparolen über Nacht an Mauern und Brücken angebracht hätte. Ich war dauernd

\* Märzgefallene nannte man ursprünglich die Toten des Berliner Volksaufstands vom März 1848. Als sich nach den Reichstagswahlen vom 5. März 1933, die der Regierung Hitler die absolute Mehrheit sicherten, Hunderttausende um Aufnahme in die siegreiche Nazi-Partei bewarben, nannte man diese neuen NSDAP-Mitglieder spöttisch «Märzgefallene».

unterwegs zwischen Krefeld und Düsseldorf, und das Familienleben bei uns litt unter den vielen Überstunden, die ich machen musste, denn die Verhöre zogen sich immer sehr lange hin ...»

Was Berger nicht erwähnte, war die Tatsache, dass er, der bis dahin so überaus korrekte Beamte, sich bei der Geheimen Staatspolizei rasch zu einem brutalen und von allen Verhafteten gefürchteten Peiniger entwickelt hatte.

Der Konditormeister Ney, ‚Tante Ännes‘ Ehemann, war der erste gewesen, der den Kriminalsekretär Berger namentlich erwähnt und ihn voll Abscheu einen ‚üblen Folterknecht‘ genannt hatte. Damals, im Winter 1934/35, war ‚Griesgen‘ Ney frühmorgens auf dem Weg zu seiner Backstube einem Arbeiter begegnet, den er kannte. Der Mann blutete aus Nase und Mund, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten und torpelte die Strasse entlang. Herr Ney hatte sich des Verletzten angenommen, ihn zu seiner Familie gebracht und einen Arzt geholt. Er war dabei gewesen, als man dem Bewusstlosen Verbände angelegt hatte, und der Anblick hatte ihn so entsetzt, dass er in den folgenden Nächten kaum Schlaf finden konnte: Der Rücken des tags zuvor von Berger zum Verhör abgeholtten Mannes war von den Schultern bis zum Gesäss ein einziger grosser Bluterguss gewesen ...

‚Berger hat ihn im Keller stundenlang mit einem Stück Hartgummischlauch traktiert‘, hatte ‚Griesgen‘ später erzählt. ‚Völlig gefühllos und unbeteiligt, wie eine Maschine, hat er auf den Mann eingepöbeln. Alle fünf Sekunden ein Schlag, genau zwölf Schläge pro Minute ... Er wollte herausbekommen, wer vor der Frühschicht ‚Nieder mit Hitler!‘ an die Werksmauer gemalt hat... Neun Leute kamen angeblich dafür in Frage, und Berger hat sie sich einzeln vorgenommen. Er hat nichts herausbekommen, aber die Männer sind so schwer verletzt, dass es fraglich ist, ob sie sich je davon erholen werden ...‘

Das war nun, als ich Herrn Berger nach dem Kriege traf, schon länger als fünfundzwanzig Jahre her. Aber als ich ihn an seine damaligen stadtbekannteren Verhörmethoden erinnerte, wusste er sofort Bescheid. Allerdings reagierte er ganz anders, als ich es erwartet hatte.

«Ja, ja», sagte er nachdenklich und keineswegs verlegen. Er lächelte sogar. «Da wurde und wird noch immer allerhand erzählt und vieles übertrieben. Aber, es ist richtig, wir mussten damals die Verdächtigen mitunter ziemlich hart anfassen, wenn ‚verschärfte Vernehmung‘ angeordnet war. Mir ist das wirklich oft schwergefallen, und ich habe dabei die

Zähne zusammenbeißen müssen ...! Ich bin als Kind auch viel geschlagen worden, besonders von meinem Patenonkel, der sehr jähzornig war. Jähzorn ist eine böse Sache – ich wusste mich immer zu beherrschen. Es war schliesslich eine dienstliche Verrichtung wie jede andere. Ausserdem – es waren verdammt harte Burschen, mit denen wir es zu tun hatten. Die konnten schon eine Tracht Prügel aushalten, besonders die Kommunisten. Überhaupt – diese Maschinenschlosser und Kranführer – die sind doch ganz anderes gewöhnt...»

Er hielt inne, dachte einen Augenblick lang nach und fuhr fort: «Ich habe übrigens niemals jemanden von mir aus geschlagen – nur wenn ein schriftlicher Befehl vorlag!» Er sah mich an, als erwartete er dafür besonderes Lob. «Die wirklich schweren Fälle, bei denen «verschärfte Vernehmung zweiten Grades» angeordnet war, habe ich an die dafür zuständigen Kollegen abgegeben. Damit habe ich mich nie befasst...»

Er war mit der Arbeit in seinem Geräteschuppen fertig. Alles lag oder hing wieder sauber an seinem Platz. Er betrachtete wohlgefällig sein Werk, rückte rasch noch eine Harke zurecht, die ein klein wenig schief an der Wand hing, verschloss die Tür und ging langsam mit mir zum Haus.

«Ordnung muss sein», sagte er. «Das war ja auch der eigentliche Zweck der Konzentrationslager: den Leuten Zucht und Ordnung beizubringen. Was dort später geschehen ist, waren Exzesse, schwere Verstösse gegen die Richtlinien ...»

«Haben Sie sich diese Lager mal selber ansehen können?» unterbrach ich ihn.

Er nickte.

«Ich war ein paarmal dienstlich in Esterwegen, und später einmal zu einem dreiwöchigen Lehrgang in Buchenwald. Das war im Winter 1939/40, bald nach dem Ende des Polenfeldzugs. Das Lager war zu dieser Zeit überfüllt, aber es herrschte dennoch dort mustergültige Ordnung...»

«Tatsächlich?»

Er nickte nur. Wir waren an der Haustür angekommen, und er bat mich, einzutreten.

«Nehmen Sie bitte schon Platz», sagte er, «es dauert nur ein paar Minuten. Ich muss mich nur waschen ... Sie trinken doch eine Tasse Tee mit mir? Ich bin heute allein – meine Frau ist zu unserer Tochter gefahren. Wir haben sie nach dem Krieg in einem Heim in der Eifel unterbringen können ...»

«Vorher ging es ja auch nicht», warf ich ein und sah ihn dabei forschend

an, doch er wich meinem Blick aus und ging zur Tür. Natürlich wusste er genau, was ich meinte, nämlich dass zur Nazizeit die unheilbar Kranken aus den Heimen samt und sonders umgebracht worden waren.

«Es dauert nur fünf Minuten», rief mir Herr Berger von der Diele aus zu, ehe er im Bad verschwand.

Ich sah mich derweilen im Wohnzimmer um, das ‚altdeutsch‘ eingerichtet war und fast wie der Ausstellungsraum eines Möbelgeschäfts wirkte: Absolut nichts lag irgendwo herum, alles stand genau an seinem Platz. Die Holzflächen und Scheiben glänzten, die Polstergarnitur wirkte unbenutzt, und im verglasten Bücherschrank standen die Halbleder-Prachtbände einer Buchgemeinschaft exakt an der Bordkante, der Grösse nach ausgerichtet wie Soldaten. Über dem Sofa hingen zwei Urkunden: Die eine betraf die Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes 2. Klasse an den ‚Krim. Komm. Peter Josef Berger‘ im Jahre 1943, die andere die des Bundesverdienstkreuzes an den Hauptkommissar Berger anlässlich seiner 35jährigen Zugehörigkeit zur Landespolizei. Daneben hing, genau auf der Mitte zwischen Sofakante und Leselampe, das gerahmte Foto eines jungen Soldaten.

In der rechten unteren Ecke des Bildes war das Band des Eisernen Kreuzes angebracht. Der Text unter dem Foto besagte, dass ‚unser lieber, unvergesslicher Sohn, der Schütze Gernot Berger, am 18. Juli 1944 bei den schweren Abwehrkämpfen im Osten für Führer, Volk und Vaterland gefallen‘ sei. An der gegenüberliegenden Wand über der Musiktruhe hingen weitere gerahmte Erinnerungsbilder. Eines davon interessierte mich besonders: Es zeigte etwa zwei Dutzend 30-40jährige, zum Teil recht beleibte Männer, alle in Turnhose und -hemd, unter ihnen Herr Berger. Sie standen auf einem weiten, völlig kahlen Platz, posierten für eine Gruppenaufnahme und wirkten recht vergnügt. Im Hintergrund sah man ein langgestrecktes, zweistöckiges Gebäude im typischen Baustil einer SS-Lagerkommandantur. Unter dem Bild stand: «Kommissar-Lehrgang Februar 1940 in Weimar-Buchenwald.»

‚Er muss es also gesehen haben‘, dachte ich.

Am Rande dieses Buchenwälder Appellplatzes hatte im Februar 1940 das sogenannte «Kleine Lager» gestanden. Ein Freund von mir\*, der viele Jahre lang in Buchenwald als Häftling war, hatte es mir genau beschrieben:

\* Der Bericht stammt von Emil Carlebach, ehemals Häftling Nr. 4186 des Konzentrationslagers Buchenwald bei Weimar.

Bald nach dem Ende des Polenfeldzugs waren zweitausend Gefangene eingeliefert worden, angeblich ‚Heckenschützen‘, die von der SS aufgegriffen worden waren. Diese Männer – Bauern, Arbeiter, Beamte, Juden und Nichtjuden – hatten bereits vor einem Kriegsgericht gestanden und waren freigesprochen worden. Die SS hatte sich damit nicht zufriedengegeben und die Freigesprochenen ins Konzentrationslager eingeliefert. Damals wagte die Naziführung noch nicht, Kriegsgefangene hinzurichten, und so hatte sich der Buchenwälder Lagerkommandant eine Methode ausgedacht, diese Häftlinge ohne Todesurteil und Hinrichtung umzubringen. Er liess auf dem Appellplatz einen Stacheldrahtkral errichten, darin einige Holzbaracken ohne Heizung und sanitäre Einrichtungen, ausserdem einige grosse Stacheldrahtkäfige unter freiem Himmel, die nicht nur ringsum, sondern auch nach oben durch Stacheldraht verschlossen waren, so dass ein Entkommen unmöglich war.

In dieses ‚Kleine Lager‘, wie es genannt wurde, kamen die zweitausend Freigesprochenen aus Polen, teils in die Drahtkäfige, teils in die Baracken. Nässe, Kälte und Hunger sollten ihre Ausrottung besorgen.

«Vor unseren Augen fielen die Verhungerten um», hatte mir mein Freund erzählt, «wenn man den Zählappell in ihrem Kral um Stunden verlängerte, bis das neblige, nasskalte Wetter sein Werk getan hatte. Aber dann ging das alles dem Kommandanten\* und seinen Handlangern Blank und Hinkelmann nicht schnell genug. Sie machten sich ein Vergnügen daraus, das Essen für die polnischen Gefangenen vor deren Käfigen auszukippen, so dass die Wassersuppe den Abhang hinunterlief ... Schliesslich wurde sogar Gift ins Essen gemischt. Komplizen der SS waren dabei zwei Häftlinge, der ehemalige Berufsoffizier Wolf und der Kriminelle Willy Gross. Für ein paar Zigaretten und einen Schluck Schnaps halfen sie, Mitgefangene umzubringen ... Schliesslich gelang es uns, ein Mittel zu finden, dieser furchtbaren Quälerei ein Ende zu machen: Einige Kameraden aus dem ‚Revier‘, dem Krankenbau, konnten der SS begreiflich machen, dass die Zustände im ‚Kleinen Lager‘ unweigerlich Epidemien hervorrufen würden und dass daher Seuchengefahr bestand, vor allem für die unterhalb des Lagers gelegene Wohnsiedlung der SS. Denn die Exkremate der Verhungerten liefen den Abhang hinunter. So kam es zur Auflösung des ‚Kleinen Lagers‘. Die etwa

\* Kommandant des Konzentrationslagers Buchenwald war damals Karl Koch, der später wegen Korruption und damit in Zusammenhang stehender Morde von einem SS-Gericht zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Seine Frau Ilse gelangte als berichtigte «Kommandeuse von Buchenwald» zu trauriger Berühmtheit.

zweihundert Überlebenden wurden auf Block 21 verlegt und erhielten ‚Blockschonung‘ – Befreiung von der Arbeit und etwas bessere Kost –, bis sie einigermassen wiederhergestellt waren ...»

Der Freund, der mir diese Geschichte kurz zuvor erzählt hatte, war Blockältester des Blocks 21 geworden.

«Die Insassen hatten den seltsamen Ausnahmestatus», so hatte er mir weiter berichtet, dass sie, der Seuchengefahr wegen, von der Arbeit, aber auch vom Antreten und Exerzieren, befreit waren – bis sie wieder ‚normale‘ Todeskandidaten waren, an denen sich kein SS-Angehöriger mehr infizieren konnte. So fuhr alles erschreckt zusammen, als plötzlich doch ein SS-Mann in der Barackentür stand, ein junger Kerl, kaum 20 Jahre alt, die Pistole am Koppel, einen Stock in der Hand. Jemand schrie ‚Achtung!‘, und ich sprang auf, knallte die Hacken zusammen und meldete brüllend: ‚Block 21, belegt mit zweihundert Häftlingen. Keine besonderen Vorkommnisse!‘ Ich musste ihm dann erklären, dass es sich um jüdische Häftlinge aus Polen handelte, die Schonung verschrieben bekommen hätten, bis sie wieder arbeitsfähig waren. Währenddessen versuchten die Männer, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, vorschriftsmässig strammzustehen. Mit dem Stock an den Stiefelschaft schlagend, ging der SS-Mann langsam durch die Reihen, die Angst der Häftlinge genießend. ‚So, Juden seid ihr? Aus Polen seid ihr? Da komm‘ ich gerade her! Da hättet ihr mal sehen sollen, wie wir dem Judengesindel die Schädel eingeschlagen haben ... Und eure Weiber erst! Wisst ihr, was wir mit denen gemacht haben? Denen haben wir mit dem Bajonett die Bäuche aufgeschlitzt, damit da keine neue Judenbrut herauskommt. Ja, das habt ihr wohl nicht erwartet, was?‘ Es war totenstill in der Baracke. Die Männer standen wie versteinert. Fast jeder hatte Frau und Kinder zurückgelassen. Dann hatten sie alle das furchtbare Sterben im ‚Kleinen Lager‘ miterleben müssen. Aber sie hatten bislang nicht die Hoffnung verloren, dass ihr Leiden einmal ein Ende haben würde und dass sie dann zurückkehren könnten zu ihren Familien. Und nun hörten sie, was in Polen derweilen geschehen war! ‚Na, da staunt ihr wohl, ihr Saujuden?‘ fuhr der junge SS-Mann fort. ‚Wisst ihr, was wir mit eurer Brut gemacht haben? Habt ihr mal gesehen, wie solch ein Judenbalg zappelt, wenn es auf ein Bajonett aufgespiesst ist?‘ Er grinste dabei höhnisch, schaute sich jedes der totenblassen Gesichter der Reihe nach an und weidete sich an dem Grauen, das er verbreitete.

Aber dann geschah etwas, auf das niemand vorbereitet war: Eine schneidende Stimme schrie aus der Ecke, wo der Stubendienst untergebracht war: ‚*Das glaube ich nicht!*‘

Wütend fuhr der SS-Mann herum. ‚Wer war das?‘ schrie er. Und zum zweiten Mal vernahmen wir die scharfe Stimme: ‚*Ich! Ich glaube das nicht! Ich war im Weltkrieg vier Jahre als Landser draussen – ein deutscher Soldat tut so etwas nicht...!*‘

«Jetzt wusste ich», hatte mein Freund seinen Bericht beendet, «wer den SS-Mann derartig herausgefordert hatte: Leopold Moses, ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Ich erwartete für ihn das Schlimmste. Ich stand hinter dem SS-Mann. Ich sah, wie seine Ohren rot wurden. Uns allen stockte der Atem. Würde er den Herausforderer jetzt niederknüppeln oder zur Pistole greifen? Doch da drehte sich der Bursche um und ging wortlos zur Tür. Er schaute keinen mehr an und verschwand im Nebel...» Daran musste ich denken, als ich in Herrn Bergers Wohnzimmer das alte Gruppenbild aus Weimar-Buchenwald sah, aufgenommen im selben Februar 1940, nur wenige Schritte entfernt von den Überresten des ‚Kleinen Lagers‘ und vom Block 21 ...

Ich hörte aus der Küche das Pfeifen des Kessels. Gleich würde Herr Berger wiederkommen und mir Tee anbieten. Sollte ich ihn nach seinen Eindrücken vom Lager Buchenwald fragen? Ich würde von ihm doch nur hören, wie makellos sauber und ordentlich er dort alles angetroffen hätte, besonders den Appellplatz – kein Fitzelchen Papier, kein abgebranntes Streichholz auf der ganzen riesigen Fläche ...

Nein, ich wollte etwas anderes von ihm erfahren, und so fragte ich ihn, nachdem er mir den Tee eingeschenkt hatte: «Sie wurden doch im Frühjahr 1940 dem Judendezernat der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf zugeteilt – haben Sie sich darum beworben? Und wie war Ihre Einstellung zu dem, was man damals ‚die Judenfrage‘ genannt hat?»

Zum erstenmal wurde Herr Berger etwas unsicher.

«Ja, wie soll ich Ihnen das erklären?» begann er. «Sie werden das doch nicht verstehen ... Sie müssen wissen: Wir waren zu Hause streng katholisch. Mein Vater war ein kaisertreuer Beamter und im Katholischen Männerwerk aktiv. Mit den Völkischen und Antisemiten hatte er nichts im Sinn, aber er hat mir als Kind verboten, mit den Judenkindern von nebenan zu spielen – Gottschalk hiessen sie. Ich durfte von Frau Gottschalk nicht mal ein Bonbon annehmen ...»

Er berichtete dann auch noch von anderen Erlebnissen mit Juden: Im

Gasthaus seines Onkels habe ein jüdischer Viehhändler Meyer verkehrt – ein unangenehmer Kerl, und beim Militär hatte er einen jüdischen Ausbilder, den Gefreiten Louis Heymann, der sei ein so vorbildlicher Soldat gewesen, dass er und seine Kameraden hinter seinem Rücken gewitzelt hätten, der wäre gar kein Jude; seine Mutter hätte sich wohl mit einem Offizier eingelassen.

Es folgten noch weitere solcher Erinnerungen, und schliesslich sagte Herr Berger: «Also, wirklich – ich kann nicht sagen, dass ich feindselig eingestellt gewesen wäre ... Und beinahe – Sie werden es kaum glauben! – hätte ich 1926 ein Mädchen aus jüdischer Familie geheiratet! Doris Rosenthal hiess sie. Ihr Vater hatte ein gutgehendes Textilgeschäft. Wir mochten uns sehr, und die Doris wollte sich auch taufen lassen. Ich war gerade Beamter auf Lebenszeit geworden, aber der alte Rosenthal wollte nicht, dass seine Tochter katholisch würde und einen Polizisten heiratete. Na ja – es war ein Glück, dass nichts daraus wurde. Später habe ich manchmal daran denken müssen ... Manche von den Leuten haben mir richtig leid getan, wenn wir sie evakuieren mussten ...» Er sagte tatsächlich «evakuieren», so als hätte die Gestapo ihre «Schutzbefohlenen» in Sicherheit gebracht und sie nicht ausgeplündert und dann mit Viehwagons in die Vernichtungslager verfrachtet...!

«Sie sind doch sicherlich besonders geschult worden, ehe Sie dem Judentzernat zugeteilt wurden?»

Herr Berger lachte.

«Und wie! Rassenkunde hatten wir und weltanschaulichen Unterricht, ausserdem einen Extrakurs über ‚Die rechtliche Stellung der Juden‘ ... Am schlimmsten war der weltanschauliche Unterricht bei Hauptsturmführer Kleinschmidt. Da haben wir büffeln müssen – schlimmer als in der Schule! – Warten Sie, ich glaube, ich habe noch ...»

Aus dem Hutfach seines «altdeutschen» Kleiderschranks holte er einen Aktenordner, der säuberlich mit ‚W. U.‘ beschriftet war. Er enthielt Auszüge aus Hitlers ‚Mein Kampf‘, Schriften des ‚Stürmer-Buchverlags‘ und einzelne Seiten aus dem ‚Zentralorgan der Schutzstaffeln der NSDAP‘ mit dem Titel ‚Das Schwarze Korps‘. Er gab mir den Ordner, und ich blätterte durch die vergilbten Seiten. Einiges war von Berger rot angestrichen worden, zum Beispiel diese Passage aus Adolf Hitlers ‚Mein Kampf‘, «Es ist selbstverständlich, dass sich in der Gesamtsumme der Volkszahl einer Nation für alle möglichen Gebiete des täglichen Lebens Talente finden werden. Es ist weiter selbstverständlich, dass der

Wert des Wissens umso grösser sein wird, je mehr das tote Wissen vom entsprechenden Talent des Einzelnen beseelt wird. *Schöpferische Leistungen selbst können überhaupt nur entstehen, wenn Fähigkeit und Wissen eine Ehe bilden.*

Wie grenzenlos die heutige Menschheit in dieser Richtung sündigt, mag noch ein Beispiel zeigen. Von Zeit zu Zeit wird in illustrierten Blättern dem deutschen Spiesser vor Augen geführt, dass da oder dort zum erstenmal ein Neger Advokat, Lehrer, gar Pastor, ja Heldentenor oder dergleichen geworden ist. Während das blödselige Bürgertum eine solche Wunderdressur staunend zur Kenntnis nimmt, voll von Respekt für dieses fabelhafte Resultat heutiger Erziehungskunst, versteht der Jude sehr schlaue, daraus einen neuen Beweis für die Richtigkeit seiner den Völkern einzutrichternden Theorie von der *Gleichheit der Menschen* zu konstruieren. Es dämmert dieser verkommenen bürgerlichen Welt nicht auf, dass es sich hier wahrhaftig um eine Sünde an jeder Vernunft handelt; dass es ein verbrecherischer Wahnwitz ist, einen geborenen Halbaffen so lange zu dressieren, bis man glaubt, aus ihm einen Advokaten gemacht zu haben, während Millionen Angehörige der höchsten Kultur-rasse in vollkommen unwürdigen Stellungen verbleiben müssen; dass es eine Versündigung am Willen des ewigen Schöpfers ist, wenn man Hunderttausende und Hunderttausende seiner begabtesten Wesen im heutigen proletarischen Sumpf verkommen lässt, während man Hottentotten und Zulukaffern zu geistigen Berufen hinaufdressiert. Denn um eine Dressur handelt es sich dabei, genauso wie bei der des Pudels, und nicht um eine wissenschaftliche ‚Ausbildung‘. Die gleiche Mühe und Sorgfalt auf Intelligenzrassen angewendet, würde jeden Einzelnen tausendmal eher zu gleichen Leistungen befähigen‘.

War Herr Berger, ein Angehöriger der «höchsten Kultur-rasse», vielleicht mit seiner «vollkommen unwürdigen Stellung» als Kriminalsekretär unzufrieden gewesen? Hatte es ihn gewurmt, dass er bei Beförderungen immer wieder übergangen worden war, weil er nicht die höhere Schule hatte besuchen können? Unter den Juden im Bereich der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf waren sehr viele Akademiker – Ärzte, Rechtsanwälte, höhere Beamte, Richter und bei der Industrie tätige Chemiker und Physiker. Hatte Herr Berger sich mit der vom ‚Führer‘ selbst verkündeten ‚Erkenntnis‘ getröstet, dass es sich bei diesen gesellschaftlich Aufgestiegenen von «minderwertiger Rasse» um blosse «Dressurprodukte» handelte und dass er selbst «tausendmal eher zu gleichen Leistungen befähigt» wäre?

Auf einem anderen Blatt in Herrn Bergers Ordner war wiederum ein Absatz angestrichen. Unter der Überschrift ‚Die Volksvergiften war da von dem unterschiedlichen Aussehen der Juden die Rede: ‚Wie die Giftschlangen unter den Tieren, so treiben es die Juden unter den Menschen. Solange der Jude seiner Beute nicht sicher ist, tut er so, als wäre er der harmloseste und bravste Mensch. Er gibt sich sogar den Anschein, als ob er ein armer Tölpel wäre, dem man Mitleid entgegenbringen müsse. Viele Nichtjuden lassen sich dadurch täuschen.

Giftschlangen gibt es in den verschiedensten Arten, Giftschlangen gibt es in den verschiedensten Ländern der Welt. Dasselbe gilt auch für die Juden. Es gibt kleine und grosse, dicke und magere, schwarzhaarige und selbst blonde Juden. Es gibt reiche und arme Juden. Es gibt jüdische Hausierer, Geschäftsleute, Händler, Ärzte, Anwälte, Gelehrte, Politiker und Börsenkönige. Es gibt Juden in Deutschland, England und Italien, in Europa, Afrika, Asien, Australien und Amerika. Aber selbst, wenn sie das verschiedenste Aussehen haben, wenn sie die verschiedensten Berufe bekleiden und die verschiedensten Sprachen der Welt sprechen, sie sind und bleiben Juden. Sie sind und bleiben die Giftschlangen unter den Menschen.

Die Aufklärung allein aber kann die Judenfrage nicht lösen. Ein Volk, das den Juden kennt, muss auch die Kraft haben, rücksichtslos gegen den Weltfeind vorzugehen. Ebenso wie die Schlangengefahr erst dann völlig behoben ist, wenn mit den Giftschlangen restlos aufgeräumt ist, so ist die Judenfrage erst dann gelöst, wenn das Judentum vernichtet ist. Die Menschheit muss wissen, dass es in der Judenfrage nur ein hartes ‚Entweder-Oder‘ gibt; denn: Töten wir nicht die jüdische Giftschlange, dann tötet sie uns.’

Ich fand noch eine dritte angestrichene Stelle: In einer ‚Seminararbeit‘, der man ansah, dass sie auf einer Schreibmaschine von jemandem getippt worden war, der darin wenig Übung gehabt hatte, hiess es, rot unterstrichen: ‚Vor- und Familiennamen, Aussehen, Sprache, Beruf, Habitus und alle anderen Merkmale können täuschen. Letzte Sicherheit bringt nur der Ariernachweis (Taufbescheinigungen aller Gross- und Urgrosselternanteile). Indessen wird ein Beamter mit langjähriger Praxis durch seinen geschulten Instinkt jeden Juden oder Judenmischling sofort erkennen.

Ich schloss den Ordner wieder, gab ihn Herrn Berger zurück und sagte: «Das ist wirklich phantastisch!»

Dabei dachte ich an die schreckliche Unlogik dieser ‚Rassen‘lehre, die einerseits nur das ‚Blut‘ gelten lassen wollte, andererseits, weil es keine

biologischen Unterscheidungsmöglichkeiten gab, die Religion der Vorfahren zum einzig sicheren Merkmal der ‚Rasse‘ gemacht hatte.

Doch Herr Berger verstand meine Äusserung ganz anders.

«Ich kann Ihnen versichern: Mit dieser Ausbildung und der Erfahrung von einigen Monaten Praxis konnte ich einen Juden auf dreissig Schritt Entfernung erkennen – der konnte sich so unauffällig benehmen, wie er wollte, und so blond und blauäugig sein wie ein SS-Junkerschulen-Anwärter! Ich hatte dafür einen todsicheren Instinkt ...!»

Er merkte plötzlich, dass er sich vergaloppiert hatte, und fügte rasch hinzu: «Ich habe natürlich oft ein Auge zugeedrückt, wenn es sich mit den Vorschriften gerade noch vereinbaren liess. Aber erkannt habe ich jeden und jede ...»

Sein Berufsstolz hatte wieder die Oberhand gewonnen, und dies schien mir der richtige Augenblick, ihn zu fragen: «Erinnern Sie sich an Oberschwester v. Anders – Schwester Maxi?»

Natürlich erinnerte er sich. Sie hatte schliesslich viele Monate lang seine behinderte Tochter betreut.

«Eine grossartige Frau», sagte er. «Ich weiss noch, wie unsere Gudrun zum erstenmal ‚Papa‘ zu mir gesagt hatte – ohne Schwester Maxi ...»

«Erinnern Sie sich vielleicht auch noch an Major v. Elken?» unterbrach ich ihn.

Er dachte nach. Dann fiel es ihm wieder ein: «Ja gewiss, jetzt weiss ich, wen Sie meinen: den pensionierten Kavallerieoffizier aus Potsdam, der sich unbedingt reaktivieren lassen wollte! Ich traf ihn ein paarmal bei Frau Ney, und wir sprachen über dies und das. Ein kauziger alter Herr und ein richtiger Kommisskopp war das! Ich erinnere mich, dass er mich einmal fragte, für welches Dezernat ich zuständig sei, und als ich es ihm sagte, meinte er sehr ernst: ‚Da haben Sie aber eine sehr schwere und verantwortungsvolle Aufgabe!‘ Das hat mir damals mächtig imponiert...»

Ich nannte ihm noch weitere Namen von Männern und Frauen, denen er bei den Neys und später auch bei meiner Mutter bestimmt einmal begegnet war, aber er schüttelte den Kopf. Nur an eine Dame konnte er sich noch erinnern: Frau Wandel, die so wunderschön Klavier spielen konnte ...

«Sie haben doch auch einmal die Bekanntschaft von Monsignore Sprüngli gemacht, nicht wahr? Ich meine den geistlichen Herrn, der 1940 aus der Schweiz eingereist ist, um die Kriegsgefangenen zu besuchen ...»

„Tante Änne“ hatte mir von Herrn Sprünglis Begegnung mit Herrn Berger erzählt, auch dass der Gestapo-Beamte dem „Monsignore“ den Ring zu küssen versucht hatte.

Allmählich begann es Herrn Berger zu dämmern, warum ich ihn nach allen diesen Leuten fragte.

«War der Monsignore etwa – war er vielleicht...? Doch wohl nicht jüdisch – oder?» erkundigte er sich sehr zögernd und fügte dann eilig hinzu: «Ehrlich gesagt: Ich hatte die ganze Zeit so ein unbestimmtes Gefühl, dass mit diesem Geistlichen irgendetwas nicht stimmte ... Also, das war ein Jude ...?! Der muss aber verdammt gute Nerven gehabt haben!»

«Ja, die hatte er», sagte ich, «aber Jude war *der* nun gerade nicht. Das war ein kommunistischer Funktionär – der Kurier der illegalen Parteileitung ... Aber, was die anderen betrifft – Schwester Maxi, Major v. Elken und die schöne Frau Wandel, die Ihnen Schumann und Schubert vorgespielt und Sie zu Tränen gerührt hat-, das waren tatsächlich jüdische Flüchtlinge, und bei denen hat Sie Ihr untrüglicher Instinkt glücklicherweise im Stich gelassen ...»

Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder gefasst hatte.

Dann sagte er: «Hören Sie, ich habe immer nur meine Pflicht getan – nicht mehr und nicht weniger! Ich habe mir nichts vorzuwerfen – ausser dass ich mich von meinen Vorgesetzten dazu habe überreden lassen, aus der Kirche auszutreten, und das habe ich gleich nach dem Krieg wieder rückgängig gemacht ... Wirklich, ich freue mich dass es diesen prächtigen Menschen gelungen ist, sich allen Widrigkeiten zum Trotz zu behaupten. Ich habe immer gesagt: Der Tüchtige setzt sich durch, auch wenn es ihm noch so schwer gemacht wird. Das hat sich ja auch bei mir gezeigt – oder glauben Sie, es war leicht, nur mit Volksschulabschluss bis zum Hauptkommissar aufzusteigen?!»

### 13. Eine Künstlerin auf Tournee I

In demselben D-Zug, mit dem ‚Schwester Maxi‘ und ich im Juni 1942 in Düsseldorf angekommen waren, hatte sich noch ein weiterer Flüchtling befunden: Frau Uta Wandel.

Für sie hatte ich – Herr Desch legte grossen Wert darauf – ein elegantes Sommerkostüm, hochhackige Pumps sowie einen grossen Hut nach Berlin mitgebracht, ausserdem eine Bescheinigung der Standortkommandantur Düsseldorf, die ‚Griesgen‘ Ney besorgt hatte. Sie besagte, dass Frau Wandel als Künstlerin im Rahmen der Truppenbetreuung «eingesetzt» und «auf Dienstreise» sei. Sie hatte Anspruch auf Dienstfahrtscheine 1. Klasse. Ich hatte sie auf dem Bahnsteig in Empfang genommen, und Herr Desch war, nachdem er ‚Schwester Maxi‘ zum Krefelder Zug gebracht hatte, mit Frau Wandel durch die Sperre gegangen und hatte mit ihr die Ausweiskontrolle passiert. Aus einiger Entfernung hatte ich beobachten können, wie ein SS-Führer, der Herrn Desch offenbar kannte, auf das auffallend elegante Paar zugeeilt war und die beiden mit ausgesuchter Höflichkeit an seinen Leuten vorbeigeschleust hatte.

«Brauchen Sie ein Taxi, Gnädigste?» hörte ich ihn fragen. Aber Herr Desch hatte seinen eigenen Wagen mitgebracht, mit dem er Frau Wandel nach Oberkassel zu Fräulein Bonse fuhr, wo sie fürs erste wohnen sollte.

Ehe sie dann im Spätherbst 1942 als angeblich Ausgebombte nach Bayern, in ein abgelegenes Dorf an der böhmischen Grenze, «evakuiert» und damit endgültig in Sicherheit gebracht werden konnte – denn von da an hatte sie eine echte Kennkarte, wenn auch auf ihren falschen Namen lautend, und hatte Anspruch auf Lebensmittel- und andere Karten –, wohnte sie noch für etwa vier Wochen bei Änne Ney. Und dort war sie dann zwei- oder dreimal Herrn Berger begegnet, der seine Frau, die den Neys das Landhaus besorgte, hin und wieder mit dem Dienstwagen abholte.

«Meine Nichte Uta», hatte ihm ‚Tante Änne‘ erklärt, als er eines Abends in der Diele auf seine Frau wartete und gebannt dem Klavierspiel lauschte, das aus einem der Zimmer zu hören war.

«Sie spielt wundervoll, nicht wahr?»

„Tante Anne“ hatte gehofft, damit Herr Bergers Neugier befriedigt zu haben, doch er hatte sie geradezu inständig gebeten, für einen Augenblick eintreten und das Stück – ein Lied aus Schuberts Zyklus „Die schöne Müllerin“ – zu Ende hören zu dürfen. „Tante Anne“ hatte nicht umhingekonnt, ihn leise ins Zimmer zu führen und ihm einen Stuhl anzubieten.

Herr Berger war von Uta, ihrer Schönheit und ihrem einfühlsamen Spiel ganz hingerissen. Das abendliche Dämmerlicht, die letzten Sonnenstrahlen, die auf das lange blonde Haar der Pianistin fielen, hatten wohl ein übriges getan – jedenfalls beteuerte „Tante Anne“ später, sie könnte beschwören, dass sich Herr Kriminalsekretär Berger Tränen aus den Augen gewischt hätte und dass sie fast sicher wäre, von ihm so etwas wie deutsche Kunst in ihrer höchsten und reinsten Form, ein Erlebnis wie das des Standbildes der Uta am „Dom zu Naumburg“ gehört zu haben ... Jedenfalls kam Herr Berger wieder, und Uta musste, eigens für ihn, Schubert spielen. Er war wieder zutiefst gerührt und dann sehr enttäuscht, als er Ende Oktober von Utas Abreise hörte.

«Sie ist auf das Gut ihrer Eltern nach Westpreussen gefahren», hatte ihm „Tante Anne“ erzählt. «Dort wird sie gebraucht – der Inspektor ist einberufen worden. Sie macht jetzt die ganze Verwaltung allein ...»

Herr Berger hatte sich daraufhin zu der Bemerkung verstiegen, Uta hätte ihm so recht vor Augen geführt, worum es ginge bei dem grossen Abwehrkampf gegen Bolschewismus und Judentum, ja, sie wäre für ihn «die Verkörperung deutschen Frauentums schlechthin» ...

«Sie heisst Wanda Rubinstein», hatte Herr Desch meiner Mutter gesagt, ehe ich ihr die Sachen nach Berlin brachte, wo sie untergetaucht war. «Sie ist 27 Jahre alt, in Warschau aufgewachsen, spricht Polnisch, aber auch perfekt Deutsch mit wenig Akzent, ausserdem fliessend Französisch. Sie war nach dem Abitur auf einer Handelsschule, beherrscht alle Büroarbeiten, war auch ein Jahr in Lausanne und hat dann Musik studiert – Piano und Gesang ... Was meinen Sie: Wie könnte sie heissen, und welchen Beruf sollen wir ihr geben?»

Meine Mutter hatte noch etwas mehr über sie wissen wollen, zumal über Grösse und Aussehen.

Herr Desch hatte sie als «gut aussehend, mittelgross, schlank, recht sportlich» beschrieben, «mit rötlich-blonden Haaren, graublauen Augen, gerader, ziemlicher kleiner Nase und ovalem, etwas blassem Ge-

sicht...’, und hinzugefügt, sie mache zwar einen recht damenhaftem Eindruck, wirke aber auch durchaus praktisch veranlagt und recht energisch. Die beiden waren dann übereingekommen, Fräulein Rubinstein in eine Künstlerin auf Tournee zu verwandeln und sie ‚Wandel’ zu nennen. Ausserdem sollte sie einen ‚kernigen’ Deutschen Vornamen bekommen, woraus dann nach einigem Hin und Her ‚Uta’ wurde. Wir machten sie auch noch zur Kriegerwitwe, die mit einem an der Ostfront gefallenen Oberleutnant für nur kurze Zeit verheiratet gewesen war, und zur Tochter eines – ebenfalls gefallenen – Rittmeisters und Gutbesitzers v. Schön. Solch tragischer und zugleich respektabler Hintergrund würde ihr gewiss helfen, zudem aufdringliche Verehrer auf Distanz halten.

«Sie braucht jetzt Ruhe», hatte Herr Desch noch gesagt, «sie hat Schreckliches durchgemacht.»

Mehr erfuhren wir zunächst nicht. Zweieinhalb Jahre später, einige Wochen nach Kriegsende, traf ich ‚Uta Wandel’ in jenem abgelegenen Dorf nahe der bayerisch-tschechischen Grenze wieder, wo meine Mutter für sich und einige Freunde ein Ausweichquartier gefunden hatte. Sie hiess nun wieder Wanda Rubinstein, und ich erfuhr etwas mehr über sie.

Erst 1980, als sie aus Mexiko auf kurzen Besuch nach Westdeutschland kam, gab sie mir auf meinen Wunsch hin einen umfassenden Bericht ihrer Erlebnisse während der Kriegsjahre.

«Im Sommer 1939 fuhr ich in den Ferien zu meinem Onkel Louis nach Łódź. Ich war damals 24 Jahre alt, studierte Musik am Staatlichen Konservatorium in Warschau und war, wie ich rückblickend sagen kann, ein sehr verwöhntes und ziemlich oberflächliches junges Mädchen.

Onkel Louis, der ältere Bruder meines Vaters, war ein wohlhabender Mann, dem eine Textilfabrik in Łódź gehörte. Er hatte einige Monate zuvor seine Frau verloren und war bald danach aus seiner Villa, wo noch seine Schwiegermutter, deren Schwester sowie zwei Schwestern seiner verstorbenen Frau lebten, in eine ganz moderne, sehr elegante Etagenwohnung in der Magistracka 36 umgezogen. Ich sollte ihm bei der Einrichtung helfen, ihn etwas aufheitern und im neuen Haushalt nach dem Rechten sehen. Doch für alles sorgten bereits Onkels Köchin Jadwiga und deren Nichte Olga. Es gab für mich wenig zu tun. So spielte ich meist Tennis mit meinem siebzehnjährigen Vetter Benny und dessen Freunden und ritt aus in die Heide, oft in Begleitung jüngerer Kavallerieoffiziere.

Damals, im August 1939, war immerfort die Rede davon, dass es jeden

Augenblick Krieg mit Deutschland geben könnte. Ich fand das sehr aufregend, ohne mir der möglichen Folgen bewusst zu sein. Es gab damals täglich blutige Zusammenstösse in der Stadt zwischen polnischen Nationalisten und Volksdeutschen, aber wir, draussen am Westrand der Stadt, merkten davon wenig. Am Sonntag, dem 27. August, sollte es im Tennisclub ein grosses Sommerfest geben. Erst als wegen «drohender Kriegsgefahr» abgesagt wurde, kam mir der Ernst der Lage voll zum Bewusstsein.

Von jetzt an sassen wir ständig am Radioapparat und hörten die in- und ausländischen Nachrichtensendungen. Mehrmals schien es so, als könnte der Krieg noch verhindert werden, aber am 1. September eröffneten die Deutschen die Feindseligkeiten. Mein Vater, mit dem ich bis dahin täglich telefonierte, glaubte an einen polnischen Sieg. Er sagte: ‚In einer Woche sind wir in Berlin ...!‘ Onkel Louis hingegen war pessimistisch. Er meinte, unsere einzige Hoffnung sei die rasche Hilfe der Franzosen und Engländer, und als am 3. September Grossbritannien und Frankreich an die Seite Polens traten, atmete er auf. ‚Vielleicht‘, sagte er, ‚greifen sie noch schnell genug ein, um uns zu retten ...‘ Ich hingegen war mit ganzem Herzen bei denen, die jetzt für Polen kämpften, und glaubte den Siegesnachrichten, die Radio Warschau täglich verkündete. Dann kam ein Telegramm von meiner Mutter. Es meldete den Heldentod meines Vaters. Bei einem selbstmörderischen Kavallerieangriff auf deutsche Panzer war er gefallen.

Das war am 8. September. Mutter forderte mich auf, sofort nach Hause zu kommen. Am nächsten Tag wollte mich Onkel Louis mit dem Auto nach Warschau bringen, als uns die Schreckensnachricht erreichte: «Die Deutschen sind da! Ganz Łódź ist vom Feind besetzt!» Ich konnte es nicht glauben, bis ich selbst die Panzer durch die Strassen rollen sah. Die grosse Stadt\* und mit ihr die ganze Industrieregion war kampfflos von der Wehrmacht erobert worden ...!

Es haben sich dann in Łódź die schrecklichsten Dinge ereignet: Zunächst waren es die Volksdeutschen, die an allen ihnen bekannten polnischen Patrioten die furchtbarsten Greuel verübten. Menschen wurden aus den Fenstern gestürzt, auf der Strasse erschlagen und buchstäblich

\* Łódź (unter deutscher Besetzung: Litzmannstadt) hatte 1939 über 650'000 Einwohner, davon waren etwa 70'000 Volksdeutsche und etwa 260'000 Juden. Zwei Drittel der Bevölkerung waren verelendete Textilarbeiter und deren Angehörige, die unter frühkapitalistischen Bedingungen in den Gross- und Mittelbetrieben arbeiteten und in erbärmlichen Behausungen lebten. Die meisten Textilarbeiter waren Juden.

in Stücke zerrissen, in Abortgruben ertränkt oder an Laternen aufgehängt.

Dann kamen die ersten Berichte über Judenverfolgungen, an denen sich auch die deutschen Soldaten beteiligten: Jüdische Geschäfte wurden geplündert, Männern auf der Strasse der Bart abgeschnitten, Rabbiner misshandelt, Frauen vergewaltigt und deren Angehörige, die sie schützen wollten, mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen ... Aber das war nur der Anfang: Schon drei Tage nach dem Einmarsch begann ein sogenanntes Einsatzkommando der SS, mit vorbereiteten Listen Angehörige der polnischen Oberschicht ‚abzuholen‘: Ärzte, Anwälte, Direktoren, Lehrer, pensionierte Offiziere und katholische Geistliche. Zusammen mit den inzwischen zu ‚Hilfspolizisten‘ ernannten Volksdeutschen erschoss die SS die Festgenommenen ohne Gerichtsverfahren! Es müssen Hunderte gewesen sein, die in diesen ersten Tagen allein in Łódź verschleppt und umgebracht worden sind. Bald hörten wir auch von Erschiessungen prominenter Juden durch die SS. Unter den ersten Opfern war ein mit Onkel Louis befreundeter Chirurg – dessen Witwe fand dann bei uns Aufnahme, weil ihre Villa ausgeplündert und «beschlagnahmt» worden war.

Am Abend des 17. September hörten wir im Radio, dass ganz Ostpolen von den Truppen der Sowjetunion besetzt worden war und dass nur noch Warschau und die Seefestung Westerplatte den Deutschen Widerstand leisteten. Am 23. September kam das ‚Sondergericht‘ nach Łódź. Die erste Folge davon war für uns, dass Onkel Louis’ Villa, in der noch die ganze Verwandtschaft seiner verstorbenen Frau wohnte, für die Sonderrichter requiriert wurde. Onkels Schwiegermutter, deren 80jährige Schwester und die beiden Schwägerinnen wurden von den Deutschen einfach auf die Strasse gejagt. Nichts durften sie mitnehmen, und sie kamen völlig verstört bei uns an.

Am 27. September hörten wir im Radio, dass nun auch Warschau kapituliert hatte. Am nächsten Tag kamen Professor Lipschitz und dessen Frau, alte Freunde meiner Eltern. Sie waren eine Woche zuvor aus Warschau geflüchtet – nach einem schweren Bombenangriff, dem, wie ich nun erfuhr, meine Mutter und meine jüngere Schwester zum Opfer gefallen waren. Unser Haus war vollständig zerstört worden ... Der Professor, dem ein Bombensplitter in den Rücken gedrungen war, starb zwei Tage nach seiner Ankunft bei uns. Wir hatten grosse Mühe, einen Leichenbestatter zu finden, und als wir ihn aufgetrieben hatten, sagte er uns, es gäbe nur noch Massengräber ...

Am 1. Oktober wurde der schwerverletzte Rabbiner Dr. Samuelsohn zu uns gebracht. Er war vor unserer Haustür von betrunkenen Soldaten furchtbar misshandelt worden. Er erzählte uns von den Gehenkten, die er im Park Poniatowski, vor dem Kreisgericht und entlang der Petrikauer Strasse gesehen hatte. Sie waren vom ‚Sondergericht‘ im Schnellverfahren wegen geringfügiger Verletzungen der strengen Vorschriften zum Tode verurteilt und öffentlich aufgehängt worden ...

Durch die vielen Flüchtlinge, die bei uns untergebracht waren, wurde unsere Versorgung mit Lebensmitteln und anderem Notwendigen von Tag zu Tag kritischer. Jadwiga, Onkels Köchin, war die Einzige, die sich noch aus dem Haus traute und ab und zu gegen hohen Aufpreis Lebensmittel beschaffte.

In den Geschäften gab es kaum noch etwas, weil die Versorgung stockte und die Vorräte von den deutschen Soldaten aufgekauft oder geplündert worden waren. In den Läden, vor denen die Leute Schlange standen, musste jeder, der eine deutsche Uniform trug, bevorzugt bedient werden. Auf der Strasse, so berichtete Jadwiga empört, hatten die Zivilisten den Bürgersteig sofort zu verlassen und in die Gosse zu treten, sobald ein Uniformierter sich nahte.

Jeder Soldat und jeder volksdeutsche Hilfspolizist hatte das Recht, die Passanten zu allen möglichen Arbeiten heranzuziehen und sie mit Stock- oder Peitschenhieben anzutreiben, wenn sie nicht eifrig und schnell genug die irgendwo ‚beschlagnahmen‘ Möbel transportierten, geplünderte Ware auf Lastwagen luden oder die Strasse fegten ... NSKK\*-Männer regelten den Strassenverkehr und schlugen mit Gummiknüppeln auf jeden ein, der etwas falsch machte.

Ende Oktober wurde ich krank. Jadwiga überredete mich, aus Onkel Louis' überfüllter Fünfstübchenwohnung in die Dreizimmerwohnung nebenan umzuziehen, wo die Dienstboten wohnten. Sie brachte mich in dem Zimmer unter, das sie mit ihrer Nichte Olga bewohnte, und so hatte ich wenigstens tagsüber einen Raum für mich allein.

Am 9. November – ich hatte kein Fieber mehr – erzählte mir Jadwiga, als sie abends aus der Stadt kam, es hätte vorhin eine grosse Kundgebung der Volksdeutschen stattgefunden; ein neuer Statthalter\*\* sei als Gouverneur des gesamten ‚Lodscher‘ Gebiets eingesetzt worden. Er habe ei-

\* NSKK: Nationalsozialistisches Kraftfahr-Korps, eine Untergliederung der NSDAP

\*\* Bis zum 9. 11. 1939 residierte in Łódź der frühere Rechtsanwalt Dr. Hans Frank, der dann bis Kriegsende von Krakau aus das «Generalgouvernement» regierte. Sein Nachfolger als Gauleiter und Reichsstatthalter im Warthegau war Arthur Greiser. Beide wurden nach dem Kriege in Polen abgeurteilt und hingerichtet.

ne von Lautsprechern übertragene Ansprache gehalten und verkündet, dass diese ‚urdeutsche‘ Stadt künftig ‚Litzmannstadt‘ heissen und in den neuen ‚Warthegau‘ ‚eingegliedert‘ werde. Auch alle Strassen, Plätze und öffentlichen Gebäude sollten nun deutsche Namen erhalten. ‚Vom heutigen Tage an‘, sagte er am Schluss seiner Rede, ‚ist Litzmannstadt wieder ein Teil des Grossdeutschen Reiches.‘

Natürlich wusste jeder in Łódź, dass die Stadt nie zu Deutschland gehört hatte. Vor dem Ersten Weltkrieg war die Region ein Teil von Russisch-Polen, und vor 1850 hatte die Stadt noch gar nicht existiert. Łódź war erst entstanden, als dort auf Befehl des Zaren ein Zentrum der Textilindustrie buchstäblich aus dem Boden gestampft wurde. In den neunzig Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte Łódź einen gewaltigen Aufschwung genommen, weil von dort das ganze Russische Reich mit billiger Konfektion beliefert wurde. Die dadurch arbeitslos gewordenen, meist jüdischen Schneider aus ganz Russland waren nach Łódź gezogen und Industriearbeiter geworden. Die Bevölkerung der Region mit der Stadt Łódź war auf weit über eine Million gestiegen, und der jüdische Anteil lag bei etwa vierzig Prozent.

Das, so hatte der neue Statthalter versprochen, sollte aber nun anders werden: Litzmannstadt müsste so rasch wie möglich von Juden, Polen und anderen Nichtdeutschen ‚gesäubert‘ werden ...! An diesem Abend des 9. November 1939 hörte ich auch von Jadwiga, was sich im sechzig Kilometer entfernten Turek etwa zehn Tage zuvor abgespielt hatte: Dort hatte die deutsche Polizei, wie fast täglich in allen polnischen Städten, eine Razzia durchgeführt, Männer und Frauen auf der Strasse nach Waffen durchsucht, und dabei war es wieder zu Misshandlungen gekommen. Als dann ein Polizist einen jüdischen Greis, der ihn wegen Schwerhörigkeit nicht verstehen konnte, als ‚Befehlsverweigerer‘ niederschoss, kam es zu einer Panik. Einige Dutzend Juden flüchteten in die Synagoge, wo sie sich sicher glaubten. Die Polizisten drangen jedoch in das Gotteshaus ein. Mit Polizeihunden und Peitschenhieben jagten sie die Männer durch den Raum und quälten sie auf grausamste Weise. Wäre nicht ein höherer Offizier gekommen und hätte dem Treiben ein Ende gemacht, wären sicherlich alle umgebracht worden ...

Am nächsten Morgen, dem 10. November, einem Freitag, nahm ich Onkel Louis beiseite und sagte ihm, ich wollte nicht länger tatenlos herumsitzen und weiteres Unheil abwarten. Er war zu dem gleichen Entschluss gekommen, und gemeinsam überlegten wir, wie wir aus Łódź fliehen

und uns zur Ostseeküste durchschlagen könnten, um von dort aus das neutrale Schweden zu erreichen. Onkel Louis hatte in Zoppot ein grosses Segelboot mit Hilfsmotor liegen. Damit wollten wir bei Nacht zu entkommen versuchen.

Es schien uns der einzige Ausweg, denn im ‚Generalgouvernement‘, durch das wir uns in das nun sowjetisch besetzte Ostpolen hätten durchschlagen müssen, sollte es, nach allem, was wir gehört hatten, noch schlimmer sein als im ‚Warthegau‘, der nun als Teil des Deutschen Reiches galt.

Am Sonntag gegen Abend, kurz vor Beginn der Sperrstunde, gingen mein Onkel und sein Sohn zum erstenmal aus dem Haus. Sie wollten sich im Kontor meines Onkels im Direktionsgebäude seiner Fabrik mit Herrn Twardowski, dem Prokuristen, treffen, den Jadwiga mittags davon benachrichtigt hatte. Ich vermute, dass mein Onkel in sein Werkskontor gegangen war und Benny mitgenommen hatte, um aus seinem Safe Bargeld zu holen.

Am Montagmorgen, gleich nach Aufhebung der nächtlichen Ausgangssperre, wollte er heimkehren, doch wir warteten vergeblich auf die beiden. Mittags schickte ich Jadwiga zu Frau Twardowski, die ebenfalls noch nichts von ihrem Mann gehört hatte und sehr in Sorge war. Dann stellte Jadwiga Nachforschungen in der Stadt an und erfuhr, dass die drei von einem Volksdeutschen denunziert und von der Hilfspolizei verhaftet worden waren. Sie sollten vor das Sondergericht kommen. Es gelang uns, einen Wächter zu bestechen und von Onkel Louis einige wichtige Nachrichten zu erhalten, ohne die es uns unmöglich gewesen wäre, das Unglück zu überstehen, das nun über uns hereinbrach. Denn schon am Dienstag, dem 14. November, verurteilte das Sondergericht nach einer Verhandlung, die nur fünfzehn Minuten dauerte, Onkel Louis, Benny und Herrn Twardowski wegen ‚Wirtschaftssabotage‘ zum Tode, und schon eine Stunde später wurden die drei öffentlich gehenkt!

Am Nachmittag des nächsten Tages kam ein Justizwachtmeister vom Sondergericht, zusammen mit zwei deutschen Herren in Zivil, die, wie ich dann erfuhr, Richter waren und die Aufgabe hatten, in Łódź ‚die ordentliche Gerichtsbarkeit aufzubauen. Der Wachtmeister fragte mich barsch, ob dies eine ‚Judenwohnung‘ sei, und als ich zögerte, gab er mir eine schallende Ohrfeige, worüber die deutschen Richter lachten. Sie hielten mich wohl für einen Diensthilfen, weil ich ein Kopftuch und eine Kittelschürze trug, und sie befahlen mir, ‚meiner Herrschaft auszurichten, dass die Wohnung sofort zu räumen sei. Unten stände ein Lastwagen, der sie in ihr neues Quartier bringen würde.

Ich stammelte etwas von ‚erst packen müssen‘ und dass die alten Damen krank seien. Aber der Justizwachtmeister herrschte mich an: ‚Hier wird nichts gepackt! Einrichtung, Wäsche, Geschirr, Betten und Küchensachen werden nämlich gebraucht – nicht wahr, Herr Landgerichtsrat?!‘, worauf der so angeredete Zivilist wieder lachte und sagte: «Allerdings, sehr dringend sogar. Das Personal kann übrigens bleiben, das können wir gut brauchen ...», und dabei sah er mich in einer Weise an, die mir klarmachte, was er von mir erwartete.

Die beiden Zivilisten wollten sich dann die Wohnung ansehen, aber der Wachtmeister hielt sie zurück: ‚Warten Sie noch ein paar Minuten, meine Herren!‘ Und dann scheuchte er alle, die in Onkel Louis‘ Wohnung untergebracht waren, aus den Zimmern, die Treppe hinunter und auf den bereitstehenden Lastwagen, der sie in die überfüllten jüdischen Arbeiterquartiere der Nordstadt brachte. Tante Minchen, die wegen ihres Hüftleidens nur sehr mühsam die Treppe hinunterkam, wurde so heftig gestossen, dass sie zu Boden stürzte. Olga half mir, die alte Dame wieder aufzuheben und zum Wagen zu tragen, wo wir in aller Eile Abschied voneinander nahmen.

Als wir wieder nach oben kamen, hatten sich die Deutschen unsere Wohnung angesehen und waren ganz entzückt von dem Komfort, den sie vorfanden. Ehe sie wieder gingen, sagte der Wachtmeister zu uns: «So, jetzt macht hier gründlich sauber! Bevor die Herren hier morgen einziehen, sehe ich mir alles genau an, und wenn ich den geringsten Schmutz finde, sollt ihr was erleben – verstanden?!» Dann fiel ihm noch etwas ein, und er fragte besorgt: «Habt ihr etwa Wanzen?!»

In der Hoffnung, sie vielleicht doch noch von der Beschlagnahme abhalten zu können, log ich und sagte: «Ja, sehr viele ...», doch er meinte dazu nur: «Dann muss morgen auch noch der Kammerjäger an die Arbeit...»

Damit verschwanden sie. Olga und ich sahen uns an: «Wir müssen heute noch fort!»

Mit Jadwiga, die gerade vom Einkaufen zurückkam und ganz fassungslos war, besprachen wir, wie wir verschwinden könnten und was wir mitnehmen sollten. Von Onkel Louis hatten wir nach seiner Verhaftung noch erfahren, wo an diesem Mittwochabend der Lastwagen stehen sollte, mit dessen Fahrer unsere Flucht verabredet war. Wir fanden ihn gerade vor Beginn der Ausgangssperre, verbrachten eine schreckliche Nacht im Laderaum und verliessen am nächsten Morgen Łódź in Rich-

tung Norden. Über Wloclawek kamen wir nach Thorn, wobei wir alle Kontrollen unbemerkt passierten.

Gegen Abend erreichten wir Starogard, etwa fünfzig Kilometer von der Küste entfernt. Dort setzte uns der Fahrer in einem Gasthaus ab.

„Hier müsst ihr ein paar Tage bleibem, sagte er. «Sobald ich herausgefunden habe, wie es in Zoppot aussieht und wo ihr dort die Leute findet, die ihr braucht, hole ich euch! ...»

Es gibt über diese letzten beiden Tage in Łódź einen zweiten Augenzeugenbericht. Er stammt aus der Feder eines der deutschen Richter, die Wanda Rubinstein und deren Angehörige aus der Wohnung in der Magistracka 36 in Łódź vertreiben liessen, und fand sich in den Aktenbeständen des früheren Reichsministeriums der Justiz. Dort war er als Teil einer ‚Chronik des Land- und Amtsgerichts Litzmannstadt‘ unter der Nummer Ip 20-33207 im September 1942 mit deutscher Gründlichkeit abgeheftet worden.

## 14. Die Abenteuer eines deutschen Richters in Polen

«Die Geschichte des Land- und Amtsgerichts Litzmannstadt beginnt, wenn man es richtig nimmt, mit dem 10. November 1939. An diesem Tage wurde den etwa hundert Männern, die sich am 8. November in Frankfurt an der Oder als zweite Einsatzwelle für den Aufbau einer deutschen Justiz im Warthegau versammelt hatten, in Posen im Anschluss an richtungweisende Einführungsvorträge des Staatssekretärs Dr. Freisler\* ...ein Zettel in die Hand gedrückt, aus dem sie zum ersten Mal erfuhren, an welchen Orten ... sie eingesetzt werden sollten. Daraus ergab sich ..., wer für den Aufbau ... in Łódź – damals hiess die Stadt ja noch so – bestimmt war ...»

Es folgt die Aufzählung der Richter, Justizbeamten, Staatsanwälte, Gerichtsvollzieher und Justizangestellten, insgesamt 24 namentlich aufgeführte Personen. Dann heisst es weiter: «Die Überraschung der für Łódź Ausgewählten war gross und nicht gerade freudig. Was man von diesem Łódź bisher gehört hatte, war ja auch nicht sehr ermutigend: Im früheren russischen (kongresspolnischen) Gebiet, hart am östlichen Rande des neuen Warthegaues gelegen, die berüchtigtste Brutstätte des berüchtigten Ostjudentums und von einem weitgereisten Schriftsteller einmal als die hässlichste Stadt Europas bezeichnet. Die Männer, die in dieser Stadt nun ihre Zelte aufschlagen sollten, erholten sich aber bald von dem ersten Schrecken. Als sie sich für den Osteinsatz bereit erklärt hatten – die meisten von ihnen waren keine ‚Abkommandierten‘, sondern ‚Freiwillige‘ –, wussten sie ja von vornherein, dass dieser Osteinsatz kein Ferienaufenthalt werden würde, sondern harte Aufbauarbeit bedeutete ... Die nächsten Tage dienten dazu, die nötigsten ersten Vorbereitungen ... zu treffen und sich im Übrigen langsam an den Ostwind zu gewöhnen.

\* Dr. Roland Freisler, geboren 1893 in Celle, NSDAP-Mitglied seit 1925, war von 1934-42 Staatssekretär im Reichsjustizministerium, danach – bis zu seinem Tod bei einem Bombenangriff im Februar 1945 – Präsident des berüchtigten «Volksgerichtshofs». Er führte die Prozesse gegen die Verschwörer vom 20. Juli 1944 durch.

Schliesslich wurde der Tag der Abreise auf den 15. November festgesetzt. Aber da begannen schon die ersten Schwierigkeiten: Wie sollte man dorthin überhaupt kommen? Die direkte Bahnverbindung war durch die Kriegseignisse unterbrochen ... Da wurde schliesslich ein Postautobus ‚organisiert‘, und mit ihm ging es dann in den frühen Morgenstunden des 15. November 1939 von Posen los. Es war eine abenteuerliche Fahrt... über Notbrücken, ...durch zerstörte Dörfer, in denen oft nur noch die nackten Schornsteine in den Himmel ragten, ... vorbei an frischen Soldatengräbern ...

Und dann ging es hinein nach Łódź. Der erste Eindruck dieser Stadt... wird wohl allen Teilnehmern dieser Fahrt unvergesslich sein. Er war einfach niederschmetternd! Zuerst zeigte sich uns die Stadt von ihrer «lieblichstem Seite: von dem im Norden gelegenen Judenviertel. Hier sahen wir nun zum ersten Male den Ostjuden in seiner ganzen abstossenden Scheusslichkeit und Verkommenheit. Hätte man sie einzeln gesehen, dann hätte man sich mit ihrem Anblick vielleicht noch abfinden können, aber so wälzten sie sich in unübersehbaren Massen durch die ... Strassen, vorbei an halb verfallenen Holzhütten und unglaublich verwahrlosten Häusern ... Am Baluter Ring hatte man kurz zuvor 2 Juden und 1 Polen, die Wirtschaftssabotage begangen hatten, aufgehängt. Die Festbeleuchtung für unseren Einzug gab die brennende grosse Synagoge in der jetzigen Hermann-Göring-Strasse (damals noch Aleja Ko- Sciuszki) ab. Als es dann aus dem eigentlichen Judenviertel hinweg in die innere Stadt ging, wurde das Bild nicht viel besser: Auch hier ... immer wieder Juden, auch hier Schmutz, Verkommenheit und Verfall, wo man hinsah, ein Stadtbild, dessen Hässlichkeit wirklich nicht zu überbieten war und das sich ... als typischer Ausdruck jüdisch-slawischer Seelenlosigkeit darbot... Am liebsten wären alle mit den beiden Postfahrern wieder zurück nach Posen gefahren. Aber wir hatten hier ja eine Aufgabe zu erfüllen ..., um die es sich verlohnte, einmal alle persönlichen Empfindungen und Interessen zurückzustellen.

Das Ziel unserer Fahrt war das Sondergericht...»

Es folgt eine kurze Schilderung dieses «Stosstrupps der deutschen Justiz» und die namentliche Aufzählung der Richter und Beamten des Sondergerichts – vom Landgerichtsdirektor Dr. Wels bis hinunter zum Justizangestellten Merkel, «einem Mann mit der massiven Figur eines Preisringers, von dem die Lodscher glaubten, er sei der Scharfrichter, den sich das Sondergericht gleich mitgebracht habe».

Nach einer kurzen Beschreibung des «tatkraftigen Vorgehens» dieses Sondergerichts heisst es in dem Bericht weiter: «Mit Hilfe des Sondergerichts war es unseren beiden Quartiermachern, die mit dem Dienstwagen des Landgerichts vorausgefahren waren, gelungen, uns in dem Hause Magistracka 36 (jetzt Kurfürstenstrasse) Unterkünfte zu besorgen. Es war zwar, wie damals die meisten besseren Häuser in Łódź, ein Judenhaus und demgemäss in palästinensischem Flachdachstil errichtet, aber erst vor Kurzem nach ganz modernen Gesichtspunkten erbaut, mit 3- und 5-Zimmer-Wohnungen, die allen modernen Komfort, wie Zentralheizung, Kachelbad, Parkettfussboden usw. hatten. Das hinderte allerdings nicht, dass sie zum Teil verwandt waren, aber darauf hatten wir uns schon von vorneherein eingerichtet. Da es selbstverständlich nicht ging, dass wir mit den jüdischen Hausbewohnern, die damals fast alle noch in den Wohnungen sasssen, unter einem Dach oder gar in einer Wohngemeinschaft hausten, wurden die Juden nach damaligem Lodsker Brauch mit Hilfe der Polizei kurzerhand «evakuiert», wobei natürlich die für uns nötigen Einrichtungsgegenstände wie Möbel, Wäsche, Geschirr usw. in den Wohnungen bleiben mussten. Nachdem dann das Haus gründlich gereinigt worden war, richteten wir uns wohnlich ein ..., wobei die polnischen Dienstmädchen, z.T., gleichsam als lebendes Inventar, in den Wohnungen geblieben waren ...»

Im Weiteren geht der Bericht auf das ‚Leben und Treiben in Litzmannstadt‘ in den ersten Wochen nach dem Ende des Polenfeldzuges ein und schildert die Schwierigkeiten, mit denen die «Herren vom Land- und Amtsgericht konfrontiert waren: «Die Industrierwerke hatten zum grossen Teil die Arbeit noch nicht wiederaufgenommen, so dass überall auf den Strassen die Arbeitslosen verwahrlost und bettelnd herumstreunten. Das Geschäftsleben hatte zwar eine Hochkonjunktur in dem Handel mit Mangelwaren, die damals hier noch punkt-, karten- und bezugscheinfrei zu kaufen waren, was dann von den meisten auch weidlich ausgenutzt wurde ... Die Landeswährung war damals noch der Zloty; die Währungsumstellung auf die deutsche Mark wurde erst Ende November 1939 vorgenommen. In der Lebensmittelversorgung traten durch die unterbrochenen Verkehrsverbindungen dauernd Stockungen ein, so dass anfangs nur mit grössten Schwierigkeiten Brot zu bekommen war, von Fleisch ganz zu schweigen ... Die ungünstigen Verpflegungs- und Unterkunftsverhältnisse erhielten dadurch noch ein besonderes Gewicht, dass die erste Aufbauzeit in den ausserordentlich harten und schneereichen Win-

ter 1939/40 fiel, der uns hier gleich mit allem Nachdruck zum Bewusstsein brachte, was ein Winter im Osten bedeutete ...»

Der Bericht schildert dann, wie sich die ‚Herren‘ dennoch ausreichend beköstigen und gegen die Kälte schützen konnten – im Gegensatz zur Bevölkerung, von deren Not nicht die Rede ist. Dabei spielte ein Umstand eine grosse Rolle, der in dem Bericht ausführlich behandelt wird: «Tonangebend war im Łódź jener Tage einzig und allein der Uniform tragende Deutsche. Er war nun der Herr des Landes und wurde als solcher auch allgemein respektiert und behandelt. Das fing an auf der Strassenbahn, die er ganz selbstverständlich unentgeltlich benutzen konnte, sowie in den Ladengeschäften, in denen er ebenso selbstverständlich bevorzugt vor allen anderen Kunden bedient wurde, und hörte auf beim Verkehr mit dem Publikum und den anderen Behörden, wo sich auch nur der Uniformierte rasch und gründlich durchsetzen konnte, ohne Gefahr zu laufen, mit Juden und Polen auf eine Stufe gestellt zu werden ...» Denn solche Ungeheuerlichkeiten kamen tatsächlich vor. Der Bericht verzeichnet eine Fülle solcher ‚peinlichen Vorfälle‘. «Da kam es vor, dass einmal der Staatsanwalt beim Sondergericht auf der Strasse von einem Polizeibeamten nachdrücklich aufgefordert wurde, bei einem Möbeltransport mit Hand anzulegen, oder dass ein Richter, als er gerade zum Dienst ging, von einem volksdeutschen Hilfspolizisten die Anweisung erhielt, ihm aus einem Laden Schnaps zu besorgen, oder dass ein anderer Richter gezwungen wurde, für einen Uniformierten Platz zu machen und den Bürgersteig zu verlassen ...» Dann waren für die ‚Herren vom Amts- und Landgericht‘, die «das dringende Bedürfnis hatten, durch den Rundfunk mit der Heimat verbunden zu bleiben», 34 zuvor bei Polen und Juden beschlagnahmte Radioapparate ‚bereitgestellt‘ worden; sie sollten sofort abgeholt werden. «Das war jedoch einfacher gesagt als getan, denn woher sollte der Justizbeamte in so kurzer Zeit ein geeignetes Transportmittel nehmen? Schliesslich wurde das Problem kurzerhand in der Weise gelöst, 'dass ein Polizist von der Wache im Regierungsgebäude innerhalb weniger Minuten 34 Juden von der Strasse auffas, jedem von ihnen einen Apparat in die Hand drückte und mit dieser eigenartigen Karawane, angeführt von dem Justizbeamten und am Schluss bewacht von dem Polizisten, nun der Transport der Apparate durch die Strassen von Łódź bewerkstelligt wurde ...» Aber wie leicht hätte es passieren können, dass der Polizist, statt eines Juden, einen der Richter auch zu dieser Arbeit gezwungen hätte! «Unter diesen Umstän-

den war es dringend nötig, dass auch hier die hier eingesetzten Justizbeamten mit Uniformen ausgerüstet wurden, was dann auch geschah.»

Die Herren vom Amts- und Landgericht besorgten sich jeder eine Uniform, die der des Heeres «weitgehend angeglichen» war, «mit Schulterstücken, und zwar hatten die Richter und Staatsanwälte geflochtene (Majors-), die Beamten des gehobenen und mittleren Dienstes gerippte (Leutnants-)Schulterstücke».

Nun konnten sie nicht mehr mit Juden oder Polen verwechselt werden, so dass die Welt für sie wieder in Ordnung war.

Dieser insgesamt 54 Schreibmaschinenseiten umfassende Bericht wurde übrigens verfasst von dem damals, im Jahre 1939, einunddreissigjährigen Landgerichtsrat Dr. Oskar Haidinger\* aus Berlin, der bis mindestens 1942 in Łódź amtierte und dort «der deutschen Justiz das ihr gebührende Ansehen verschaffen» half.

\* Schon bald nach Kriegsende konnte Dr. Oskar Haidinger beim Landgericht in Hamburg Verwendung finden. Bereits im Oktober 1950 wurde der bewährte Jurist als Bundesrichter nach Karlsruhe versetzt. Von 1961 an war er Senatspräsident am Bundesgerichtshof, bis er 1981 in den verdienten Ruhestand trat.

## 15. Eine Künstlerin auf Tournee II

«Da sassen wir, Jadwiga, Olga und ich, nun in Starogard fest. Obwohl es erst Mitte November war, froren wir erbärmlich, denn die beiden Kammern, die uns der Wirt zugewiesen hatte, waren nicht geheizt. Wir wagten uns nicht hinunter an den warmen Ofen im Gastraum, denn dort hatten wir deutsche Soldaten und SS-Leute sitzen sehen, und einige davon waren ziemlich betrunken gewesen. Gegen 22.30 Uhr – für die polnische Bevölkerung war längst Sperrstunde, aber aus der Wirtschaft drang noch immer Lärm nach oben – sagte Olga, sie ginge jetzt hinunter und werde versuchen, vom Wirt etwas zu trinken für uns zu bekommen. Ich begleitete sie. Als wir die Tür zum Schankraum öffneten, sahen wir, dass dort noch mehr als ein Dutzend Soldaten bei Bier und Schnaps sass. Sie bemerkten uns aber nicht, und wir machten dem Wirt Zeichen, zu uns an die hintere Tür zu kommen, weil wir uns nicht in den Raum wagten. Als er begriffen hatte, was wir wollten, und zu uns kam, ging die Tür zur Strasse auf, und zwei deutsche Polizisten kamen herein. Der eine sah uns, ging direkt auf uns zu, schob den Wirt beiseite, packte uns und befahl uns in barschem Ton, mit zur Wache zu kommen. Ohne auf unsere Einwände zu hören, führten uns die Polizisten ab.

Das Wachlokal war nur ein paar Schritte entfernt in einem alten Turm. Sie brachten uns in einen grossen Raum im ersten Stock. Dort waren schon sieben oder acht Mädchen und junge Frauen, die ängstlich auf eine Gruppe von Männern starrten: einen Wehrmachtoffizier, einen SS-Führer und zwei in braunen Uniformen, ein Älterer und ein Jüngerer. Alle vier waren angetrunken, und einer der Braununiformierten wandte sich an ein etwa 1/jähriges Mädchen, das ihm am nächsten stand: ‚Zieh dich aus, du Miststück – wird’s bald?!‘ brüllte er und klopfte dabei mit einer Reitgerte gegen seine Stiefelschäfte. Ich drückte mich in den Hintergrund, während die anderen wie gebannt auf die Unglückliche starrten, die sich zögernd das Kleid über den Kopf zog. Der andere Braununiformierte riss ihr die Unterwäsche vom Leib.

Der Ältere, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, versuchte dann, die Nackte zu betasten. Sie wich vor ihm zurück. Da legte ihr der SS-Mann von hinten ein zum Strick gedrehtes Tuch um den Hals und versuchte, sie zu erdrosseln. In seiner Todesangst schlug und trat das Mädchen um sich. Der SS-Mann stolperte, fiel rückwärts zu Boden, und das Mädchen stürzte über ihn. Der Braununiformierte wollte mit der Reitgerte auf sie einschlagen, stiess aber dabei den Tisch um, auf dem Gläser und Flaschen standen. Diesen Augenblick benutzte ich, eine Fensterluke zu öffnen und hinauszuschlüpfen. Ich landete auf einem Dach, suchte die rückwärtige Seite und liess mich dort von der Dachrinne aus auf den Boden fallen. Es war zum Glück nicht tief, und ich landete auf weicher Erde, ohne mich zu verletzen. Es war ein Friedhof, auf dem ich mich befand, und ich versteckte mich dort. Aus der offenen Luke vernahm ich Brüllen und Schreie, dann mehrere Schüsse. Ein paar Sekunden später rief eine Männerstimme: ‚Los, haut ab!‘ Dann rannten mehrere Personen auf der Strasse davon.

Ich wollte mich gerade wegschleichen, als ich wieder Geräusche und Männerstimmen hörte. Dann wurde von aussen etwas Schweres über die Friedhofsmauer geworfen – fünfmal, in kurzen Abständen ... Danach war es still.

Als ich nachsah, was sie über die Mauer geworfen hatten, fand ich die Leichen des nackten Mädchens und von drei weiteren Frauen; Olga war nicht darunter. Die Fünfte atmete noch. Nachdem ich ihr eine blutende Wunde am Hals notdürftig verbunden hatte, kam sie zu sich.

‚Nicht schiessen! Bitte nicht...!‘ flüsterte sie.

Ich schleppte sie durchs Friedhofstor auf die Strasse bis zu einem Haus, aus dessen Parterrefenster ein Lichtschein drang. Dort liess ich sie an der Tür, läutete und machte mich eilig davon.

Zum Gasthaus wagte ich mich nicht zurück und lief ziellos durch die dunklen Gassen. Ich kam dann zu einem grösseren Platz, wo mehrere grosse Lastwagen standen.

Die Tür des ersten Wagens ging auf, und ein Mann stieg aus dem Fahrerhaus. Ich konnte nicht erkennen, ob es ein Zivilist oder ein Soldat war. Er ging langsam um das Fahrzeug herum und trat kräftig gegen jeden Reifen, um zu prüfen, ob genug Luft darin war. Mit dem letzten Reifen stimmte etwas nicht. Er zog eine Taschenlampe aus der Jacke und richtete den Lichtstrahl auf das Rad.

Ich nahm allen Mut zusammen und fragte ihn auf polnisch: ‚Bitte, nehmen Sie mich mit?!‘

Er fuhr erschrocken zusammen und richtete seine Lampe nun auf mich. Ich hatte gerade noch erkennen können, dass er eine Uniform trug, wiederholte rasch meine Frage auf deutsch und setzte hinzu: ‚Ich hatte einen Unfall – ich kann nicht mehr ...‘ ‚Mein Gott, wie sehen Sie denn aus!‘ sagte er. ‚Kommen Sie ...‘ Er half mir ins Fahrerhaus, holte eine Schnapsflasche hervor und reichte sie mir. Nach dem zweiten Schluck fühlte ich mich etwas besser. Er zündete zwei Zigaretten an und reichte mir eine. Im Schein des brennenden Streichholzes sah ich sein junges Gesicht. Er war kaum älter als achtzehn Jahre.

‚Ich muss gleich los‘, sagte er. ‚Morgen früh um 9 Uhr soll ich in Berlin sein ... Wollen Sie mit?‘

Ohne lange zu überlegen, nickte ich.

Es war kurz nach Mitternacht, als wir von Starogard abfuhren. Unterwegs erzählte ich ihm, was mir dort gerade zugestossen war.\* Ich verschwieg ihm auch nicht, dass ich aus Łódź geflüchtet war, vorher in Warschau gelebt und alle meine Angehörigen verloren hatte. Nur dass ich Jüdin war, wagte ich ihm nicht zu sagen. Ich liess ihn in dem Glauben, die Tochter deutscher Eltern zu sein, die aus beruflichen Gründen in Warschau ansässig geworden war. Das war nicht mal eine Lüge, denn Vaters Familie stammte aus Deutschland. Auch ein Bruder meiner Mutter, Onkel Max, ein Kunstmaler, wohnte in Berlin. Ich wusste seine Adresse. Mich bei ihm verstecken zu können, war jetzt meine einzige Hoffnung.

Als ich Kurt – so hiess der Soldat, der mich mitgenommen hatte – dann erzählte, dass ich bis vor Kurzem Musik studiert hatte, war alles andere für ihn unwichtig. Den halben Weg von Westpreussen nach Berlin unterhielten wir uns über seine und meine Lieblingskomponisten und die schönsten Aufführungen, die wir kannten, bis ich irgendwann einschlief.

\* Es gibt eine interessante Ergänzung zu ihrer Schilderung: eine Aktennotiz des Ministerialrats Dr. Günther Joel vom damaligen Reichsjustizministerium, einen Vorfall betreffend, bei dem im November 1939 in Pr. Stargard (vormals Starogard) vier polnische Frauen getötet und eine verletzt worden waren.

Danach handelte es sich bei den an der Tötung beteiligten Deutschen um den kommissarischen Landrat Johst, Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP, den kommissarischen Kreisarzt Dr. Völkner, den Major Sala von der 166. Division in Elbing sowie um den SS-Scharführer Schicks. Auf Anordnung des Gauleiters von Danzig-Westpreussen, der sich auf einen ‚Generalpardon des Führers‘ berief, wurden Johst, Dr. Völkner und Schicks ausser Verfolgung gesetzt; Major Sala, vom Divisionsgericht zunächst wegen vierfachen Mordes zum Tode verurteilt, wurde begnadigt.

Der Berichterstatter Dr. Joel war nach dem Kriege bis zu seiner Pensionierung Ministerialdirektor und Leiter der Abteilung III im Bundesjustizministerium.

Als ich wieder erwachte, dämmerte es schon, und Kurt sagte: ‚In einer halben Stunde sind wir da – schade, dass ich keinen Urlaub habe! Aber nächstes Mal gehen wir zusammen in ein Konzert...‘

‚Aber ich weiss doch gar nicht, wo und wie ich unterkommen kann‘, wandte ich ein. ‚Ich habe keine Papiere, nur etwas polnisches Geld und an Kleidung bloss, was ich an habe ...!‘

Zugleich wurde mir klar, dass ich Onkel Max aufs höchste gefährden würde ... Da sagte Kurt: ‚Ich werde Sie bei meiner Mutter unterbringen ... Sie wohnt draussen in Zehlendorf und hat genug Platz. Meine Eltern sind geschieden. Sie ist allein mit dem Hausmädchen ...‘

Kurts Mutter, Frau Wesendonck, bewohnte ein älteres, spitzgiebeliges Haus mit Garten in der Alexanderstrasse in Zehlendorf-West. Sie war eine mittelgrosse, korpulente Brünette von etwa fünfzig Jahren, und sie empfing mich, nachdem Kurt mit ihr gesprochen und ihr meine Lage erklärt hatte, überraschend freundlich: ‚Kommen Sie, Kindchen – ruhen Sie sich ein Stündchen aus ... Später können Sie mir alles erzählen und mir ein wenig helfen – Sie können doch Maschineschreiben?!‘

Zweiundzwanzig Monate lang blieb ich dann bei Frau Wesendonck. Ich bewohnte ein Dachstübchen mit Blick auf den Garten, das ich aber kaum mehr als zum Schlafen benutzte, denn den ganzen Tag über und oft bis tief in die Nacht hinein war ich für Frau Wesendonck beschäftigt. Meine Mahlzeiten nahm ich mit Erna, die seit zwanzig Jahren im Hause war, in der Küche ein. Von Anfang an hatte sich Erna energisch, aber freundlich meiner angenommen. Für Frau Wesendonck schrieb ich ‚Gutachten‘ säuberlich ab und band sie in blaue, mit goldenen Tierkreiszeichen geschmückte Pappdeckel ein. Sie erstellte nämlich – mit Hilfe von Handbüchern, Tabellen und viel Phantasie – für einen ständig wachsenden Kreis von Auftraggebern Horoskope. Sie musste dabei vorsichtig sein, denn ‚gewerbsmässige Wahrsagerei‘, so erfuhr ich später, war im Nazi-Reich offiziell streng verboten, und sie tat es deshalb, wie sie häufig betonte, ‚nur aus Gefälligkeit, Kindchen, um den Menschen zu helfen ...‘ Sie schien aber glänzend dabei zu verdienen, und im Haushalt herrschte niemals Mangel, weder an rationierten Lebensmitteln, Zigaretten, Kaffee und alkoholischen Getränken noch an Handwerkern oder Bezugsscheinen für bewirtschaftete Waren wie Textilien oder Schuhe. So machte es ihr nichts aus, mich mitzubeköstigen und zu kleiden.

Ihre Horoskope erfreuten sich grosser Beliebtheit, nicht nur bei Frauen,

Bräuten und Müttern von Soldaten, sondern auch bei Geschäftsleuten, Anwälten und Bankiers, ja sogar dem einen oder anderen hohen SS-Führer oder Parteifunktionär. Ihre Hauptkundschaft aber waren Leute von Bühne, Funk und Film, und ich wurde bald mit vielen berühmten Stars bekannt, wenn auch nicht persönlich, so doch durch die Horoskope, die ich schrieb. Einige jüngere Künstlerinnen und andere Leute, die – wie ich bald herausfand – aus unterschiedlichen Gründen der Frau Wesendonck Kundschaft zuführten, lernte ich auch persönlich kennen. Sie traf sich sehr oft mit diesen Freunden, meist in besonders guten Restaurants der ‚Sonderklasse‘, wo nur Stammgäste und Prominente einen Tisch bekamen, und manchmal nahm sie mich zu diesen Abendessen mit.

„Das ist meine Nichte Sonjas pflegte sie mich vorzustellen, ‚ich wüsste nicht, was ich ohne sie täte ...!‘

Vom ersten Tag an wurde ich von ihr – dann auch von allen anderen – ‚Sonja‘ genannt.

Da ich nur selten und nie allein das Haus verließ, mit Frau Wesendonck stets mit einem Taxi die Hin- und Rückfahrt zu dem einen oder anderen Prominentenlokal machte und keine Karten brauchte, fiel die Tatsache, dass ich ohne Papiere war, überhaupt nicht auf. Alle Einkäufe und anderen Besorgungen in der Stadt erledigte Erna. Einen Hausmeister oder andere neugierige Mitbewohner gab es in der Villa nicht, und so wurde es zweiundzwanzig Monate lang von niemandem bemerkt, dass ich nicht polizeilich gemeldet war.

Nur Kurt machte sich manchmal deshalb Sorgen, wenn er auf Urlaub zu Hause war. Die wenigen Male, die er nach Berlin kam, waren für mich die glücklichsten Tage in diesen fast zwei Jahren. Er ist – aber da war ich schon nicht mehr bei Frau Wesendonck – im Frühjahr 1942 in Russland gefallen.

In Zehlendorf merkte man zunächst wenig vom Krieg. Nur ab und zu war Fliegeralarm. Im März 1941 wurden die Luftangriffe häufiger, bald auch stärker, im Juni liessen sie etwas nach. In der Nacht vom 19./20. September krachte es erstmals auch in unserer Nähe. Wir sassen im Keller, lauschten auf das Flakfeuer und die deutlich vernehmbaren Einschläge, als wir es heftig an die Haustür klopfen hörten. Erna lief rasch nach oben, und gleich darauf rief sie mir zu: ‚Schnell, Fräulein Sonja! Wir müssen auf den Speicher! Es brennt!‘ Zusammen mit dem Nachbarn, der uns alarmiert hatte, konnten wir den Brand rasch löschen. Eine Stabbombe hatte das Dach durchschlagen, und Erna und ich erstickten

das Feuer mit ein paar Eimern Sand. Der Nachbar nahm die Bombe mit der Schaufel auf und beförderte sie in den Garten.

Das Ganze dauerte nur etwa zehn Minuten, und kaum waren wir fertig, als Entwarnung kam. Frau Wesendonck erschien dann, noch sehr aufgeregt, belohnte uns mit Sekt, und nun konnte ich auch den Nachbarn näher in Augenschein nehmen: Ein ziemlich grosser, schlanker Mann von Mitte Dreissig mit dunkelblondem Haar, braunen Augen und Adlernase, ein recht nervöser Typ, der ununterbrochen redete. Dabei merkte ich, dass seine Aufmerksamkeit gar nicht Frau Wesendonck galt, mit der er sprach, sondern vor allem mir. Schliesslich erkundigte er sich: ‚Und wer ist diese reizende junge Dame, die so wacker mitgelöscht hat? Ich wusste gar nicht, dass ...‘

«Meine Nichte Sonja», fiel ihm Frau Wesendonck ins Wort. «Sie hilft mir, und ich ...», aber noch bevor sie ihren üblichen Spruch loswerden konnte, redete er schon weiter.

‚Sonja – ein hübscher Name! Studieren Sie in Berlin, gnädiges Fräulein? Nein? Schade! Aber Sie sollten unbedingt mal eine meiner Vorlesungen ... Als Gasthörerin – es wäre mir eine grosse Freude ... Spielen Sie Tennis? Ja? Ich würde mich riesig freuen ... Und sehen Sie sich doch mal meine Bibliothek an ...! Ich habe ein eigenes Institut...‘

Er berichtete dann noch von seinen eigenen schriftstellerischen Versuchen: ‚... natürlich streng wissenschaftlich, aber auch gemeinverständlich ... Ich werde mir gestatten, Ihnen etwas von mir ... Es wird Sie bestimmt interessieren ...! Darf ich ...? Also, gut, ich bringe es Ihnen morgen ... Es war mir eine Freude!‘ ‚Mein Gott‘, sagte Erna, als er endlich gegangen war, ‚der hat aber Feuer gefangen, Fräulein Sonja! Und dabei ist er verheiratet und hat zwei Töchter...‘

Von Frau Wesendonck erfuhr ich dann, dass der so redselige Nachbar ein Herr Professor Höhn sei.

‚Ein sehr einflussreicher Mann‘, sagte sie.

‚Sie nennen ihn den SS-Professor‘, fügte Erna düster hinzu, ‚hoffentlich macht er uns keinen Ärger ...‘

Am nächsten Morgen – ich konnte gerade noch die Horoskope verstecken, die ich getippt hatte – brachte mir der Professor, nun in SS-Uniform, das versprochene Buch.

«Frank\* – Himmler – Best – Höhn», lautete die Verfasserangabe, und

\* Dr. Hans Frank, geb. 1900 in Karlsruhe, 1933-34 Reichskommissar für die Gleichschaltung der deutschen Justiz, 1933-45 Reichsminister ohne Geschäftsbereich, von Oktober

der Titel der Schrift war: ‚Grundfragen der deutschen Polizei‘.

«Wie ist Ihr Familienname, Fräulein Sonja?» erkundigte er sich und hielt seinen Füllfederhalter schon bereit.

«Wesendonck», sagte ich, ohne lange zu überlegen.

«Natürlich», sagte der Professor, «mit ck, nicht wahr? Ich gestatte mir, Ihnen die Schrift zu widmen – verzeihen Sie meine Eile – ich muss zur Vorlesung!»

Ich bedankte mich, noch ganz verwundert, dass ein Professor seine Vorlesung in SS-Uniform hielt, in Stiefeln und mit einer Pistole am Koppel! Er hatte sich bereits verabschiedet und war schon an der Tür, als er sich noch einmal umdrehte.

«Sie sind hier gar nicht gemeldet, Fräulein Sonja – oder? Ich habe nämlich heute früh nachgefragt, weil ich Sie mit einem schon gewidmeten Exemplar überraschen wollte ... Aber Sie sind ja wohl nur vorübergehend auf Besuch hier ... Ich hoffe aber sehr, dass Sie noch eine Weile bleiben – und meine Bibliothek besichtigen oder ... Also, auf Wiedersehen!»

Ich war wie vor den Kopf geschlagen.

Dass ausgerechnet dieser Wichtigtuere so rasch herausgefunden hatte,

1939 an Generalgouverneur von Polen. 1946 in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Heinrich Himmler, geb. 1900 in München, seit 1929 ‚Reichsführer SS‘, 1936 Staatssekretär und Chef der deutschen Polizei, 1943-45 Reichsinnenminister, vom 21.7.1944 an auch Oberbefehlshaber des Ersatzheeres. Beging am 20.5.1945 in britischer Haft Selbstmord.

Dr. Werner Best, geb. 1903 in Darmstadt, seit 1935 SD-Führer und Chef-Justitiar der Gestapo, 1942-45 SS-Obergruppenführer und Reichsbevollmächtigter in Dänemark, dort 1948 zum Tode verurteilt, zu Haft begnadigt, 1951 freigelassen, seit 1957 Rechtsberater des Stinnes-Konzerns. Ein Verfahren gegen ihn wegen des Verdachts, als Chef einer Einsatzgruppe in Polen 1939/40 für die Ermordung von rund 11'000 Angehörigen der polnischen Intelligenz verantwortlich zu sein, wurde eingestellt.

Dr. Reinhard Höhn, geb. 1904 in Gräfenthal/Thüringen, seit 1933 SD-Führer, seit 1935 «Hitlers jüngster Professor», Ordinarius für Staatsrecht an der Universität Berlin, daneben hauptamtlicher Führer im SD-Hauptamt, später – zuletzt als SS-Oberführer – dem Reichssicherheitshauptamt zugehörig. Höhn lebte nach der Kapitulation unter falschem Namen in Norddeutschland, arbeitete als Heilpraktiker, bis in der britischen Besatzungszone eine Amnestie für politisch Belastete erlassen wurde, nahm wieder seinen richtigen Namen an, wurde Vorsitzender der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft e.V. in Hamburg und ist seit 1956 Leiter der «Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft» in Bad Harzburg.

Als Stellvertreter des SS-Obergruppenführers Reinhard Heydrich im Polizeiausschuss verfügte Prof. Höhn über einen direkten Draht zur Polizeiführung, ebenso zu Himmler, der sich Höhns Institut für die Dauer des Krieges «beordert» hatte.

dass ich nicht polizeilich angemeldet war! Vielleicht wusste er sogar, dass ich schon fast anderthalb Jahre hier lebte ...! Frau Wesendonck und ich waren ja hin und wieder mit dem Taxi weggefahren und heimgekommen, und möglicherweise hatte er oder seine Frau mich auch schon mal auf der Terrasse sitzen gesehen ...

Vor lauter Sorgen und Ängsten vergass ich fast die Schrift, die mir der Professor überreicht hatte. Als ich sie mir dann ansah, erschrak ich noch mehr. Der Artikel, den er selbst geschrieben hatte, war mit folgender Verfasserangabe versehen: ‚SS-Obersturmbannführer Professor *Dr. Höhn*, Stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses für Polizeirecht der Akademie für Deutsches Recht‘:

#### Altes und neues Polizeirecht

Als der Nationalsozialismus die Macht in Deutschland übernahm, sah er alle Grundlagen des Volks- und Staatslebens auf das Tiefste erschüttert. Das Staatsgefüge und der Bestand des deutschen Volkes waren durch den zahlenmässig starken, in der Wahl der Mittel unbedenklichen, alle Bindungen zerstörenden Kommunismus bedroht.

Die lebendige Substanz der Volksgemeinschaft war unter Einwirkung der internationalen städtischen Zivilisation und Denkweise, durch übertriebene Fürsorge für das Schwächliche, Kranke und Entartete und durch ungehindertes Einströmen artfremden Blutes einer fortschreitenden Zersetzung ausgesetzt.

Die Verherrlichung des Fremden und Kranken, die Zerstörung der Ehrfurcht vor dem geistigen Besitztum und Ahnenerbe und die Förderung des weltanschaulichen Anarchismus waren die beherrschenden Richtlinien deutscher Kulturpolitik.

Das wirtschaftliche Leben stand unter dem Grundsatz des ungehemmten Wettbewerbes und Klassenkampfes; unlautere Konkurrenz und Ausbeutung kennzeichneten die Lage, die durch äussere Machtlosigkeit und Tributpflicht noch verschärft war.

Jedes Volk trägt zur Erhaltung seiner selbst zwei Urfunktionen in sich, die Abwehr des äusseren und die Abwehr des inneren Feindes. *Die Abwehr des inneren Feindes ist Aufgabe der Polizei.* In dem Augenblick, in dem der Nationalsozialismus, nachdem er die Polizei von marxistischen und kommunistischen Elementen gereinigt hatte, mit ihr die inneren Feinde fassen wollte, trat ihm hemmend ein Rechtssystem entgegen, das der *vollendete Ausdruck derjenigen Weltanschauung* war, die der Nationalsozialismus mit der Machtübernahme politisch in ihren Exponenten besiegt hatte, und als deren letzte Auswirkung die soeben ge-

kennzeichneten Verfallserscheinungen übriggeblieben waren. Die Revolution war auf legalem Wege vollzogen worden. Die bestehenden Gesetze galten nach allgemeiner Meinung weiterhin fort, soweit sie nicht aufgehoben waren ...'

Da hatte ich ja genau den richtigen Verehrer! Er war nicht nur in der SS, sondern auch ein hohes Tier bei der Polizei! Ich war mir im Klaren darüber, dass ich nicht mehr lange in der Zehlendorfer Villa bleiben konnte, und Erna, mit der ich darüber sprach, gab mir recht. Sogar ‚Tantchen‘, die meine Arbeit als für sie unentbehrlich ansah, musste schliesslich einsehen, dass es sehr gefährlich wäre, mit meiner ‚Abreise‘ noch allzu lange zu warten. Wenn ich nur gewusst hätte, wo ich nun hin sollte!

Von meinem Onkel Max wusste ich ja nicht mal, ob er und seine Familie noch in der alten Wohnung lebten und wie sie sich jetzt durchschlugen. Die Lage der Juden in Berlin hatte sich, wie ich gehört hatte und auch aus den Zeitungen entnehmen konnte, sehr verschlechtert. Seit Anfang des Jahres mussten sie einen gelben Stern an der Kleidung tragen und auch ihre Wohnungen kennzeichnen ... Würden sie mich überhaupt aufnehmen können?

Aber da hatte Frau Wesendonck eine Idee: ‚Wir werden mal mit Marianne sprechen ... Ich denke, sie wird dich für eine Weile bei sich wohnen lassen können ...‘ Schon am nächsten Tag zog ich um.

Marianne, eine alleinstehende Frau um die Dreissig, wohnte nahe dem Bahnhof Grunewald in einer geräumigen Etagenwohnung. Sie war berufstätig – ‚Bei einer Importfirma, glaube ich‘, sagte Frau Wesendonck, ‚Eisen, Stahl und so ...‘, immer sehr schick angezogen, und bei den wenigen Malen, die ich sie bei den «Abendessen im Freundeskreis» in dem einen oder anderen Lokal getroffen hatte, war sie mir recht sympathisch vorgekommen. Als sie dann, trotz meiner fehlenden Papiere und Lebensmittelkarten, sofort gesagt hatte: «Geht in Ordnung, Sonja, du kannst bei mir wohnen!», da fiel ich ihr vor Freude um den Hals.

Über ein halbes Jahr lebte ich dann bei Marianne, in einem Zimmerchen am Ende eines langen Korridors, neben der Küche. Ich ging in dieser Zeit überhaupt nicht mehr aus dem Haus, und verschwand, wenn Marianne Besuch bekam, was sehr häufig der Fall war, in meine Kammer. Wenn ich tagsüber allein war, räumte ich auf, wischte Staub und polierte Gläser, alles auf Zehenspitzen und unter Vermeidung jedes verdächtigen Geräuschs. Meine Anwesenheit fiel ein halbes Jahr lang niemandem auf. Mich mit zu beköstigen, fiel Marianne nicht schwer, denn ihre Freunde

und Verwandten sorgten so gut für sie, dass nie Mangel herrschte. Der einzige heikle Punkt waren die häufigen Fliegeralarme.

War Marianne noch nicht zu Hause, wenn die Sirenen ertönten, konnte ich auf keinen Fall in den Keller gehen. Hatte sie Besuch, musste ich ebenfalls oben bleiben. Nur wenn wir mal allein waren, nahm sie mich bei Alarm mit hinunter. Ich war dann ‚eine Freundin aus Steglitz‘, die nicht mehr nach Hause konnte und bei ihr übernachtete. Das erregte bei den Nachbarn keinen Argwohn.

Im Frühjahr 1942 häuften sich die Fliegerangriffe auf Berlin. Zum Glück blieb unsere Gegend weitgehend verschont. Ende Mai, als es auch in Grunewald krachte und wir zufällig allein waren, gingen wir wieder mal zusammen in den Luftschutzraum.

Die Mitbewohner kannten mich schon als gelegentlichen Gast und nahmen weiter keine Notiz von mir, aber als dann Entwarnung kam, sagte der Hausmeister zu Marianne: ‚Sie kriegen übrigens zum 1. Juni Einquartierung, Frau Peters – jeder muss Opfer bringen, und Sie haben noch am meisten Platz, nicht wahr? Ein Zimmer müssen Sie abgeben an zwei Herren von der Luftschutzschule. Bettwäsche muss gestellt werden, und fürs Reinemachen müssen Sie auch sorgen. Aber dafür zahlt das Quartieramt Ihnen auch 80 Pfennig pro Tag ...‘ Das war ein schwerer Schlag! Wie sollte ich mich vor zwei Mitbewohnern dauernd verbergen? Auch Marianne war ratlos.

Schliesslich kam ihr eine Gedanke: ‚Pass auf, Sonja, wir machen aus der Not eine Tugend – von morgen an bist du in Steglitz ausgebombt und ziehst, weil du sonst keine Bleibe hast, zu mir. Dann bist du schon da, wenn sie uns hier Leute einquartieren, und du brauchst dich vor ihnen und den Hausbewohnern nicht mehr zu verstecken ...‘

‚Aber ich kann mich doch nicht polizeilich ummelden – ich habe keine Papiere ...‘, wandte ich ein.

‚Ein paar Wochen lang wird es gehens meinte Marianne, ‚und dann werden wir schon einen Ausweg finden ...‘

Aber es ging nur eine Woche lang gut, und ich genoss diese paar Tage, wo ich tagsüber Wasser laufenlassen und mich ohne Rücksicht auf Geräusche bewegen, bei Alarm mit in den Keller gehen und sogar mal auf der Strasse frische Luft schöpfen konnte. Dann kam eines Abends der Hausmeister, zusammen mit dem Blockwart der Partei und einer älteren Frau von der NS-Volkswohlfahrt. Marianne war zum Glück schon da

und öffnete ihnen. Ich hörte im Bad, wo ich gerade Wäsche zum Trocknen aufhängte, ihr mehrstimmiges ‚Heil Hitler, Frau Peters’s dann Mariannes freundliches ‚Kommen Sie doch bitte herein – meine Freundin ist leider im Moment nicht da ...s und schloss rasch die Tür.

Soweit ich die Unterhaltung noch verstehen konnte, wollten sie mir, der in Steglitz Ausgebombten, behilflich sein – mit Ummeldung, Anerkennung als Fliegergeschädigte, Bezugscheinen und Beihilfen. Sie brauchten dazu nur einen von mir ausgefüllten Fragebogen und – meine Kennkarte ...

‚Einquartierung brauchen Sie jetzt nicht mehr aufzunehmen, Frau Peters’, sagte der Hausmeister, ‚Sie haben ja nun schon welche ...’ Und die Frau erklärte, als sie endlich alle drei wieder gingen: ‚Wir werden Ihrer Freundin die Laufereien zu den Ämtern nach Möglichkeit abnehmen – Sie ist doch in der Partei, nicht wahr – oder in einer Gliederung...?’

‚Du musst weg, Sonjas sagte Marianne zu mir. Diesmal wusste sie keinen Rat mehr. ‚Zwei, drei Tage werde ich sie vielleicht noch hinhalten können – aber dann ...’ Nun blieb bloss noch Onkel Max. Vor dem Krieg hatten er und seine Frau in Westend gewohnt, in der Reichsstrasse.

Marianne war sehr skeptisch: ‚Die können dich wahrscheinlich gar nicht aufnehmen ... Aber versuch es – sei nur ja vorsichtig! Und ruf mich auf alle Fälle an ...! Ich werde mich inzwischen umhören – vielleicht gibt es doch noch eine andere Möglichkeit...’

Am nächsten Morgen – es war der letzte Sonntag im Mai 1942 – schlich ich mich aus dem Haus und ging zu Fuss den mir von Marianne beschriebenen Weg nach Westend. Ich fand die Strasse, dann auch das Haus und auf der grossen Tafel im Eingang den Namen meines Onkels. Sein Titel, ‚Professor’, war mit roter Farbe durchgestrichen, hinter dem ‚Max’ stand, ebenfalls in Rot, ein zweiter Vorname: *Israel*. Um jeden Irrtum auszuschliessen, war das Schild – und dann auch die Wohnungstür – noch besonders gekennzeichnet: mit einem Judenstern und weissen Papierstreifen mit der Aufschrift ‚*Juden*’. Fünf weitere Namensschilder zeigten an, dass Onkel Max über seine Wohnung längst nicht mehr allein verfügte. Am liebsten wäre ich umgekehrt.

‚Du hast ja keinen Stern am Mantel ...!’ stellte meine Tante Grete entsetzt fest, kaum dass sie mich erkannt hatte.

‚Um Gottes willen, Wanda, wenn das jemand sieht...!’ Sie war eine abgerackerte alte Frau, arbeitete, wie sie mir dann erzählte, in einer Munitionsfabrik im Norden, sechzig Stunden in der Woche und täglich eine Stunde Fussweg hin und eine zurück.

„Ein grosses Glück“, nannte sie das, weil das doch ‚kriegswichtig‘ sei und sie sich davon Schutz versprach, auch für Onkel Max, der nur zur Schlachthofreinigung eingeteilt war. Onkel Max, der früher so lebensfroh war und, wie meine Mutter oft behauptet hatte, ‚genial‘ in seinen Einfällen, hockte teilnahmslos mit am Tisch. Nur bei einem Geräusch im Flur zuckte er zusammen und schaute ängstlich zur Tür.

„Die Gestapo ...“, erklärte mir meine Tante flüsternd. „Der Herr Schütz vom Judendezernat macht häufig Kontrolle – aber heute, am Sonntagmorgen ...“

„Gerade heute“, unterbrach sie Onkel Max. „Er kommt doch immer, wenn man ihn nicht erwartet! Sag ihm lieber gleich alles, Wanda – wer dich versteckt hat und wo – sie kriegen doch alles heraus ...“

Ich liess die Tasche, die Marianne für mich gepackt hatte, für sie stehen, küsste die beiden rasch und ging.

Von einer Telefonzelle rief ich Marianne an. Als ich ihre Stimme hörte, wurde mir plötzlich klar, in welcher unwirklichen Welt ich dreissig Monate lang gelebt hatte. Ich konnte kein Wort herausbringen.

„Hallo“, rief Marianne, „hallo – Sonja? Hör zu – ich habe eine Lösung gefunden – es wird noch ein paar Tage dauern, aber das macht nichts! Solange schliesse ich dich ein und sage, du bist zu Verwandten nach Mecklenburg ... Du kannst tatsächlich bald verreisen – mit allem, was man so braucht...“ Ich war sprachlos.

„Du bist am Reichskanzlerplatz? Wir treffen uns in zwanzig Minuten am Bahnhof Zoo, am Foto-Automaten ...!“ – «Ja», schloss Frau ‚Uta Wandel‘ ihren Bericht, «und dann kam sie und erzählte mir von Herrn Desch und seinen Freunden ...»

## 16. Plan 7

Als ich vom Urlaub zurückkam, wartete ‚Krupa‘ auf mich am Bahnhof in Rouen. Es war das erste Mal, dass er, dass überhaupt jemand mich abholte.

«Sie haben Erwin verhaftet», sagte er, noch bevor ich etwas fragen konnte.

Vor fünf Tagen war die Geheime Feldpolizei im Stabsquartier in Caudebec-en-Caux erschienen. Ein blasser und verstörter Major Zobel hatte Erwin ‚dienstenthoben‘ und den Doppeldoktor zum neuen Wachhabenden bestimmt. Erwin war von den Geheimen sofort gefesselt und durchsucht worden. Dann hatten sie seine Sachen beschlagnahmt und waren mit ihm in einem Kübelwagen davongefahren. Über die Gründe, sagte ‚Krupa‘, wäre bisher nichts zu erfahren gewesen, nur ‚Latrinengerichte‘.

«Wo ist er jetzt?»

«Hier in Rouen, im Gefängnis. Es heisst, übermorgen käme er nach Paris – vor das Kriegsgericht...»

Am nächsten Morgen stand ich vor dem Gefängnistor, zwischen wartenden Frauen mit Kindern, die ihren Männern Wäsche und Zigaretten bringen wollten. Mit einer Bescheinigung unseres Stabs, unterschrieben von Major Zobel, kam ich bis zu dem ‚Zentrale‘ genannten Glaskäfig im Zellenbau, den sich Gestapo und Geheime Feldpolizei reserviert hatten. Auf den ‚Kettenhund‘, einen Unteroffizier, der dort als Wachhabender sass, machte mein gestempelter Schein keinen Eindruck.

«Nur mit Sondererlaubnis vom Feldkommissar», sagte er und widmete sich wieder seinem Frühstück.

«Bloss ein paar Minuten – ich brauche dringend eine dienstliche Auskunft... Der Schlüssel für unser X<sub>3</sub>-Gerät ist so kompliziert – wir sind sonst aufgeschmissen ...»

«Schreib die Fragen auf», sagte er kauend, «ich will mal sehen, was sich machen lässt... Komm um elf noch mal vorbei.»

Das war schon ein kleiner Fortschritt, und er hatte mich geduzt.

Ich nahm einen neuen Anlauf: «Mensch, das ist mein Kumpel – seit dreieinhalb Jahren waren wir überall zusammen ...» Ich legte eine tropfenfeste 50er-Packung englischer Beutezigaretten neben seine Thermosflasche und zeigte ihm dann ein kleines Foto von einem schönen blonden Mädchen. «Sie erwartet ein Kind von ihm ...»

Vermutlich gab das Foto, das mir ‚Krupa‘ eigens zu diesem Zweck geliehen hatte, den Ausschlag. Er trank seinen Becher aus. Die Zigaretten waren plötzlich verschwunden, und dann bedeutete er mir, ihm zu folgen und schloss Erwins Zelle für mich auf. «Eine Minute!» sagte er und schloss hinter mir ab.

Er lag klein und schmal auf seiner Pritsche. Als er mich erkannte, machte er Anstalten, sich aufzurichten.

«Lass, Erwin – bleib liegen!»

Sein Kopf war mit weisser Gaze umwickelt. Nur ein Auge, Mund und Nasenlöcher waren frei.

Er konnte nur sehr mühsam sprechen: «Diese Schweine – wie bei meinem Vater ... Aber sie haben nichts von mir erfahren – wegen Bruneval, weisst du?» Ich war fassungslos.

Was hatte Erwin mit dem britischen Kommandounternehmen am Cap d’Antifer zu tun?

Er sah meine Verwirrung und flüsterte: «Lass mal – besser, du weisst von nichts – gib mir lieber ’ne Zigarette ...»

Ich zündete sie ihm an, schob sie ihm vorsichtig zwischen die geschwollenen Lippen und liess ihn ziehen.

«Du musst jetzt Plan 7 machen, verstehst du?» stiess er hastig hervor. «Versprich es mir ...!»

Ich versprach es ihm. Dann sagte er: «Mach’s gut – du wirst noch von mir hören – ich mach’s anders als mein Vater ...»

Am nächsten Tag verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer in der Stadt und bei allen Truppenteilen ringsum: Beim Abtransport hatte sich Erwin vor den einlaufenden Zug geworfen und dabei den Feldkommissar, an den er gekettet war und der seine ‚verschärfte Vernehmung 2. Grades‘ geleitet hatte, mit sich gerissen. Tags darauf meldete ich mich auf der Adjutantur und bat, den Herrn Oberst sprechen zu dürfen.

Oberst Kessler war überrascht und nicht gerade erbaut von meinem Anliegen. Er ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann sagte er: «Haben Sie sich das auch gut überlegt? Die Sache ist jetzt so lange gutgegangen – ich habe Sie zum Reserveoffizier eingereicht – am 20. April nächsten Jahres können Sie Leutnant sein.»

Er sagte nicht: «Führers Geburtstag».

«Das Oberkommando hat sich doch sehr wohlwollend verhalten», fügte er hinzu. «Wir haben ja in der Gruppe noch einen Fall – einen verdienten Offizier, bei dem allerdings die Ehefrau teilweise nicht-arisch ist...» Er seufzte, und ich wusste, dass er von sich selbst sprach. Er war bekümmert, dass man ihn noch immer nicht zum General befördert hatte. «Überlegen Sie sich's lieber noch einmal!»

«Jawohl, Herr Oberst!»

«Wenn es sich darum handeln sollte, dass Sie einen längeren Studienurlaub haben wollen – darüber lässt sich reden ... Das will ich dann gern befürworten. Aber – lassen Sie das andere ...! Damit handeln Sie sich nur grosse Schwierigkeiten ein ...»

Damit war Plan 7 in Gang gesetzt, wie ich es Erwin versprochen hatte. Wir hatten verschiedene Möglichkeiten ausgeknobelt, wie wir es fertigbringen könnten, aus der Wehrmacht entlassen zu werden. Die siebte Lösung hatte Erwin allein und eigens für mich ausgetüftelt, und er war sehr stolz darauf. Wie die meisten altgedienten Soldaten kannte er alle Vorschriften. Es war sein besonderes Vergnügen, Lücken zu entdecken und Haarspaltereien der Militärbürokratie zur Verblüffung vorgesetzter Stellen zu unserem Vorteil auszulegen.

«Mit deinen nicht-arischen Grosseltern allein ist es nicht getan», hatte er gefunden. «Du bist jetzt dreieinhalb Jahre beim Kommiss, und da machst du dich sehr unbeliebt, wenn du das, was sie offenbar vergessen wollten, wieder hervorkramst. Natürlich – wenn du darauf bestehst, entlassen sie dich. Aber zu Hause wirst du es dann nicht leicht haben ... Immerhin», fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, «es wäre ein hübscher Eröffnungszug für eine Partie nach Plan 7 ... Bei unserem Alten weiss man ja, wie er reagieren wird ...»

Nachdem ich bei Oberst Kessler Einsicht gezeigt hatte, wartete ich vierzehn Tage. An einem Morgen, an dem ich dienstfrei hatte, meldete ich mich krank.

«Und was fehlt dir?» wollte der UvD\* wissen und zückte sein Notizbuch.

«Kopfschmerzen, Stiche in der Brust, Fieber ...»

Auf das Stichwort «Fieber» hin geschah, was Erwin vorausgesagt hatte. Ich bekam ein Thermometer, das er zehn Minuten später wieder abholte.

\* UvD – Unteroffizier vom Dienst

Er warf nur einen kurzen Blick darauf und sagte im Weggehen: «Es wird etwas dauern ...»

«Beim Kommiss sind zivilistische Bräuche, wie Pulsfühlen oder die Hand auf die Stirn legen, verpönt», hatte Erwin gesagt. «Da lässt man dich dein Fieber messen, und damit basta. Wenn du mehr als 38° hast, schafft man dich erst mal ins Revier.» Ich hatte es durch kräftiges Reiben auf 38,4° gebracht. Das für uns zuständige Revier war laut Aushang im UvD-Zimmer das ‚Luftwaffenkriegslazarett Rouen, Hotel Dieu‘, das telefonisch um Entsendung eines ‚Sankra‘\* zu bitten war.

Schon um elf Uhr lag ich in einem Bett in der Infektionsabteilung des beschlagnahmten ‚Hotel Dieu‘, und eine etwa siebzugjährige Nonne fragte mich, ob ich ‚Vollkost‘ oder ‚Schonkost‘ brauchte. Die Ordensschwwestern, denen man feindliche Soldaten zur Pflege anvertraut hatte, waren so vorsichtig gewesen, keine Schwester unter sechzig Jahren an die Deutschen auszuliefern. *Mère Thérèse*, die mich nun betreute, wurde von mir gemäss Plan 7 nach und nach ins Vertrauen gezogen: Sie erfuhr, dass ich nicht sehr krank sei und deshalb täglich die heilige Messe besuchen wollte, was ihr sehr gefiel; dass ich Frankreich liebte und Freunde in der Stadt hätte; dass mir eigentlich gar nichts mehr fehlte, ausser das Ende dieses schrecklichen Kriegs, und dass ich mich gern noch eine Weile im ‚Hotel Dieu‘ ausruhen, dafür aber auch nützlich machen wollte. Den Luftwaffen-Oberstabsarzt bekam ich nur einmal zu sehen, als er für etwa acht Sekunden in der Tür stand und die Patienten fragte, ob es besondere Vorkommnisse gebe. Wir antworteten vorschriftsmässig im Chor mit «Nein, Herr Oberstabsarzt», aber da war er schon weg. Der junge französische Assistenzarzt, der uns behandelte, zeigte sich von meinem Zustand befriedigt, riet aber zu weiterer Bettruhe, obwohl das Fieber gottlob abgeklungen sei. Nach vierzehn Tagen nahm er meinen Vorschlag, mich im Labor nützlich zu machen, dankbar an. ‚Die kritische Phase‘, hatte Erwin gesagt, «ist die dritte Woche. Vorher denkt kein Mensch daran, dich wieder als gesund zu entlassen, und bis dahin muss du dich beliebt und unentbehrlich machen – irgendetwas wird sich schon finden ...»

Im Labor arbeiteten ein Medizinstudent aus Le Havre und eine junge, sehr tüchtige medizinisch-technische Assistentin, die mit unserem Stationsarzt befreundet war. Sie brauchte dringend Hilfe, und sie brachte mir bei, Urinproben auf alles Erdenkliche hin zu untersuchen.

\* Sanitätskraftwagen

Später lernte ich auch mit dem Hämoglobinometer umzugehen, Leukozyten zu zählen, was eine besonders zeitraubende Arbeit war, und Färbungen mit Fuchsin, Eosin und Methylenblau vorzunehmen. Ich erntete dafür viele Komplimente, auch von *Mère Thérèse*, bekam vom Stationsarzt die Erlaubnis, jeden Abend zwei, drei Stunden auszugehen, um mich ‚zu kräftigem, und wäre vielleicht noch bis zur Rückeroberung von Rouen durch die Alliierten Patient im ‚Hotel Dieu‘ geblieben, wenn nicht Plan 7 eine völlige Genesung in der zwölften Woche vorgesehen hätte.

«Bei einem Lazarettaufenthalt von mehr als 90 Tagen Dauer», hatte Erwin die Vorschrift zitiert und ernst darauf hingewiesen, dass von der Dauer der *Krankheit* nicht die Rede war, «ist der Patient nicht zu seinem Truppenteil, sondern zu seiner Stammabteilung zu entlassen. Unsere befindet sich in Hannover ...»

Ehe ich dorthin fuhr, verabschiedete ich mich von meinen Freunden in Caudebec und meldete mich bei Oberst Kessler ab. «Sehen gut erholt aus», stellte er zufrieden fest. «Wieder ganz hergestellt? Na, fein ... Ihr Gesuch habe ich befürwortet. Es müsste beim Luftgau schon durch sein. Schätze, in etwa vierzehn Tagen werden Sie Ihr Studium aufnehmen können – gerade rechtzeitig zum Wintersemester ...»

Zunächst hatte ich Erholungsurlaub, dann fuhr ich nach Hannover, und auf der Schreibstube der Flakkaserne lagen bereits meine Entlassungspapiere und mein Wehrpass. Der Unteroffizier blätterte sie noch einmal durch, ehe er sie mir aushändigte. «Ach, du meine Güte ...!» rief er plötzlich. «Sie sind ja noch gar nicht vereidigt ...!»

Ich dachte an Erwin, der das bewerkstelligt hatte, und antwortete rasch, wie es mir von ihm beigebracht worden war: «Sie kennen doch die Richtlinien – in diesem Fall LwDV 2741-40, nicht wahr? Da ist zwar nicht ausdrücklich von der normativen Kraft des Faktischen die Rede, aber ihr Vorrang gegenüber kriegsbedingten bürokratischen Versäumnissen ist eindeutig ... Ich bin seit nunmehr drei Jahren, elf Monaten, siebenundzwanzig Tagen und – genau neun Stunden und sechs Minuten Soldat, davon mehr als die Hälfte im Fronteinsatz ...»

«Ja, ja, ist ja schon gut», sagte er und gab mir die Entlassungspapiere. «Ausserdem kommen Sie ja wieder – dann wird das nachgeholt ...»

Ich war indessen fest entschlossen, nie wiederzukommen, denn das war ja das Ziel des Plans 7.

An diesem Tag, dem 18. Oktober 1942, meldete der Wehrmachtsbericht,

dass im grösstenteils eroberten Stalingrad ‚letzte Widerstandsnester der Sowjets gesäubert‘ würden; am Kaukasus, südlich von Pjatigorsk und bei Mosdok, leistete der Gegner noch «erbitterten Widerstand» im Nordabschnitt vor Leningrad und im Mittelabschnitt, östlich von Orel, waren die deutschen Stellungen weiter ausgebaut worden. Das Afrikakorps unter Feldmarschall Rommel stand knapp hundert Kilometer westlich von Kairo und bereitete sich auf die letzte Etappe des Vormarschs zum Suezkanal vor. Die ‚Bandenbekämpfung‘ in Jugoslawien war laut OKW-Bericht ‚erfolgreich‘ ...

Hitlers Macht schien grösser und gefestigter als je zuvor. Selbst Herr Desch, den ich am Nachmittag, gleich nach meiner Ankunft aus Hannover, besucht hatte, war nicht mehr so zuversichtlich wie sonst.

«Wir müssen uns darauf einrichten», sagte er, «dass es noch Jahre dauern kann, und bis dahin ...»

Ich konnte mir denken, was er meinte: Düsseldorf war erst im letzten Monat das Ziel eines britischen ‚Tausend-Bomber-Angriffs‘ gewesen, der grosse Zerstörungen verursacht und zahlreiche Todesopfer gefordert hatte. Der Druck der Gestapo war noch stärker geworden. In Hamburg, so erfuhr ich von Herrn Desch, hatte das Sondergericht soeben einen erst Siebzehnjährigen wegen heimlichen Abhörens des Londoner Senders und Verbreitung von ‚Feindpropaganda‘ zum Tode verurteilt\*; in Köln, Essen und Wuppertal waren in der vergangenen Woche bei Razzien, Haussuchungen und Ausweiskontrollen mehr als achtzig Personen festgenommen worden; etwa die Hälfte davon hatte die Gestapo in Konzentrationslager eingeliefert. Seit Monaten war die ‚Evakuierung‘ der Juden im Gange, und die Gestapo hatte nur die wenigen ‚privilegierten‘ oder in kriegswichtigen Betrieben arbeitenden Männer und Frauen bislang verschont.

«Es ist kaum zu fassen», sagte Herr Desch, «wie sie mit ihnen umgehen! Er zeigte mir den Durchschlag eines Transportberichts: «Vertraulich! An Geh. Staatspolizei-Leitstelle Düsseldorf. Betr. Evakuierung von Juden nach Riga. Transportbegleitung in Stärke von 1/15 ... Der ... vorgesehene Judentransport umfasste 1‘007 Juden aus Duisburg, Krefeld ...; Düsseldorf war nur mit 19 Juden vertreten. Der Transport setzte sich aus Juden beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, vom Säugling an bis

\* Es handelte sich um Helmut Hübener, geboren am 8.1.1925; er wurde am 27. Oktober 1942 in Hamburg hingerichtet.

zum Alter von 65 Jahren, zusammen. Die Ablassung des Transports war für 9.30 Uhr vorgesehen, weshalb die Juden bereits ab 4 Uhr an der Verladerampe ... bereitgestellt waren. Die Reichsbahn konnte jedoch den Sonderzug ... nicht so früh zusammenstellen, so dass mit der Einladung ... erst gegen 9 Uhr begonnen werden konnte. Das Einladen wurde, da die Reichsbahn auf eine möglichst fahrplanmässige Ablassung des Zuges drängte, mit der grössten Hast vorgenommen. Es war daher nicht verwunderlich, dass einzelne Wagen überladen waren. Dieser Umstand hat sich während des ganzen Transports bis Riga nachteilig ausgewirkt... Auf dem Wege vom Schlachthof zur Verladerampe hatte ein männlicher Jude versucht, Selbstmord durch Überfahren mittels der Strassenbahn zu verüben. Er wurde jedoch ... nur leichter verletzt. Ebenfalls hatte sich eine ältere Jüdin unbemerkt von der Verladerampe – es regnete und war sehr dunkel – entfernt, sich in ein nahegelegenes Haus geflüchtet, entkleidet und auf ein Klosett gesetzt. Eine Putzfrau hatte sie jedoch bemerkt, so dass auch sie dem Transport wieder zugeführt werden konnte. Die Verladung der Juden war gegen 10.15 Uhr beendet. Nach mehrmaligem Rangieren verliess der Zug dann ... den Güterbahnhof Düsseldorf-Derendorf in Richtung Wuppertal... Nach dem letzten Rangieren stellte ich fest, dass der Wagen des Begleitkommandos (2. Klasse) anstatt in die Mitte des Zuges am Ende der Personenwagen, also als 21. Wagen einrangiert worden war. Die falsche Einrangierung hatte folgende Nachteile:

a) Der Dampfdruck erreichte infolge fehlerhafter Heizungsanlagen die hinteren Wagen nicht. Infolge der Kälte konnte die Kleidung der Posten nicht trocknen (fast während des ganzen Transports regnete es), so dass ich mit Ausfällen wegen Erkrankung zu rechnen hatte ...»\*

«Wir müssen eine neue Route finden», sagte Herr Desch, «und es ist jetzt noch dringender... Übrigens, kennst du Herrn Wrobel? Nein? Ich werde dich morgen mit ihm bekanntmachen. Ich glaube, er könnte dich gut gebrauchen in seinem Büro ... Sein Unternehmen ist übrigens kriegswichtig – mit Kennziffern, von denen man nur träumen kann ...!»

Kennziffern waren eine neue Einrichtung, die ich noch nicht kannte. Herr Desch erklärte sie mir: Kriegswichtige Betriebe erhielten solche Kennziffern für Telefon- und Fernschreibverbindungen, Fahrkarten und

\* Der volle Wortlaut dieses Transportberichts findet sich bei H. G. Adler, „Der verwaltete Mensch“ Tübingen, 1974, S. 461 ff.

Platzreservierungen, Bezug von Maschinen, Ersatzteilen, Rohstoffen, ausländischen Währungen und Genehmigungen aller Art. Aus der Kennziffer ergab sich auch die Dringlichkeit und der Grad der Bevorzugung, den der Inhaber beanspruchen konnte.

Wrobel & Co. nahm in allen diesen Bereichen offenbar eine Spitzenstellung ein, denn als ich das kleine Büro zum erstenmal betrat, telefonierte Herr Wrobel, ein robuster Mittfünfziger mit dünnem rötlichem Haar- kranz um seine Glatze, gerade mit Lissabon. Er lud mich mit einer Hand- bewegung ein, Platz zu nehmen. Ich griff nach der Zeitung, die vor mir auf dem Besucherstuhl lag. Es war die Londoner ‚Times‘ von vorge- stern!

Ausser Herrn Wrobel, dem Inhaber und ‚Betriebsführer‘, gab es in der Firma noch Herrn Dr. Metzger, der zugleich Experte für Erdöl und ‚Be- triebsohmann‘ war; Fräulein Lachmann als Sekretärin für ihn und Herrn Wrobel; Frau Baum, die die Finanzen, die Buchhaltung, alle Personal- sachen und die Kaffeeküche betreute, sowie Fräulein Kasperek, das Lehrmädchen, zuständig für den Abziehapparat, den Postversand und die Abholung der Zeitungen von der Hauptpost.

«Sie kommen wie gerufen», begrüßte mich dann Herr Wrobel. «Unser Dr. Junghans musste vorige Woche in die Klinik – es geht ihm nicht gut, und er ist auch schon über Siebzig ... Er war bisher unser Experte für Kohle und Stahl – Sie werden ihn ersetzen, nicht wahr?»

Ehe ich einwenden konnte, dass ich keinerlei Fachkenntnisse hätte, ausserdem nur zum Besuch der Universität freigestellt sei, sagte er: «Ich weiss, ich weiss – die Materie ist Ihnen neu, aber Sie werden sich rasch einarbeiten. Die Hauptsache ist, dass Sie aus dem Englischen und Fran- zösischen alles schnell und korrekt übersetzen können. Spanisch und Portugiesisch macht Dr. Metzger, und bei Schwedisch hilft uns Herr Konsul Ekström – der wohnt im ersten Stock. Was die Analysen betrifft, so zeige ich Ihnen, wie man da verfährt... Sind Sie schon immatrikuliert? Lassen Sie sich irgendwo einschreiben, am besten in Köln – da geht we- gen der vielen Luftangriffe alles drunter und drüber, und dort kenne ich auch einen Professor ...»

Er fegte alle meine Bedenken beiseite: «Ich regle alles – können Sie gleich anfangen? Das ist wunderbar! Wir sind bei Kohle und Stahl sehr im Rückstand ... Ich sage Ihnen jetzt noch die Kennziffern – die sind natürlich streng geheim, wie alles hier ... Das Übrige erklärt Ihnen Dr. Metzger – unser Hausnazi, aber ganz harmlos ...

Sie dürfen ihm nur nicht den Glauben an den ‚Führer‘ und den Endsieg rauben ... Bäumchen, ich meine: Frau Baum regelt das Vertragliche, auch Steuer und Krankenkasse, und sie wird Ihnen gleich mal Ihren Sonderausweis fertigmachen – den brauchen Sie, wegen der Kennziffern. Haben Sie ein Passfoto? Ach, das hat mir ja schon Herr Desch gegeben – auf den ist Verlass! Sie können sich nebenan bei Dr. Metzger häuslich einrichten – da ist jetzt ein Schreibtisch frei ...»

Dr. Metzger, ein stiller hagerer Mann schwer zu schätzenden Alters, der am Revers ein Parteiabzeichen trug, hiess mich willkommen, gab mir einen grossen Packen englischer und amerikanischer Zeitungen und Fachzeitschriften und sagte: «Lesen Sie sich erst mal ein – später erkläre ich Ihnen, worauf Sie achten müssen ... Sie waren bis jetzt Soldat? Nun, da haben Sie ja Ihre Pflicht getan. Jetzt haben Sie eine andere, ebenso wichtige Aufgabe, und bis zum Endsieg werden Sie bestimmt nicht mehr eingezogen ...» «Sind Sie da ganz sicher?»

«Absolut – unsere Kennziffer hat höchste Priorität...»

Dann machte ich mich an die Lektüre des ‚Economist‘ und des acht Tage alten ‚Wall Streetjournal‘ und dachte an Erwin und seinen Plan 7, der nun durchgeführt war.

## 17. Anspannung aller Kräfte

«Dieses Schwein! Dieser Verbrecher! Dieser dreimal verfluchte, grössenwahnsinnige Strolch ...! Und dieses ganze widerlich feige Gesindel von betressten Lakaien um ihn herum!»

Herr Wrobel brüllte so laut, dass Frau Baum und ich im übernächsten Zimmer erschrocken zusammenfuhren.

«Mein Gott», sagte ich, «wenn das jemand gehört hat...!»

«Dem Konsul ist das egal», meinte Frau Baum und wandte sich wieder den Papieren zu, die sie für mich vorbereitet hatte. Im ersten Stock wohnte Herr Ekström, der schwedische Konsul, darüber war nur noch die Junggesellenwohnung von Herrn Wrobel. Den ausgebauten Keller hatte Herr Desch angemietet – als Lagerraum und ‚für alle Fälle‘.

«Und Dr. Metzger ...?»

«Der tut so, als hörte er es nicht», gab Frau Baum gleichmütig zur Antwort. «Der leidet nur darunter, dass Wrobel seinen geliebten Führer hasst, aber mehr nicht... So – hier sind Ihre ganzen Reiseunterlagen!»

Ich ging zu Herrn Wrobel, der mir Instruktionen für meine erste Reise für die Firma geben wollte. Er sass erschöpft, mit rotem Kopf und offenem Kragen, in seinen Sessel zurückgelehnt.

«Manchmal *muss* ich es einfach herausschreien – sonst platze ich ...»

Es war Anfang Februar 1943, einige Tage nach der Katastrophe von Stalingrad, über deren Ablauf und Ausmass wir uns aus der Presse Schwedens und der Schweiz inzwischen genauer hatten informieren können.

Am 19. November 1942, als laut Wehrmachtbericht «letzter Widerstand eingeschlossener sowjetischer Verbände in Stalingrad» schon fast gebrochen war, hatten die Sowjets ihre Gegenoffensive am Don eröffnet, um die deutsche 6. Armee, die an der Wolga stand, abzuschneiden. Hitlers sehnlichster Wunsch, wenn schon nicht Moskau und auch nicht Leningrad, dann doch wenigstens Stalingrad zu erobern und nicht mehr preiszugeben, machte ihn blind und taub gegen alle Warnungen seiner

militärischen Berater. Er befahl, allen Einkesselungsgefahren zum Trotz, Stalingrad um jeden Preis zu halten. Die rund dreihunderttausend Mann der 6. Armee sowie deren rumänische Hilfstruppen würden, sollten sie wirklich vorübergehend abgeschnitten werden, aus der Luft versorgt werden können.

Eine Woche später, nachdem die deutsche Front nördlich und südlich von Stalingrad unter dem Druck der sowjetischen Offensive zusammengebrochen war – einzelne Abschnitte hatten den hartnäckigen Angriffen nicht standgehalten –, war die 6. Armee vollständig eingeschlossen. Ein Versuch, mit einer neuen Heeresgruppe unter Feldmarschall v. Manstein den Ring wieder aufzubrechen, scheiterte im Laufe des Dezember, vor allem deshalb, weil Hitler einen gleichzeitigen Ausbruchversuch der 6. Armee streng untersagt hatte. Mit diesem Verbot war die einzige und letzte Chance vertan, die Eingeschlossenen noch zu retten. Auch die Versorgung aus der Luft, die er dem Befehlshaber der 6. Armee, General Paulus, zugesagt hatte, erwies sich als unmöglich. Es gelang lediglich, an die dreißigtausend Schwerverwundete und zwanzigtausend rumänische Hilfstruppen aus dem Kessel von Stalingrad auszufliegen. Am 24. Januar 1943, nachdem Hitler schon einmal zuvor Paulus untersagt hatte, ein sowjetisches Kapitulationsbegehren einer Antwort zu würdigen, kam eine neue Aufforderung der Sowjets, die in aussichtsloser Lage befindlichen Überlebenden der 6. Armee sollten sich ergeben. Daraufhin hatte Marschall Paulus an Hitler gefunkt: ‚Truppen ohne Munition und Verpflegung ... Keine einheitliche Befehlsführung mehr möglich ... 18'000 Verwundete ohne Mindesthilfe an Verbandszeug ... Weitere Verteidigung sinnlos. Zusammenbruch unvermeidbar. Armee erbittet, um noch vorhandene Menschenleben zu retten, sofortige Kapitulationsgenehmigung.‘

Hitlers Antwort lautete: ‚Verbiete Kapitulation. Die Armee hält ihre Position bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone ...‘ In der Hoffnung, Paulus so zu einem möglichst ‚ruhmreichen Ende‘ anzuspornen, beförderte er ihn am 30. Januar zum Generalfeldmarschall. Tags darauf funkte Paulus zurück: ‚Der Russe steht vor dem Bunker ... CL‘ – eine internationale Abkürzung, die bedeutete: «Diese Station wird nie wieder senden».

Am 2. Februar hatte jede deutsche Kampf­tätigkeit in und um Stalingrad aufgehört. Rund 91'000 Überlebende der 6. Armee, darunter vierundzwanzig Generale und ein Feldmarschall, zogen bei Temperaturen von -25 Grad in die Gefangenschaft. Nur etwa fünftausend von ihnen sahen

nach vielen Jahren die Heimat wieder. Am 3. Februar 1943 meldete ein verspäteter Wehrmacht-Sonderbericht: ‚Der Kampf um Stalingrad ist zu Ende. Ihrem Fahneneid bis zum letzten Atemzug getreu, ist die 6. Armee unter der vorbildlichen Führung des Generalfeldmarschalls Paulus der Übermacht des Feindes und der Ungunst der Verhältnisse erlegen.‘

Dann wurde der zweite Satz aus Beethovens 5. Symphonie gespielt und eine viertägige Nationaltrauer verkündet. Alle Kinos, Theater und Vergnügungstätten blieben für diese Zeit geschlossen.

Hitler, so wusste Herr Wrobel zu berichten, hatte einen Tobsuchtsanfall bekommen, als ihm mitgeteilt wurde, dass Paulus und seine Generale lebend in die Hände der Sowjets gefallen waren.

«Stellen Sie sich vor», hatte der ‚Führer‘ geschrien, «jetzt wird er nach Moskau gebracht. Er wird Geständnisse machen ... Es wird keine Woche vergehen, und Seydlitz ... und sogar Paulus sprechen im Rundfunk ...!»

Hier irrte der ‚Führer‘ sich übrigens nicht: General v. Seydlitz trat in Moskau an die Spitze des antifaschistischen ‚Nationalkomitees Freies Deutschland‘ und stellte sich für Propagandasendungen zur Verfügung, und im Sommer 1943 sprach erstmals auch Feldmarschall Paulus über Radio Moskau zum deutschen Volk.

Doch mit allen seinen anderen Prognosen hatte der ‚Führer‘ unrecht, und die Folgen seiner Befehle waren für die deutsche Wehrmacht vernichtend, nicht allein bei Stalingrad. In Südrussland konnten sich die am Kaukasus und schon dicht vor den Ölfeldern von Grosny stehenden deutschen Armeen gerade noch vor einer drohenden Einkesselung retten und den langen Rückmarsch antreten. Die Hoffnung, mit sowjetischem Beute-Öl den Treibstoffmangel im deutschen Herrschaftsbereich zu beheben, hatte sich damit zerschlagen.

In Nordafrika war den Briten am 2. November 1942 bei El Alamein mit frischen Truppen ein entscheidender Durchbruch im italienischen Abschnitt gelungen. Marschall Rommel, der befürchten musste, von den Engländern eingekesselt zu werden, hatte um Erlaubnis zum Rückzug gebeten. Er sei, funkte er nach Hause, in verzweifelter Lage und seit Wochen ohne Nachschub; die Briten beherrschten den Luftraum und bombardierten pausenlos die deutschen Stellungen.

Wieder verbot Hitler den Rückzug, wieder war «Aushalten bis zum letzten Mann» seine einzige Antwort. Doch am 4. November hatte Rommel dann auf eigene Faust den Rückzug angeordnet, um von seinem Afrikakorps noch zu retten, was zu retten war: die Reste seiner Panzer-

und motorisierten Verbände. Die ganze Infanterie blieb zurück und geriet in Gefangenschaft. In den folgenden vierzehn Tagen wurden Rommels letzte Einheiten – knapp zehntausend deutsche Soldaten mit nur noch sechzig Panzern sowie etwa fünfundzwanzigtausend Italiener – von den sie verfolgenden Briten an der libyschen Küste entlang immer weiter nach Westen getrieben, bis ganz Libyen in englischer Hand war.

Währenddessen waren Briten und Amerikaner im westlichen Nordafrika gelandet und hatten mit rund hunderttausend Mann ganz Marokko und Algerien besetzt. Darauf waren unter Bruch des Waffenstillstandsabkommens deutsche Truppen in den bisher unbesetzten Teil Frankreichs einmarschiert, und Hitler hatte zudem noch rund 250'000 Mann nach Tunesien geschickt, um wenigstens diesen letzten Zipfel afrikanischen Territoriums zu halten. Doch es war zu spät: Bis zum Ende des Frühjahrs bürstete die Wehrmacht alle nach Tunesien entsandten Soldaten, Panzer und Geschütze sowie die Reste des Afrikakorps ein. Dort gerieten mehr deutsche Soldaten in Gefangenschaft als in Stalingrad.

Dies hatte, neben den militärischen Auswirkungen, natürlich auch sehr ernste Folgen für die deutsche Kriegswirtschaft und bedeutete zugleich eine wesentliche Stärkung des angloamerikanischen Rüstungspotentials, weil alle Rohstoffquellen Afrikas und Vorderasiens dem deutschen Zugriff entzogen und den Alliierten wieder frei zugänglich waren. Welche Konsequenzen sich daraus ergaben, wusste in Deutschland niemand besser als die Mitarbeiter von Wrobel & Co. Denn wir stellten aus den uns zur Verfügung stehenden Meldungen und für einen sehr kleinen ausgewählten Empfängerkreis in Staat und Wirtschaft allwöchentlich genaue und ungeschminkte Berichte zusammen, aus denen die Produktionsergebnisse der amerikanischen und britischen Industrie ersichtlich waren. Neben dieser kriegswichtigen Aufgabe befasste sich Wrobel & Co. auch noch mit anderen Dingen. So hatten Herr Wrobel, Frau Baum, Fräulein Lachmann und ich – Dr. Metzger und Fräulein Kasperek waren schon nach Hause gegangen – erst am Abend zuvor ausführlich die veränderte Lage, zumal in bezug auf die Türkei, diskutiert. Durch den Rückzug des Afrikakorps aus Ägypten und Libyen und den der deutschen Heeresgruppe A vom Kaukasus und der östlichen Schwarzmeerküste hatte der Druck Berlins auf die Regierung in Ankara merklich nachgelassen. Herr Desch, der an unserem Gespräch teilnahm, war mit Herrn Wrobel übereingekommen, sofort eine neue Balkanroute zu erkunden.

Herr Wrobel hatte eine Möglichkeit entdeckt, die so ausgefallen war, dass die Wahrscheinlichkeit bestand, Gestapo und SD würden vorerst nicht darauf kommen: Täglich verkehrte nämlich ein Flugzeug einer neutralen Linie, der SAS, von Stockholm nach Istanbul mit Zwischenlandungen in Berlin, Wien, Budapest und Sofia. Zwischen Berlin und Wien konnte die Maschine ohne Passkontrolle benutzt werden, sofern Plätze verfügbar waren, denn das war ja ein deutscher Inlandsflug. Die Fluggesellschaft – das wiederum wusste Herr Wrobel inzwischen von Konsul Ekström – würde ohne weiteres für einen Passagier, der beispielsweise von Berlin nach Istanbul zu reisen wünschte, *zwei* Tickets ausstellen – eins von Berlin nach Wien und eins für den Rest der Strecke. Die Frage war, ob dieser Reisende in Wien dann doch noch von der deutschen Grenzpolizei kontrolliert würde oder einfach im Flugzeug bleiben und den deutschen Machtbereich ohne Wissen der Behörden verlassen könnte. Für die türkische Einreiseerlaubnis würden die Freunde von Herrn Desch in Istanbul sorgen.

Herr Wrobel war der Meinung, dass dieser Trick gelingen müsste. «Es gibt in Berlin ohnehin nur Flugtickets für Leute mit Kennziffern. Ich bin ziemlich sicher, dass die Gestapo nur auf diejenigen achtet, die weiter als bis nach Wien buchen. Da wir sicherstellen können, dass sie von einem gleichzeitig ausgestellten Anstussticket nach Istanbul nichts erfährt, müsste es eigentlich klappen ...» Dies sollte Fräulein Lachmann ausprobieren, und zu diesem Zweck fuhr sie gleich nach Berlin, um am nächsten Morgen mit einem Inlandflugschein nach Wien, dann mit einem Anstussticket gleich weiter nach Istanbul und zwei Tage später wieder zurückzufliegen. Offiziell hatte sie den Auftrag, einen türkischen Korrespondenten anzuwerben, der über die Erdölförderung im Nahen und Mittleren Osten regelmässig berichten sollte.

Ich hingegen, so war verabredet worden, sollte mit dem Zug nach Wien reisen, dort die Abfertigung der Maschine beobachten, mit der Fräulein Lachmann unkontrolliert nach Istanbul zu fliegen gedachte, und vorsorglich einen weiteren Fluchtweg erkunden.

«Sie kommen heute kurz vor Mitternacht in Wien an, und morgen Vormittag fahren Sie hinaus zum Flughafen, schauen sich alles genau an und geben mir telefonisch Bescheid – Sie wissen ja, wie eilig es ist», hatte mir Herr Wrobel erklärt und nach einem Blick auf Herrn Desch hinzugefügt: «Seine ‚Warteliste‘ ist schon sehr lang ...»

«Und mit wem soll ich in Wien Kontakt aufnehmen wegen der Ausweichmöglichkeit?»

«Der Herr meldet sich bei Ihnen um 15 Uhr in der Hotelhalle – vielleicht ein paar Minuten später. Er wird Sie ansprechen – ein Herr mit prächtigem Schnurrbart und ungarischem Akzent. Er wird Sie nach ‚Renate‘ fragen. Sie benutzen dann in Ihrer Antwort das Wort ‚herzlich‘, und er muss dann das zweite Stichwort, ‚Heirat‘ einflechten ...»

Schon am nächsten Mittag konnte ich von meinem Hotel am Kärntner Ring aus unserem Düsseldorfer Büro die erfreuliche Mitteilung machen, dass ‚die Dame einen guten Flug gehabt‘ habe und «bereits zu unserem Geschäftsfreund unterwegs» sei.

Ich hatte am Flughafen durch die Glasscheiben Fräulein Lachmann gesehen, wie sie mit den anderen SAS-Passagieren aus Berlin ausstieg, dann aber nicht den Ausgang zur Stadt benutzte, sondern in den Transitraum ging. Dreissig Minuten später war sie – zusammen mit Fluggästen, die in Wien zustiegen und die Passabfertigung passieren mussten – unkontrolliert weitergeflogen.

Ich hatte noch gewartet, bis die grosse sechsmotorige Maschine – sie war in einem leuchtenden Orangerot angestrichen, damit sie für Flak und Jäger als neutral erkennbar wäre – wieder in der Luft war und Kurs auf Budapest genommen hatte.

Schon um 14.40 Uhr suchte ich mir einen günstigen Platz in der Hotelhalle für mein Rendezvous mit dem «prächtigen Schnurrbart». Unsere neue «Reiseroute» hatte, so fand ich, zwei schwache Stellen: Von der einen, der Ausgabe des Flugtickets nebst Anschlussflugschein, meinte Herr Wrobel zwar, es gäbe da keine Gefahr des Verrats, aber das schien mir nicht so sicher. Die andere Schwachstelle lag völlig ausserhalb unserer Einflussmöglichkeiten: Da alle Passagiere das Flugzeug aus Berlin in Wien verlassen mussten, weil es dort aufgetankt wurde, bestand die Gefahr, dass diejenigen, die im Transitraum auf den Weiterflug warteten, von der Gestapo beobachtet wurden. Es war nicht auszuschliessen, dass einzelne Leute, die ihr verdächtig vorkamen, doch noch überprüft wurden. Dann würde sich sofort herausstellen, dass sie zwar gültige Tickets für den Weiterflug nach Istanbul hatten, aber weder ein deutsches Ausreise- noch ein türkisches Einreisevisum ... Dieses Risiko war zu gross, und umso gespannter wartete ich auf den Herrn mit der Ersatzlösung.

Nur kam der nicht.

Ich hatte mich schon entschlossen, Herrn Wrobel nochmals anzurufen, als mit fast zweistündiger Verspätung ein ungarischer Major in Honveduniform die Hotelhalle betrat, sich umblickte, auf mich zustürzte, mich

in die Arme schloss, schnurrbärtig abküsste und dabei freudig bewegt ausrief: «Welchä Freudä! Hast du gäwartet langä? Was gibt es Neies von Renata? Habt ihr euch gä-hei-ra- tät?!»

«Herzlich willkommen», sagte ich, sehr erleichtert. Es war kein Irrtum möglich: Dies war mein Mann.

Er kam dann schnell zur Sache: Am Flughafen Budapest habe er eine absolut sichere, unkontrollierte Zusteigemöglichkeit für Passagiere nach Istanbul erkundet – mit Hilfe des dort diensttuenden ‚Kameraden‘ ...! Noch wichtiger aber war die zweite Mitteilung: Vom Wiener Ostbahnhof aus könnten unsere ‚Reisenden‘ an bestimmten Tagen ohne Kontrolle, Passabfertigung, ja sogar ohne Fahrkarte in einen Zug steigen, der – ohne Halt an der Grenze! – bis Hegyeshalom und von dort nach kurzem Aufenthalt weiter nach Budapest fuhr ...!

«Ist Militärzug – wird kommandiert von mir – jedän Dienstag und jedän Donnerstag», erläuterte er mir.

Die ‚Reisenden‘ brauchten nur eine Bahnsteigkarte zu lösen, zu einer bestimmten Zeit zum Zug nach Pressburg zu gehen, aber nicht diesen, sondern den auf dem Nachbargleis am selben Bahnsteig abfahrbereiten ungarischen Militärzug zu besteigen, und zwar den vordersten 1. Klasse-Wagen, gleich hinter der Lokomotive.

Sollte es, so fügte er noch hinzu, einmal besonders ‚pressieren‘, liesse sich das Ganze auch an anderen Wochentagen durchführen. Nur müsste man ihn dann schon einen Tag zuvor benachrichtigen. Dienstags und donnerstags genügte es, ihn am Vormittag zu verständigen, wenn zur Abfahrt um 17 Uhr ein ‚Reisender‘ käme. Für seine telefonische Benachrichtigung sollten wir uns der direkten Leitung bedienen, die von der ungarischen Militärmission am Wiener Ostbahnhof nach Hegyeshalom führe. Bei der Mission brauche man nur seinen Namen zu nennen – der Telefonist wisse Bescheid. Er sei dann entweder gleich selbst am Apparat oder der Bahnhofskommandant in Hegyeshalom, ein ‚guter Kamerad‘.

Sehr erleichtert fuhr ich noch in der Nacht zurück nach Düsseldorf.

«Das ist ja grossartig! Da können wir ja gleich anfangen! Ist auf den Major Verlass?» wollte Herr Wrobel wissen, nachdem ich ihm alles berichtet hatte.

«Ich hoffe es – von seiner Pünktlichkeit einmal abgesehen ... Es ist wirklich ganz einfach. Da kann eigentlich nichts schiefgehen. Wer um 17 Uhr in Wien in den richtigen Wagen des Militärzugs einsteigt, kann ohne Kontrolle bis Istanbul reisen ...»

Am 18. Februar 1943 verkündete der Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast den ‚totalen Krieg‘ und forderte die «äusserste Anspannung aller Kräfte». Herr Desch hatte dazu bemerkt, das gelte nun auch für uns. Der – leider recht kostspielige – neue Fluchtweg über Wien und Budapest müsste jetzt so rasch wie möglich ausgenutzt werden, denn wir wüssten ja nicht, wie lange er noch offen sei. Ich bekam den Auftrag, sofort in Wien ein «Auslieferungslager» einzurichten. Einige besonders gefährdete Personen sollten in Kürze dorthin gebracht werden. Weil die Gestapo bereits nach ihnen fahndete, konnten sie nicht mit der Bahn reisen. Es war vorgesehen, alle zusammen als «Beiladung» mit einem Lastzug nach Wien zu bringen. Da immer nur eine Person jeweils dienstags und donnerstags den Militärzug und tags darauf das Flugzeug benutzen konnte, mussten die anderen bis zu ihrer Abreise in Wien sicher untergebracht werden. Eine kleine Pension am Ostbahnhof erwies sich dafür als hervorragend geeignet. Die Inhaberin, Frau Hacha, die Herrn Desch von Wiener Freunden empfohlen worden war, versorgte die erste «Sendung» und begleitete den jeweils abreisenden Gast selbst bis zur Sperre.

Bis Ende Juli 1943 klappte alles vorzüglich. Dann wurde der Andrang so gross, dass ein neues «Zwischenlager» gefunden werden musste. Von Wien aus, wo ich gerade war und wo mir Frau Hacha ihr Leid geklagt hatte, rief ich Herrn Wrobel an: «Wir haben hier keinen Platz mehr», erklärte ich ihm. «Das Auslieferungslager kann keine Ware mehr unterbringen. Wir versenden jetzt auch sonnabends – aber das ist auch das Äusserste ...»

Ich bekam von ihm den Auftrag, mich in Niederbayern nach einem geeigneten «Zwischenlager» umzusehen.

«Sagen Sie, wir müssten Maschinen auslagern und einige bombengeschädigte Belegschaftsmitglieder vorübergehend unterbringen – jeweils für etwa vier Wochen», empfahl mir Herr Wrobel. «Und natürlich zahlen wir anständig ...»

Eine Woche lang reiste ich kreuz und quer durch Niederbayern. Überall hiess es, es wären schon mehr als genug Evakuierte und Bombengeschädigte am Ort, und es gäbe keine Quartiere mehr. Maschinen hätten sich leicht unterbringen lassen, zumal gegen gute Bezahlung, aber an noch mehr Menschen aus den Grossstädten war niemand interessiert.

Im Zug nach Grafenau traf ich zwei Frauen aus Hamburg, deren Wohnungen wenige Tage zuvor bei dem stärksten Luftangriff, den die Hansestadt bis dahin erlebt hatte, vollständig vernichtet worden waren.

«Wir sassen unten im Keller», erzählte die eine, «als eine Brandbombe in den Lichtschacht fiel... Wir wollten den Durchstieg zum Nebenhaus aufbrechen, aber von dort kamen schon die Nachbarn und schrien uns zu, dass beide Häuser in Flammen ständen und gleich einstürzen würden. Der Hauswart wollte uns verbieten, aus dem Keller auf die Strasse zu flüchten. Er stellte sich uns in den Weg und fuchtelte sogar mit seiner Pistole herum ...! Wir waren alles Frauen, einige davon schwanger, andere mit kleinen Kindern – aber dem haben wir's gezeigt! Der hatte uns oft genug gepiesackt, weil ihm unsere Hakenkreuzfähnchen am Balkon nicht gross genug waren ... Wir haben ihn zu dritt gepackt und ihm einen Stoss gegeben, dass er rückwärts umfiel. Mit Woldecken, die wir in Wasser getaucht hatten, über dem Kopf und um den Leib gewickelt, sind wir dann gerade noch herausgekommen ...»

Sie sparte auch nicht mit abfälligen Bemerkungen über ‚Bonzen‘, die ihre Familien längst in Bayern untergebracht hätten und während des Grossangriffs mit dem Auto geflüchtet wären, und berichtete, wie alles ringsum lichterloh gebrannt hätte, wie es immer heisser geworden wäre und wie sie sich vor dem Feuersturm in die nahen Schrebergärten geflüchtet und dort in die Beete geworfen hätten.

«Es war die Hölle», sagte die andere Frau aus Hamburg, «und wer da lebend rausgekommen ist, hat nur noch an Flucht gedacht. Ich bin dann mit denen gezogen, die aus Hammerbrook und Eilbek kamen ... Alte und Kranke und Mütter mit Kindern, mit Fahrrädern, Karren und Kinderwagen ... Ich habe nichts mehr retten können – nur ein bisschen Wäsche, zwei Gläser mit Marmelade und zwei Bücher...!» Sie zeigte sie voller Stolz: ‚Das Wunschkind‘ von Ina Seidel und – mir stockte der Atem – ‚Briefe aus dem Gefängnis‘ von – Rosa Luxemburg ...!

Ich beugte mich rasch etwas vor, so dass meine Nachbarin, die ein Parteiabzeichen trug, den Titel nicht erkennen konnte, und gab der Frau aus Hamburg ein Zeichen, sie solle aufhören. Aber sie fuhr unbeeindruckt fort: «Wer *das* mitgemacht hat, ist geheilt! Mir kann keiner mehr kommen – weder mit grossen Sprüchen noch mit Drohungen ...! Das mach' ich nicht mehr mit: den ganzen Tag in der Fabrik stehen und nachts Fliegeralarm ...» Da hielt der Zug. Die Parteigenossin stand auf. «Das ist ja – unerhört!» empörte sie sich beim Aussteigen. «Anzeigen müsste man so was! Ich bin auch Hamburgerin, aber eine, auf die unser Führer sich verlassen kann – Heil Hitler!»

Damit warf sie die Abteiltür zu.

Ein älterer Mann, der bisher geschwiegen hatte, wandte sich an die beiden Frauen aus Hamburg und sagte: «Sie sollten nicht so daherreden – heute früh haben sie in Pronfelden unseren Arzt, den Dr. Geiger, abgeholt, und der ist sogar in der Partei ... Es heisst, er kommt nach Berlin, vor den Volksgerichtshof, weil er unvorsichtig dahergeredet hat – so wie Sie eben ...»

Die Anklage des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof in der Strafsache gegen den praktischen Arzt Dr. med. Alois Geiger aus Pronfelden, Bezirk Grafenau (Niederbayern), 53 Jahre alt, nicht vorbestraft, lautete, er habe ,am 30. Juli 1943 in der niederbayerischen Ortschaft Waldhäuser es unternommen, die Wehrkraft des deutschen Volkes zu zersetzen und zugleich den Feind des Reiches zu begünstigen, indem er zu einer schwangeren Patientin geäussert hat, der Krieg sei für uns verloren, die Führung von Italien sei festgenommen ...' – ein Verbrechen nach § 5, Abs. 1 Nr. 1 KSSVO, §§ 91b, 73 StGB.

Einziges Beweismittel: Die staatspolizeiliche Vernehmung der Zeugin «Ehefrau Else Nilli, zur Zeit Waldhäuser, Bezirk Grafenau, Jugendherberge», die aber in der Hauptverhandlung gar nicht gehört worden war. Frau Nilli hatte erst *nach* dem Urteil, das auf Todesstrafe und Ehrverlust auf Lebenszeit lautete, an ihrem Evakuierungsort richterlich vernommen werden können. Reichsanwalt Dr. Rothaug war dazu eigens aus Berlin angereist, weil von der Ehefrau des Verurteilten ein Gnadengesuch eingereicht worden war. Ein Freund und Kollege des Dr. Geiger, der «Alter Kämpfer» war, hatte sich ebenfalls eingesetzt und auch die Reichsärztekammer um Unterstützung gebeten; Dr. Geiger sei immerhin «Mitglied der NSDAP unter der Nr. 5220606 gewesen und bisher als weltanschaulich einwandfrei beurteilt worden». Die Reichsärztekammer aber hatte bereits mitgeteilt, dass sie nicht beabsichtige, «von sich aus auf das Gnadengesuch Einfluss zu nehmen. Heil Hitler! i.A. gez. Dr. Kosmehl».

Der mit dem Verurteilten befreundete «Alte Kämpfer», der Arzt Dr. Heinrich Pfau in Waldkirchen, hatte in seiner «Erklärung» zum Gnadengesuch hervorgehoben: «Geiger war immer ein ruhiger, nach aussen kaum in Erscheinung tretender Mann ... Wäre er von den Idealen des Nationalsozialismus nicht überzeugt gewesen, hätte er sich niemals zum Beitritt in die NSDAP gemeldet... Körperlich und seelisch geschwächt durch den schweren Beruf, Tag und Nacht in ärztlicher Bereitschaft bei

schwierigstem Gelände, durch Schlaflosigkeit erregt, fiel er in einem Zustand der Schwächung einer Unbedachtheit zum Opfer, deren Tragweite er sich nicht bewusst war und wie er sie sicherlich auch nicht gewollt hat... Auf keinen Fall kann ich mir vorstellen, dass er mit seinen Äusserungen etwas zum Schaden des Deutschen Volkes propagieren wollte ...'

Bei dieser Sachlage kam alles auf die weitere Aussage der bisher nur polizeilich vernommenen Zeugin, Frau Else Nilli, an, eine hauptamtliche BDM-Führerin bei der Reichsjugendführung, Ehefrau eines gleichfalls dort tätigen HJ-Bannführers, der zur Zeit im Kriegsdienst beim Regiment ‚Grossdeutschland‘ war. Frau Nilli, von Dr. Rothaug einvernommen, blieb bei dem, was sie zuvor dem HJ-Bannführer und Polizeimeister in Zwiesel zu Protokoll gegeben hatte, und sie fügte noch hinzu: ‚Ich hielt die Ausführungen des Dr. Geiger für eine unglaubliche Verhetzung, die ich umso gefährlicher bewerten musste, als er den Mut aufbrachte, seine Machenschaften an mir, einer Soldatenfrau, zu erproben. Seine Äusserung bezüglich des von mir erwarteten vierten Kindes war keine Anerkennung, sondern gleichsam ein Vorwurf, dass ich es verantworten könne, im Angesicht der bevorstehenden Niederlage noch ein Kind auf die Welt zu bringen. Das war der klare Sinn der Äusserungen des Dr. Geigen. Der vernehmende Reichsanwalt Dr. Rothaug hatte dazu vermerkt: ‚Unter diesen Umständen ... schlage ich nunmehr vor, von dem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch zu machen und damit war das Schicksal des Landarztes besiegelt. Der Scharfrichter Röttger erhielt den Auftrag, im Gefängnis Plötzensee ‚den Alois Geiger mit dem Fallbeil hinzurichten‘. ‚Gegen eine Freigabe der Leiche zur schlichten Bestattung keine staatspolizeilichen Bedenken ... gez. Popp, SS-Obersturmbannführer und Polizeidirektor‘.

Nach einigen Tagen gab ich die Suche nach einem «Zwischenlager» in Niederbayern auf und beschloss, in eine weniger von Evakuierten und Flüchtlingen überlaufene Gegend zu fahren, wo ich mich auskannte und wo sich auch meine Mutter schon aufhielt. Am Nachmittag eines heissen Augusttages kam ich an, ging aber nicht gleich zu ihr, sondern kehrte erst bei Lisa ein. Sie hatte mich schon am Haltepunkt aus dem Zug steigen sehen. Kaffee und Kuchen standen bereits auf dem Tisch, als ich eintrat. «Probier mal – der ist noch von meiner Hochzeit. Wir haben nämlich letzten Sonntag geheiratet!» Ich gratulierte ihr.

Nun war sie also die Wirtin des einzigen Gasthofs weit und breit, einer bescheidenen Einkehr in einer einsamen Gegend des Fichtelgebirges, verwaltete auch die Postagentur und kümmerte sich um das kleine Fahrradgeschäft, in dessen Werkstatt der Wirt mit Reparaturen – auch von Nähmaschinen, handbetriebenen Butterzentrifugen oder Volksempfängern – vollauf beschäftigt war. Hier auf dem Land fiel es kaum noch auf, dass die dreiundzwanzigjährige Lisa nicht von der Arbeit im Freien so stark gebräunt war, und ihr krauses schwarzes Haar steckte unter einem blauen Kopftuch, wie es auch die Bäuerinnen hier trugen. Denn Lisa war – so jedenfalls stand es in den Akten der Staatspolizeileitstelle Koblenz – ein ‚Negermischling‘ aus der Besatzungszeit nach dem Ersten Weltkrieg, bei ihrer Mutter, einer Friseurin, in Kesselheim aufgewachsen. Bis 1936, als sie die Volksschule beendet hatte, waren ihr – von Hänseleien und einigen Kränkungen durch die ehrgeizige Turnlehrerin abgesehen – aus ihrer ‚nicht-arischen‘ Abstammung keine Schwierigkeiten erwachsen. Nur hatte sie keine Lehrstelle gefunden und bei ihrer Mutter mitgearbeitet, bis im Januar 1940 eines Morgens ein Gestapobeamter gekommen war. Sie sollte, wie sie erfuhr, nach Polen deportiert werden.

Unterwegs hatte sie dem Beamten ausreissen und sich verstecken können, war dann mit einem holländischen Schleppkahn rheinabwärts nach Düsseldorf gekommen und von Klosterschwestern aufgenommen worden. Deren Oberin hatte sich dann bei Fräulein Bonse Rat geholt, und die hatte Lisa meiner Mutter mitgegeben, die gerade dabei war, mit einem Teil ihrer Möbel und des übrigen Hausrats ins Fichtelgebirge umzuziehen.

Das war gerade drei Jahre her, und nun hatte Lisa den zwölf Jahre älteren Wirt geheiratet, dessen zwei Gästezimmer meine Mutter damals gemietet hatte ...

«Und mit den Papieren ging alles glatt?» erkundigte ich mich. «Wer ist denn hier der Standesbeamte ...?»

«Na, der Bürgermeister natürlich! Wenn du jetzt hinaufgehst, dann nimm die Post für ihn mit – er hat sie noch nicht geholt...» Beim Bürgermeister, dem ‚alten Arnold‘, wie er genannt wurde, obwohl er erst Anfang Vierzig war, wohnte meine Mutter inzwischen fast ständig. Sie hatte dort mehr Platz als im Wirtshaus, verstand sich gut mit der Bäuerin und hatte mit deren Hilfe nach und nach in der winzigen, abgelegenen, aus zerstreuten Gehöften bestehenden Gemeinde weitere Quartiere beschaffen können. Fast alle Bauern und deren Söhne waren bei der Wehrmacht, und die Frauen waren froh, ihre knappe Haushaltskasse aufbes-

sern zukönnen, indem sie an solche empfohlenen Sommer- und bald auch Wintergäste Zimmer vermieteten.

Ein besonders gern gesehener, nunmehr ständiger ‚Feriengast‘ war der «Major a. D.’ v. Elken, der sich in einem Häuschen, wo auch der Umformer für die Stromversorgung untergebracht war, ein Zimmer eingerichtet hatte. Mein ‚Onkel Erichs der nicht mehr an eine Flucht ins Ausland dachte, genoss bei den Einheimischen grosses Ansehen – ein richtiger Major, und doch immer freundlich ...!

Ebenfalls sehr beliebt war ‚Oberschwester‘ v. Anders, die stets gerufen wurde, wenn sich jemand verletzt hatte. Sie wohnte bei Bauern am Hang gegenüber dem Arnoldschen Anwesen, zusammen mit der ‚ausgebombten Konzertpianistin‘ Uta Wandel, die den Bauersfrauen manchmal, wenn sie sie allzusehr bedrängten, Horoskope stellte.

Meine Mutter, der ich, als wir allein waren, von meiner vergeblichen Suche nach einem ‚Zwischenlager‘ in Niederbayern erzählte, sah mich erstaunt an.

«Warum bist du nicht gleich zu uns gekommen? Wir haben doch hier alles, was ihr braucht!»

Es gab, wie ich dann erfuhr, ein Forsthaus, vom Haltepunkt der Eisenbahn in knapp einstündigem Fussmarsch zu erreichen, mitten im Wald. Der Förster war 1940 eingezogen worden und nun im ‚Warthegau‘ eingesetzt. Seine Frau hatte nicht länger so einsam leben wollen und war mit ihren Kindern vor einigen Wochen ebenfalls nach Westpreussen gezogen. Die Schlüssel zu dem nun leerstehenden Forsthaus hatte der Bürgermeister in Verwahrung, dazu den Auftrag, es nur an «ordentliche, zuverlässige Leute» zu vermieten – falls sich überhaupt ein Interessent finden sollte.

Es war ein geradezu idealer Platz. Der einzige Zugangsweg führte am Arnoldschen Hof vorbei, und es gab eine Telefonleitung zum Gasthof von Lisas Mann, an jedem Ende ein altes Feldtelefon aus dem Ersten Weltkrieg mit Handkurbel, eine Errungenschaft, mit der sich das Försterehepaar das Leben im Wald sehr erleichtert hatte.

Platz war dort genug vorhanden, wie meine Mutter und ich noch am selben Tag feststellten. Nahm man auch noch den Heustadel hinzu, liessen sich leicht zwei Dutzend Leute unterbringen. Eine Quelle versorgte das Haus mit Wasser. An Brennholz fehlte es auch nicht, und was die Ernährung betraf, so würden, versicherte mir meine Mutter, die Arnolds für Brot, Kartoffeln und etwas Speck sorgen können.

«Man kann sich da ja auch Hühner halten», meinte sie auf dem Rückweg. «Pilze und Beeren findet man im Wald – es wird schon gehen ...» Eine Stunde später konnte ich von Lisas Poststelle aus Herrn Wrobel telefonisch davon verständigen, dass der Versand beginnen könnte.

«Na endlich! Die Ware muss ganz dringend weg – der Lkw steht schon seit heute früh beladen auf dem Hof in Plauen ...»

Ich rechnete nach und sagte: «Es sind kaum mehr als sechzig Kilometer von dort über Hof ... Sie können den Wagen gleich losschicken ...» Ich nannte ihm den Treffpunkt, von wo aus ich den Fahrer auf dem letzten Stück begleiten wollte.

«Ausgezeichnet – ich rufe zurück, sobald ich weiss, wann die Sendung eintrifft. Können Sie auch nachts ausladen ...?»

«Aber natürlich – das machen wir besonders gern! Wir wissen, was von der Heimatfront gefordert wird ...»

Ich wartete in der Gaststube auf den Rückruf, setzte mich zu Lisas Mann, dem ‚alten Arnold‘ und einigen anderen, zu denen sich dann auch ‚der Herr Major‘ gesellte, auf dessen abendliche Erläuterung der Kriegslage die Dorfbewohner schon brannten.

Mein ‚Onkel Erich‘ war, wie ich dann merkte, nicht nur ein militärischer Fachmann, sondern auch ein Experte für psychologische Kriegsführung geworden, der den Einheimischen die verwirrenden Nachrichten von den diversen Fronten eindrucksvoll zu erklären verstand:

Am 2. August hatten die Amerikaner erstmals die rumänischen Erdölfelder bombardiert. ‚Major v. Elken‘ erläuterte seinen Zuhörern die Folgen: «Nun wird es bald keinen Treibstoff mehr geben. Schon jetzt müssen sie in Berlin die Ernte mit Pferden einfahren ... Sie staunen, lieber Herr Bürgermeister, dass mitten in der Reichshauptstadt Getreide, Kartoffeln und Kohl angebaut werden? Hier – sehen Sie selbst...!» Und dann zeigte er ihnen Bilder aus dem ‚Illustrierten Beobachten, die diese Tatsache belegten. «Steht es wirklich schon so schlecht?» fragte einer aus der Runde. «Wir kriegen doch Gemüse aus Italien und Weizen aus Russland ...»

«Aus Italien kommt kaum noch etwas», versicherte ihm ‚Major v. Elken‘. «Dort geht es jetzt drunter und drüber ... In Mailand haben die Arbeiter alle politischen Gefangenen befreit. Die Herrschaft Mussolinis und seiner Faschisten ist beendet, den Duce haben sie abgesetzt und halten ihn auf einer Insel vor Neapel gefangen. Sizilien haben die Amerikaner und Engländer schon erobert. Bald werden sie auch auf dem Fest-

land sein. Das OKW muss jetzt Truppen von der Ostfront abziehen, um Italien so lange es geht zu halten, und das gerade jetzt, wo die Russen überall zur Offensive übergegangen sind ...» Da wurde ich von Lisa zum Telefon gerufen.

«In anderthalb Stunden wird die Sendung eintreffen», liess mich Herr Wrobel wissen, und noch in der Nacht zogen zwei Frauen und sieben Männer, von denen zwei aus einem Transport ins KZ Sachsenhausen hatten entfliehen können, ins Forsthaus ein.

Am nächsten Tag fuhr ich zurück nach Düsseldorf und widmete mich wieder meinen kriegswichtigen Aufgaben.

## 18. Einer, der der Hölle entrann

Am 18. August 1943 beging General Hans Jeschonnek, Generalstabschef der Luftwaffe, aus Verzweiflung Selbstmord. Seine Abfangjäger hatten weder die britisch-amerikanischen Luftangriffe auf das Industriegebiet von Wiener Neustadt, die Kugellagerfabriken von Schweinfurt und die Messerschmitt-Flugzeugwerke in Regensburg noch den auf die Raketenversuchsanstalt in Peenemünde verhindern können.

An der Ostfront musste die Wehrmacht am 22. August Charkow räumen und das wichtige Industriegebiet im Donezbecken aufgeben. Dem Vorstoss der sowjetischen Truppen in Richtung Orel konnten die erschöpften deutschen Soldaten der Heeresgruppe Mitte nur noch mit hinhaltendem Widerstand begegnen. An eine Offensive der Wehrmacht war an der Ostfront nicht mehr zu denken. Im OKW-Bericht war nur noch von ‚Frontbegradigungen‘, ‚Abwehr starker feindlicher Angriffe‘ und ‚Rückwärtskonzentration‘ die Rede.

Am 3. September schloss die neue italienische Regierung ein Waffenstillstandsabkommen mit den Alliierten, deren Truppen bereits in Kalabrien und bei Salerno gelandet waren. Hitler liess daraufhin Rom und alle Schlüsselstellungen im mittleren und nördlichen Italien von der Wehrmacht besetzen und am 12. September den gefangengehaltenen Mussolini durch einen kühnen Handstreich eines SS-Kommandos befreien und nach Deutschland bringen. Am selben Tag besetzten die Briten Brindisi, und in der folgenden Woche musste die Wehrmacht erst Sardinien, dann Korsika räumen. Während der letzten Septembertage eroberte die Rote Armee Brjansk und Poltawa, überschritt auf breiter Front den Dnjepr und warf die Wehrmacht hinter Kremenschug zurück. Am 6. Oktober begann auf dem rund zwölfhundert Kilometer langen Frontabschnitt zwischen Witebsk und dem Schwarzen Meer eine neue Herbstoffensive der Sowjets. Auf der Krim-Halbinsel wurde erneut, wie bei Stalingrad, eine deutsche Armee abgeschnitten, der Hitler den Rückzug verboten hatte.

Am 1. November nahmen auf der Krim gelandete sowjetische Truppen Perekop ein, und in der Ukraine hatte der Angriff auf die letzten deutschen Stellungen vor Kiew begonnen.

Am selben Tag meldete sich bei Wrobel & Co erstmals die Gestapo. Ein etwas blasses Fräulein Lachmann bat Dr. Metzger, mit dem Besucher zu sprechen, denn Herr Wrobel war verreist. Sie warf mir einen ängstlichen Blick zu.

«Was kann er nur wollen?» flüsterte sie, mehr zu sich selbst. Gemeinsam versuchten wir, etwas von dem zu erlauschen, was nebenan im Zimmer des Chefs gesprochen wurde, aber wir konnten nicht herausbekommen, wovon die Rede war.

Dann wurde die Tür aufgerissen, und Dr. Metzger fragte sichtlich erregt: «Hat jemand die Schlüssel zum Panzerschrank?»

Wir sahen ihn entsetzt an und waren zunächst sprachlos. Dann fasste sich Fräulein Lachmann und fragte mit gespielter Verwunderung: «Zum Panzerschrank? Was meinen Sie denn t/^mit, Herr Dr. Metzger ...? Den gibt es doch gar nicht mehr!»

Dabei machte sie ihm Zeichen, die der Gestapomann nicht sehen konnte, bis Dr. Metzger endlich begriff.

«Ach ja, richtig», sagte er etwas zögernd, «das habe ich glatt vergessen! Wir haben ihn ja nach dem Luftangriff im alten Büro gelassen ...»

Das musste, wenn es stimmte, vor meiner Zeit gewesen sein. Jedenfalls stand jetzt im Luftschutzkeller ein Panzerschrank, den Herr Wrobel dem königlich schwedischen Konsulat übereignet und mit einer entsprechenden Aufschrift hatte versehen lassen. Die Schlüssel waren allerdings in Wrobels Besitz geblieben, und nur Frau Baum hatte ein zweites Paar, für alle Fälle.

«Tja, da können wir im Moment nichts machen», hörten wir Dr. Metzger zu dem Besucher sagen. «Aber unser Betriebsleiter, Herr Wrobel, wird morgen gegen Mittag zurück sein und Ihnen die nötige Aufklärung geben. Vielen Dank jedenfalls, dass Sie offiziell noch nichts veranlasst haben. Sie können versichert sein, dass alles seine Ordnung hat! Nochmals besten Dank – Heil Hitler!» Er hatte ihn zur Tür begleitet. Als er zurückkam, sank er auf seinen Stuhl und ächzte: «Auf was habe ich mich da bloss eingelassen – Lügen sind eines deutschen Mannes unwürdig ...!» Wir versuchten ihn zu trösten, wollten aber nun auch wissen, was den Gestapo-Kommissar zu Wrobel & Co geführt hatte.

«Fräulein Kasperek!» teilte uns Dr. Metzger mit, und seine Stimme zitterte vor Empörung. «Sie hat uns angezeigt – diese Denunziantin!»

Fräulein Kasperek war von der Polizei beim Kauf von Schwarzmarktware erwischt worden. Wohl um sich Straffreiheit zu verschaffen, hatte sie erklärt, sie könnte etwas ‚Wichtiges‘ aussagen: Bei Wrobel & Co würde Feindpropaganda gesammelt, vervielfältigt und verbreitet...!

Natürlich hatte Wrobel & Co, was die reguläre, durch Kennziffer abgesegnete Tätigkeit betraf, nichts zu befürchten, weil – so erfuhr ich jetzt – Herr Wrobel eng mit dem Rüstungsministerium und dem OKW zusammenarbeitete und Rückendeckung von der militärischen Abwehr hatte. Aber gerade weil zwischen Abwehr und SD, der seinerseits mit der Gestapo verflochten war, eine heftige Rivalität bestand, musste es unbedingt vermieden werden, dass der Kommissar seine Nase allzutief in unsere Angelegenheiten steckte – ganz abgesehen von allem anderen, was wir sonst noch machten ...

Am nächsten Tag kam Herr Wrobel von seiner Reise zurück und tobte. Fräulein Kasperek wurde von ihm fristlos entlassen, und beinahe wäre er gleich, wütend wie er war, zur Gestapo-Leitstelle gestürmt, um sich, wie er brüllend kundtat, ‚jede Einmischung zu verbittern. Frau Baum gelang es, ihn dazu zu bewegen, sich die Sache noch mal in Ruhe zu überlegen, und in der folgenden Nacht löste die Royal Air Force das Problem auf ihre Weise: Sie flog einen ‚Tausend-Bomber-Angriff‘ auf Düsseldorf, der gewaltige Zerstörungen anrichtete und zahlreiche Todesopfer forderte. Dabei wurde auch die Gestapo-Leitstelle in der Prinz-Georg-Strasse ausgebombt. Der ‚Vorgang‘, zu dem Herr Wrobel sich noch hatte äussern sollen, geriet danach wohl in Vergessenheit, denn in den folgenden Monaten hörten wir nichts mehr davon.

Auch Wrobel & Co war durch den schweren Bombenangriff in Mitleidenschaft gezogen. Eine in der Nähe explodierte Luftmine hatte alle Fenster des Hauses eingedrückt; der Dachstuhl hatte gebrannt, und Herrn Wrobels Wohnung darunter hatte unter dem Feuer und den Löscharbeiten gleichermassen gelitten. Er selbst war heil davongekommen und hatte bei Konsul Ekström ein Notquartier bezogen. Fräulein Lachmann und ich fanden ihn nach langem Suchen in der Küche auf dem Fussboden sitzend, einen Arm um den schlafenden Konsul, mit dem anderen den Takt zu dem Lied schlagend, das er vor sich hinsang: *«Wir werden weitermarschieren, bis alles in Scherben fällt, denn heute gehört uns Deutschland und morgen...»*

Er verstummte, als er uns sah.

«Schön, dass es euch noch gibt», versicherte er uns mit schwerer Zunge. «Uns gibt es auch noch, meinen Freund und mich ...» Er versuchte, den Konsul zu tätscheln. Dann fiel ihm noch etwas ein: «Bäumchen ist auch

da – ausgebombt...» Er sah sich mit glasigen Augen suchend um. «Eben war sie noch da – vielleicht holt sie etwas zum Trinken – es ist nichts mehr da ...» Er machte eine vage Handbewegung in Richtung auf zahlreiche leere Flaschen. «Bäumchen wollte ...»

Er schien sich plötzlich an etwas zu erinnern und versuchte aufzustehen. Wir halfen ihm auf die Beine. Der Konsul sank zur Seite, nachdem er seine Stütze verloren hatte, schlief aber weiter.

Nach einer kalten Dusche und einem starken Kaffee war Herr Wrobel wieder imstande, sich zu erinnern: Kurz nach dem Fliegeralarm, noch ehe die ersten Bomben gefallen waren und als er mit dem Konsul gerade den Luftschutzraum aufgesucht hatte, war Frau Baum gekommen, mit ihr ein merkwürdig aussehender Mann: kahlköpfig, hohlwangig, mit ledderner grauer Haut und glanzlosen, tiefliegenden Augen. Er trug einen eleganten Anzug, zu dem weder sein Gesicht noch seine grossen, knöchigen, zerschundenen Hände passten.

«Ein Sonderfall», hatte Frau Baum erklärt. «Er kommt aus Polen ...»

Der Mann hatte nichts gesagt und war von Frau Baum in dem von Herrn Desch ‚für alle Fälle‘ angemieteten Keller untergebracht worden, wo ein Feldbett stand.

«Es ist der Golem», flüsterte Herr Wrobel, noch immer betroffen. ‚Herr Golm‘, wie wir ihn dann nannten, blieb zwei Tage im hinteren Keller. Dann hatte Herr Desch ein Transportmittel besorgt, mit dem ‚Herr Golm‘, begleitet von einer schwarzgekleideten und tief verschleierten Frau Baum, ohne Zwischenstation den Wiener Ostbahnhof erreichte – kurz vor 17 Uhr, so dass er sofort nach Budapest weiterfahren konnte und anderntags bereits in Istanbul eintraf. Ausnahmsweise wurde er mit einem gültigen schwedischen Pass ausgestattet, und Konsul Ekström besorgte für ihn noch vor der Abfahrt ein türkisches Einreisevisum.

Ich sah ihn kurz, als er im schwarzen Paletot und Zylinder den sonst nur für Begräbnisse 1. Klasse benutzten Wagen eines Bestattungsinstituts bestieg. Es war eine gespenstische Szene, wie er sich, ohne nach links oder rechts zu schauen, zum Auto begab und darin Platz nahm. Die rauchgeschwärtzten Ruinen der gegenüberliegenden Häuser lieferten den passenden Hintergrund dazu.

Ich hatte vorgeschlagen, ‚Herrn Golm‘ ins Fichtelgebirge zu bringen, wo er im Forsthaus gut aufgehoben gewesen wäre. Aber Herr Desch und dann auch Herr Wrobel hatten erklärt, es käme in diesem Fall nichts anderes in Frage als eine sofortige Ausreise in ein neutrales Land. Erst nach dem Kriege erfuhr ich den Grund.

„Herr Golm“ war ein „Schaliach“, ein Sendbote, gewesen. Im Sommer 1943 hatte er auf unbekanntem Wege von Palästina aus sein Ziel, eine Kleinstadt im südlichen Polen, erreicht und sogar zwei der Kontaktleute gefunden, denen er Briefe, Geld und einiges andere übergeben sollte. Möglicherweise war er irgendwo über den Wäldern der Beskiden aus einem amerikanischen Flugzeug mit dem Fallschirm abgesprungen wie etwa dreissig andere todesmutige Sendboten der Jahre 1943/44, die den von völliger Vernichtung bedrohten jüdischen Gemeinden Mut machen, ihre erlöschende Widerstandskraft stärken und ihnen die Gewissheit geben sollten, dass man sie nicht vergessen hatte.

Er war nur ganz kurze Zeit an seinem Zielort geblieben, denn seine zweite Aufgabe war der Versuch, mit möglichst vielen und genauen Informationen aus dem Machtbereich Hitlers nach Palästina zurückzukehren. Wie die meisten der Sendboten hatte er diesen Auftrag nicht erfüllen können. Er war aufgegriffen und mit zahlreichen anderen Juden ins Lager Treblinka nahe Warschau eingeliefert worden.

Dort waren, wie er inzwischen erfahren hatte, bereits annähernd 650'000 Männer, Frauen und Kinder ermordet worden, davon im Vorjahr allein 310'000 Juden aus Warschau.

Bei der Einlieferung ins Lager Treblinka hatte der «Funktionshäftling», von dem er nach versteckten Wertsachen durchsucht worden war, das Antwortschreiben gefunden, das er nach Palästina hatte bringen sollen. Es begann mit den Worten: „Nach langem Warten haben wir heute mit grösster Freude Euren Sendboten und Euren Brief empfangen ...“ Es folgte ein detaillierter Bericht über die fortschreitende Vernichtung der Juden in Polen und Litauen, den verzweifelten Aufstand im Warschauer Ghetto, der am 19. April 1943 begonnen hatte und am 16. Mai zusammengebrochen war. Die SS, die mit Artillerie, Panzern und Flammenwerfern gegen die unzulänglich bewaffneten Männer und Frauen vorgegangen war, hatte rund 800 Mann verloren.

„Wenn ihr diesen Brief erhalten haben werdet“, hiess es am Schluss des Antwortschreibens, „wird von uns schon niemand mehr am Leben sein ... Wir schreiben den Brief in grösster Eile, da der Schaliach keine Zeit hat ... Hiermit bestätigen wir den Erhalt von 50'000 RM (fünfzigtausend Reichsmark) ...“\*

\* Ein ähnlicher Brief, der in die Hände der SS fiel und im Eichmann-Prozess in Jerusalem als Dokument der Anklage (ET 1108) vorgelegt wurde, ist abgedruckt bei H.G. Adler, „Der verwaltete Mensch“, Tübingen, 1974, S. 471 f. Er stammt von Hersch Springer und anderen im Zwangsghetto von Bendsburg (Bedzin) in Ostoberschlesien und trägt das Datum vom 17. Juli 1943.

Auf den «Funktionshäftling» machte die Tatsache, dass der Bote unter höchster Lebensgefahr aus dem sicheren Ausland nach Polen gekommen war, mindestens ebensoviel Eindruck wie die am Schluss des Briefs erwähnte Geldsumme, die er mitgebracht hatte. Er verhalf ‚Herrn Golm‘ zu einem ‚Kommando‘, wodurch er der sofortigen Vernichtung entging. Das ‚Kommando‘, dem er während der folgenden Wochen angehörte, hatte die Aufgabe, die Leichen der Tag für Tag Ermordeten zu verbrennen. Die Männer, die diese entsetzliche Arbeit verrichteten, konnten nicht, wie viele andere ihrer Leidensgenossen, daran zweifeln, dass das Ziel ihrer gnadenlosen Verfolger die vollständige Ausrottung sämtlicher Juden war. Sie hatten sich deshalb aus SS-Beständen einige Maschinenpistolen und Handgranaten beschafft und waren entschlossen, einen Aufstand zu wagen. Als der Diebstahl der Waffen bemerkt wurde, mussten sie früher als geplant losschlagen: Am 2. August schossen sie ihre Bewacher nieder, steckten Baracken und Wachtürme in Brand und zerstörten mit Handgranaten die elektrisch geladene Stacheldrahtumzäunung. Wer von den Gefangenen noch die Kraft dazu hatte, wagte die Flucht. Mindestens zweihundert, möglicherweise auch sechshundert Häftlinge brachen aus dem Lager Treblinka aus, doch die meisten der Entflohenen wurden im Laufe der nächsten Stunden und Tage von der SS wieder gefasst und erschossen. Nur wenige entkamen‘ – darunter «Herr Golm‘.

Ein Kranführer der O.T., der für «kriegswichtige» Bauvorhaben in den besetzten Gebieten zuständigen ‚Organisation Todt‘, hatte ihn dann versteckt. Dieser Kranführer, ein Kommunist, der selbst bis 1936 im KZ gewesen war, brachte ihn später mit einem Baufahrzeug nach Berlin zu Genossen, die den Flüchtling in ihrer Laube am Bahngelände von Siemensstadt wohnen ließen und von ihren spärlichen Lebensmittelrationen mitbeköstigten.

Frau Baum, die mir einige Monate nach Kriegsende diese Geschichte des ‚Herrn Golm‘, dessen wahren Namen sie auch nicht kannte, berichtete, hatte sie mit der Unterbringung des aus Treblinka Geflohenen in Berlin-Siemensstadt enden lassen. «Den Rest kennen Sie ja ...», sagte sie. «Er wollte unbedingt ins Ausland, um seinen Auftrag zu erfüllen

\* Mindestens 52 namentlich bekannte, aus Treblinka entflozene Häftlinge erlebten das Kriegsende in Freiheit. Eine Folge des August-Aufstands war eine starke Einschränkung der Vergasungen. Im November 1943 wurde das Lager aufgelöst; zuvor hatte die SS alle «Arbeitsjuden» und «Funktionshäftlinge» ermordet und die Spuren der Massenvernichtung beseitigt.

und die Nachrichten über die Judenvernichtung in Polen schnellstens bekannt zu machen, und das ist ihm ja auch gelungen ...»

«Und wie ist er dann an Sie geraten?» Sie zögerte mit der Antwort.

«Haben Sie nie etwas von der Gruppe Baum gehört?» fragte sie dann.

«Sie hatten doch in Berlin einige Kontakte, und ‚der Baum‘ war in Widerstandskreisen doch ein Begriff ...!»

Jetzt erinnerte ich mich, was die drei aus Berlin geflüchteten jungen Juden mir geraten hatten, ehe sie von Paris über die Pyrenäen nach Spanien weitergereist waren: ‚Wenn du Anschluss an die Aktiven suchst, frag deinen Onkel Erich nach dem Baum ...‘ Damit war, wie ich jetzt erfuhr, der damals knapp dreissigjährige Buchhalterssohn und gelernte Elektriker Herbert Baum gemeint gewesen, Leiter des Unterbezirks Berlin-Südost des illegalen kommunistischen Jugendverbands. 1941 war er als Jude zur Zwangsarbeit bei Siemens dienstverpflichtet worden. Zusammen mit seiner Frau Marianne, einigen zuverlässigen Genossen und – ebenfalls bei Siemens arbeitenden – Angehörigen einer Gruppe sozialistischer Zionisten organisierte er einen Widerstandskreis, dem sich auch mehrere Studenten anschlossen.

Die ‚Gruppe Baum‘, der etwa siebzig junge Männer und Frauen angehörten, stellte zunächst Flugblätter her, die in den Siemenswerken, dann auch in der Stadt, heimlich verteilt wurden und zum Widerstand gegen die Nazi-Herrschaft aufriefen. Als Goebbels im Frühjahr 1942 eine antisowjetische Propagandaausstellung, ‚Das Sowjetparadies‘, vorbereiten liess, plante die «Gruppe Baum» zunächst, dort ebenfalls Flugblätter zu verteilen. Als sich das als undurchführbar erwies, wurde beschlossen, die Ausstellung in Brand zu setzen. Mitarbeiter am Kaiser-Wilhelm-Institut, die zur Gruppe gehörten, besorgten den dafür geeigneten Zündstoff. Schon am Tag nach der Eröffnung, am 18. Mai 1942, legten Herbert und Marianne Baum, drei weitere Frauen und zwei Männer dort Feuer. Ein Grossteil der Ausstellung brannte aus, den Rest konnte die Feuerwehr retten, aber die geplante Wanderschaft der Propagandaschau durch alle grösseren Städte Deutschlands musste unterbleiben, und der – vor der Öffentlichkeit nicht zu verheimlichende – Anschlag erregte grosses Aufsehen. Die mutige Tat stärkte den Widerstand in Berlin, und die Kunde davon verbreitete sich im ganzen Reich.

Indessen gelang es der Gestapo sehr rasch, die Täter ausfindig zu machen. Unter den zunächst wahllos Verhafteten war einer, der den bruta-

len Verhörmethoden nicht gewachsen war und die ‚Gruppe Baum‘ verriet. Herbert und Marianne Baum sowie alle unmittelbar Beteiligten wurden schon am 20. Mai festgenommen. Sie starben teils, wie Herbert Baum, unter der Folter, teils durch das Fallbeil. Auch die meisten übrigen Mitglieder der Gruppe wurden hingerichtet oder im KZ ermordet. Darüber hinaus verhaftete die Gestapo fünfhundert völlig unbeteiligte Berliner Juden, brachte sie nach Lichterfelde in die ehemalige Kadettenanstalt und erschoss noch am selben Abend jeden zweiten dieser Unschuldigen. Die Übrigen kamen ins KZ Sachsenhausen, wo sie im Herbst 1942 umgebracht wurden. Einen Tag nach der Massenverhaftung wurden auch alle Familienangehörigen der Geiseln festgenommen, nach Auschwitz gebracht und dort ermordet.

«Ich war gerade bei Genossen im Nebenhaus, als mein Bruder und meine Schwägerin von sechs Gestapo-Beamten abgeholt und in den Wagen gestossen wurden», sagte Frau Baum. «Sie hielten mich dann bei sich versteckt, bis Herr Desch und seine Freunde mich nach Düsseldorf holten. Sie wollten mich ins Ausland schaffen, aber ich bestand darauf, hierzubleiben und etwas für die Sache zu tun. Ich hätte es, nach allem, was ich in Berlin erlebt hatte, draussen nicht ausgehalten ...»

«Aber warum haben Sie denn bloss Ihren Namen nicht geändert – das war doch besonders gefährlich ...!»

«Ich habe ihn geändert, denn ich war verheiratet. Mein Mann ist damals auch ermordet worden. Als mir Herr Desch neue Papiere besorgte, bat ich ihn, dafür meinen Mädchennamen zu verwenden – er ist ja nicht gerade selten, und ich wollte ihn nun gerade wieder tragen ...! Nur den Vornamen und das Geburtsdatum haben wir vorsichtshalber geändert...»

## 19. ‚Tante Martha‘ wird beerdigt

Am 6. November 1943 eroberten die sowjetischen Truppen Kiew zurück. Auch an den anderen Abschnitten der Ostfront hatte die Wehrmacht die Initiative verloren, leistete zwar noch hartnäckigen Widerstand, musste aber immer weiter zurückweichen.

In Italien hielten die Briten und Amerikaner bereits das untere Drittel der Halbinsel besetzt. Ende November nahmen sie die Offensive an der Sangro-Front wieder auf. Am 3. Dezember begannen die Kämpfe um den von der Wehrmacht zum Sperriegel ausgebauten Höhenzug, rund 120 Kilometer südlich von Rom, in dessen Zentrum das Kloster Monte Cassino lag.

Für Hitler waren jedoch die Abwehrkämpfe an der Ostfront und in Italien nur noch von zweitrangigem Interesse. Seine Hauptsorge galt inzwischen dem ‚Atlantikwall‘, der Befestigung der Westküste Frankreichs, Belgiens und Hollands sowie Dänemarks. Er erwartete eine grosse Invasion der Westmächte – ‚im Frühjahr 1944, wenn nicht schon eher‘ – und hielt dafür grosse Reserven in Bereitschaft.

Bei Wrobel & Co waren wir uns jedoch darin einig, dass mit einer Invasion in Westeuropa vor dem nächsten Sommer nicht zu rechnen sei. Nach unseren Berechnungen würde es noch mindestens ein halbes Jahr dauern, bis die Amerikaner und Engländer die erforderliche mehrfache Überlegenheit zu Lande, zu Wasser und in der Luft erreicht und alle Transportprobleme, auch die des Treibstoffnachschiebs, bewältigt haben würden. «Wir müssen uns darauf einstellen», meinte Herr Wrobel, «dass der Krieg erst in etwa einem Jahr beendet sein wird – immer vorausgesetzt, unser grösster Feldherr aller Zeiten» bekommt nicht doch noch seine ‚Wunderwaffe‘ ...»

Damit meinte er jene – später als V 1 und V 2 bekannt gewordenen und gegen Südengland eingesetzten – Raketenwaffen, die in Peenemünde

\* Hitler hatte sich auf dem Höhepunkt seiner Macht als den «grössten Feldherrn aller Zeiten» feiern lassen. Im Volksmund wurde dies spöttisch abgekürzt: «Gröfaz».

entwickelt worden waren. In der schweizerischen Presse hatten wir bereits Berichte über neue deutsche Flugkörper ‚mit einer Reichweite von 260 Kilometern‘ gefunden.

Im Laufe des Dezember stiessen die Alliierten in Italien auch in Richtung Pescara vor. An der Ostfront hatten die Sowjets Tscherkassy zurückerobert und den Angriff auf Witebsk begonnen. Kurz vor Jahresende durchbrachen sie in der Ukraine in breiter Front die deutschen Stellungen.

Um den Strom an Kriegsmaterial und Lebensmitteln zu unterbinden, der über die Nordatlantik- und Eismeerroute nach Murmansk floss und der nach Westen vordringenden Roten Armee Nachschub brachte, liess Hitler das deutsche Schlachtschiff ‚Scharnhorst‘ auslaufen. Aber am 26. Dezember wurde die ‚Scharnhorst‘ von einem britischen Flottenverband gestellt, in Brand geschossen und versenkt. Von den sechzehnhundert Mann Besatzung konnten nur 36 gerettet werden.

In den ersten Januartagen 1944 überschritt die vordringende Rote Armee im Mittelabschnitt die alte polnische Ostgrenze. Am 14. Januar begann sie auch im Nordabschnitt eine Offensive, durchbrach den Ring um Leningrad und beendete die seit drei Jahren andauernde Hungerblockade der Viermillionenstadt. Am 22. Januar landeten die Amerikaner überraschend rund hundert Kilometer hinter den deutschen Verteidigungsstellungen in Italien und errichteten bei Anzio und Nettuno Brückenköpfe. In den letzten Januartagen erlebte Berlin eine weitere Serie nächtlicher Grossangriffe aus der Luft, die viele tausend Todesopfer forderte.

Inzwischen machte die sowjetische Offensive im Nordabschnitt weitere Fortschritte, und im Südabschnitt der Ostfront stand die Rote Armee schon an der rumänischen Grenze. Hitler verweigerte den Kommandeuren die dringend erbetenen Verstärkungen, weil er mit einer unmittelbar bevorstehenden Invasion in Westeuropa rechnete. Und weil er einen Sündenbock brauchte, dem er die Schuld an der sich stündlich verschlechternden Kriegslage geben konnte, entliess er den Chef der militärischen Abwehr, Admiral Wühelm Canaris. Er behauptete, der Nachrichtendienst der Wehrmacht hätte völlig versagt, und unterstellte den gesamten Bereich der Informationsbeschaffung und -auswertung sowie der Spionageabwehr dem Reichssicherheitshauptamt. SS-Bridagdeführer Walter Schellenberg wurde mit der Zusammenfassung und Umorganisation beauftragt, der abgesetzte Canaris unter Hausarrest gestellt.

Für Wrobel & Co war das ein schwerer Schlag. Die Firma verdankte ei-

nen Grossteil ihrer durch Kennziffern abgesicherten Vorrechte und Freiräume ihren bisherigen guten Beziehungen zur militärischen Abwehr und ihrem Chef.

Noch am Abend dieses 25. Februar, an dem Herr Wrobel die Hiobsbotschaft erhalten hatte, überlegte er mit Frau Baum, Fräulein Lachmann und mir, was jetzt zu tun wäre.

«Von heute an müssen wir auf alles gefasst sein», erklärte er uns. «Der SD wird uns bald sehr genau auf die Finger sehen – wir müssen Vorkehrungen treffen, nicht nur als Firma, auch jeder für sich ...»

Dann kam Herr Desch mit einer weiteren schlechten Nachricht: Es gäbe deutliche Anzeichen dafür, dass Ungarn und möglicherweise auch Rumänien von der Wehrmacht besetzt würden. Hitler befürchtete, sie könnten sonst mit den Kriegsgegnern einen Separatfrieden schliessen.

«Sobald der SD die Kontrolle am Flughafen Budapest übernimmt, ist es mit der ‚Balkanroute‘ aus», sagte er. «Es sind noch neun Leute in Wien, die ausgeflogen werden müssen. Mein Informant rechnet damit, dass Ungarn in spätestens vierzehn Tagen besetzt wird ...»

Am übernächsten Tag fuhr ich nach Wien, nachdem Herr Desch für die neun alle nötigen Papiere besorgt hatte.

«Unser Major muss begreifen, wie sehr es brennt! Er kann sie nicht mehr einzeln mit über die Grenze nehmen ...!» hatte er mir eingeschärft.

Doch der Major, den ich noch am Abend traf, war zunächst gegen jede Änderung des bewährten ‚Reiseprogramms‘. Als ich ihm unsere Gründe darlegte, war er sehr betroffen, wollte an einen Einmarsch erst gar nicht glauben, willigte aber schliesslich ein, alle neun bis zum nächsten Sonntag ‚abzufertigen‘. Wir verabredeten ein Kennwort – zur Verständigung im Notfall, etwa bei einem noch früheren Einmarsch der Wehrmacht. Je nachdem, ob von einem Fliegerschaden, dem Tod oder der Beerdigung einer ‚Tante Martha‘ die Rede wäre, müssten dann unterschiedliche Massnahmen getroffen werden.

Nach meiner Rückkehr aus Wien meinte Herr Desch: «Du solltest jetzt auch so bald wie möglich ins Fichtelgebirge reisen und unsere Freunde dort von der veränderten Lage unterrichten ...» Wir kamen überein, dass ich in drei Tagen hinfahren würde. Bei Wrobel & Co hatte man, während ich in Wien war, die Berechnungen abgeschlossen, die Aufschluss über die Kriegsproduktion der USA und Grossbritanniens im zweiten Halb-

jahr 1943 gaben. Auch eine Statistik über alliierte Schiffsverluste und -neubauten lag bereits vor. Der sich ergebende Vorsprung der Westmächte auf fast allen Gebieten war enorm, und zudem gab es kaum noch Ausfälle auf der Nordatlantikroute, weil die deutschen U-Boote dort nicht mehr eingesetzt werden konnten. Der Grund dafür war die Radarüberlegenheit der Briten. Sie hatten so viele U-Boote versenken können, dass das deutsche Marineoberkommando die Angriffe auf die Geleitzüge einstellen musste. Fast unbehelligt schafften sie jetzt die ungeheuren Waffen- und Materialmengen über den Atlantik, die für die Invasion Westeuropas benötigt wurden.

«Sagen Sie das den Leuten im Fichtelgebirge», riet mir Herr Wrobel. «Man muss ihnen Mut machen, denn es wird wohl noch etwa ein Jahr dauern ...»

Am nächsten Tag, dem 1. März, hatte ‚Griesgen‘ Ney Geburtstag. Da er bei der Standortkommandantur Düsseldorf Dienst hatte und sich nur am Abend freimachen konnte, lud er nicht zu sich nach Hause, sondern in Herrn Deschs Wohnung ein. Etwa ein Dutzend Freunde kamen, auch Fräulein Bonse, die die neuesten Londoner Rundfunkmeldungen mitbrachte: Der sowjetische Vormarsch im Baltikum hatte die Eisenbahnlinie Narwa-Reval überschritten! ‚Tante Änne‘ wollte wissen, ob es Neues von den Kämpfen um Monte Cassino gäbe, wo das altherwürdige Kloster von alliierten Bombenflugzeugen weitgehend zerstört worden war.

«Alle Mönche leben und sind in Sicherheit», berichtete Fräulein Bonse. «Auch die Bibliothek und alle Kunstschatze konnten gerettet werden ...» «Gott sei Dank!» rief ‚Tante Änne‘. «Aber, trotzdem – das Kloster hätte niemals bombardiert werden dürfen ...!» Gegen halb elf verabschiedete ich mich.

‚Griesgen‘ Ney gab mir ein Kuvert und ein schweres Päckchen mit.

«Falls wir uns nicht mehr sehen, bevor du übermorgen ins Fichtelgebirge fährst...»

Ich wusste schon, dass in dem Umschlag ein Wehrpass für den «Major a. D.» steckte, ausserdem Marken für Zucker und Seife, die dringend benötigt wurden. Und in dem Päckchen war eine Pistole für die Leute im Forsthaus.

Ich fuhr mit der letzten Strassenbahn nach Hause, wo ich zur Zeit ganz allein wohnte, und überlegte mir, wo ich die Sachen bis zu meiner Abfahrt verstecken sollte.

Ich erwachte, als unten, vor meinem Fenster, ein Auto hielt. Es war kurz nach 6 Uhr früh.

Ich sprang aus dem Bett, prüfte mit einem Blick, ob ich die Skala des Radioapparats verstellt hatte und spähte auf die Strasse: Vor unserer Haustür stand ein schwarzer Personenwagen, daneben ein Mann in einem knöchellangen Ledermantel.

Zu einem zweiten, den ich nicht sehen konnte, hörte ich ihn sagen: «Ich warte hier – mach nicht so lange!»

Es klingelte.

Der Wehrpass für Onkel Erich ...! Er steckte samt den Marken im Seitenfach des Koffers, den ich morgen packen wollte, und der lag auf dem Hängeboden im Korridor ... Die Pistole ...! Ich hatte sie ausgepackt und in die Tasche meines Bademantels gesteckt, und der hing am Haken im Bad ...

Es klingelte zum zweitenmal.

Ich ging rasch zur Wohnungstür und drückte den Offner für die Haustür, als es zum drittenmal klingelte.

Ich hörte ihn die Treppe heraufkommen.

Er kam wirklich allein, würde also wohl jetzt noch keine Haussuchung machen ... Aber, wer konnte die belastenden Dinge wegschaffen? Frau Kurz aus dem dritten Stock hatte zwar einen Wohnungsschlüssel ...

Er stand schon vor der Tür und klopfte fordernd.

«Aufmachen! Geheime Staatspolizei!»

«Wer ist da ...?»

«Geheime Staatspolizei! Machen Sie auf!»

Vielleicht hörte ihn Frau Kurz und würde bei Wrobel & Co anrufen ...

«Was wollen Sie denn?»

Jetzt schrie er: «Nun machen Sie endlich auf! Ich habe einen Haftbefehl!»

Ich liess ihn herein.

Es war ein kleiner, untersetzter Mann. Er hatte die Hände in den Manteltaschen und marschierte in die Wohnung, wie wenn sie ihm gehörte.

«Ziehen Sie sich an – und ein bisschen fix!»

Er sah sich überall um, öffnete alle Türen, schaute hinein, sah auch flüchtig in die Schränke.

«Zeigen Sie mir bitte Ihren Ausweis», sagte ich.

Er warf mir einen etwas verwunderten Blick zu, liess mich aber seine Marke sehen.

Ich dachte an Erwins Ermahnungen, schluckte einmal und erklärte: «Ich

bin Angehöriger der Wehrmacht und unterstehe nur deren Gerichtsbarkeit. Laut Luftwaffendienstvorschrift dürfen Sie mich gar nicht...»

«... ausser auf frischer Tat!» Er grinste. «Nun machen Sie schon ...!»

Beim Waschen kam mir eine Idee: Ich nahm den Bademantel vom Haken und legte ihn auf den Boden. Frau Kurz würde ihn, ordentlich wie sie war, aufheben und das Gewicht der Pistole spüren. Ich würde die Tür zum Bad offenlassen ...

«Sind Sie endlich fertig?»

«Sofort...! Welche frische Tat soll ich denn begangen haben, während ich schlief?»

«Das hören Sie schon noch – und werden Sie ja nicht frech!» Er blieb bei mir, während ich mich anzog, und drängte zur Eile. Als ich die Wohnungstür von aussen abschloss, streckte er mir die Hand entgegen.

«Die Schlüssel! Die brauchen wir nämlich ...»

Ich gab sie ihm. Jetzt kam alles darauf an, ob er die Tür versiegeln würde. Dann würde sich Frau Kurz nicht hineintrauen ... Aber er war bereits auf der Treppe, klapperte in der Manteltasche ungeduldig mit meinem Schlüsselbund. Mit einer Kopfbewegung forderte er mich auf, ihm vorauszugehen. An der Haustür blickte ich noch einmal rasch nach oben und erkannte das blasse Gesicht von Frau Kurz, die über das Treppengeländer spähte.

Er befahl mir, mich nach hinten zu setzen. Er selbst nahm neben seinem Kollegen Platz, der am Steuer sass und keine Notiz von mir nahm. Während der nächsten zwanzig Minuten sprachen sie kein Wort, das mich betraf. Sie redeten von Überstunden, von schulischen Erfolgen ihrer Kinder, über Zimmerlinden und deren Pflege. Dann waren wir am Ziel. «Los, raus!» herrschte mich der Fahrer an.

Er lieferte mich an der Pforte ab. Ein Mann in einem verwaschenen graublauen Arbeitskittel nahm mich in Empfang und gab dem im Ledermantel drei neue Haftbefehle.

«Einer in Bilk, zwei in Derendorf», sagte er. «Beeilt euch – die sollen um acht Uhr hier sein ...»

Der im Ledermantel fluchte.

«Da runter!» raunzte der Mann im Kittel. Er brachte mich in den Keller und schloss mich in eine winzige Zelle ein.

Ich sah auf meine Uhr. Es war genau halb sieben.

Kurz nach neun Uhr wurde ich von einem älteren Mann in Zivil aus der Zelle geholt und in ein Zimmer im ersten Stock gebracht.

Ich konnte gerade noch einen Blick auf das Türschild werfen: ...

„Reg. Rat, Sturmabführer“.

Er sass an einem grossen Schreibtisch voller Akten, ein glatzköpfiger Mann um die Fünfzig. Er schickte meinen Begleiter fort, warf mir nur einen Blick zu und vertiefte sich wieder in seine Akten. Erst nach einer Weile blickte er auf und sagte ganz sachlich: «Schlimm. Sehr schlimm sogar – kann Sie den Kopf kosten. Und das für nichts, für eine dreckige Laus von einem Juden. Das hätten Sie doch bedenken müssen – als deutscher Offizier!» Ich hoffte, er würde mir meine Verblüffung nicht anmerken. Ich war bis zuletzt nur ein schlichter Gefreiter gewesen und als Unteroffizier entlassen worden. Konnte es sein, dass ich ohne mein Wissen inzwischen Leutnant geworden war? Oder lag eine Verwechslung vor ...?

«Da staunen Sie, was?» sagte der Glatzkopf. «Wir wissen alles – das ist unsere Aufgabe. So, und nun packen Sie mal aus! Wie war das mit dem Juden Bernstein? Woher kannten Sie den überhaupt?» Jetzt wusste ich endlich, um was es ging:

Dr. Bernstein, vor 1933 ein bekannter, den Nazis verhasster Anwalt, hatte damals nach Holland flüchten können und war dort, als 1940 die Wehrmacht einmarschierte, untergetaucht. Vor einigen Wochen hatte er erneut fliehen müssen. Er war dann auf Empfehlung von Fräulein Bonse von Herrn Desch auf die ‚Balkanroute‘ geschickt worden. Ich selbst hatte ihm, ehe er mit einem Ferntransporter nach Wien abreiste, seinen neuen Pass ausgehändigt. Da er in Wien angekommen war, konnte er nur am Wiener Ostbahnhof erwischt worden sein ... – vielleicht die anderen auch! Was war da zu machen? Was wussten sie schon?

«Beantworten Sie endlich meine Fragen!» herrschte mich der Glatzkopf an, aber inzwischen hatte ich mich wieder gefasst.

«Sie wissen doch, Herr Regierungsrat: Ich darf Ihnen nur meinen Namen, Dienstgrad und die Feldpostnummer nennen. Das ist die Vorschrift. Für jede weitere Auskunft brauche ich die Genehmigung meiner vorgesetzten Dienststelle ...»

Ich erwartete einen Tobsuchtsanfall. Stattdessen lächelte er und klappte die Akte zu. «Hätte ich mir ja denken können ... Aber freuen Sie sich nicht zu früh! Sie bleiben in U-Haft, und demnächst – da können Sie sich drauf verlassen! – werden Sie mir *alles* erzählen, nicht nur die schlimme Sache mit dem Juden Bernstein ...»

Ich wurde wieder in die Zelle im Keller und zwei Stunden später ins Untersuchungsgefängnis in der Ulmenstrasse gebracht. Ein gemütlicher Justizwachtmeister, der die ‚Zugänge‘ betreute, fragte mich: «Haben Sie schon was zu essen bekommen?»

Um 17 Uhr war die Aufnahme-prozedur erledigt. Ich kam in eine geräumige Zelle im U-Haft-Flügel. An meiner Tür hing aussen ein Schild: ‚Einzelhaft. Gestapo. Besuchersperre. RK.‘ Während ich noch grübelte, was ‚RK‘ bedeuten könnte, wurde aufgeschlossen und ein schwarzgekleideter älterer Herr trat ein.

«Du willst beichten, mein Sohn?»

Er nickte dem Wachtmeister zu, er möge uns allein lassen, setzte sich neben mich auf das Klappbett, wartete, bis sich draussen die Schritte entfernt hatten und sagte dann: «Ich bin der Anstaltspfarrer. Ich habe veranlasst, dass Sie als RK, römisch-katholisch, geführt werden, sonst hätte ich nicht kommen können. Eine Dame lässt Ihnen sagen, dass Tante Martha beerdigt worden ist – sie hat nicht zu leiden brauchen, bis auf den einen Schmerz, von dem Sie ja wohl schon wissen ...»

Mir fiel ein Stein vom Herzen! Alle anderen, ausser Dr. Bernstein, waren in Sicherheit, die Aktion war beendet.

«Die Dame wüsste gern von Ihnen, wo das Papier ist – und die Märchen ...», flüsterte er mir zu, und ich erklärte ihm, wo ich Onkel Erichs Wehrpass und die Lebensmittelmarken versteckt hatte.

Er nickte zufrieden, sah auf die Uhr und sagte: «Wir haben nur wenig Zeit – gleich ist Einschluss für die Nacht, da muss ich weg ... Die gute Frau hat das Päckchen aufgehoben, soll ich Ihnen noch ausrichten. Herr Schneider wird es gleich holen, zusammen mit dem anderen ...» Frau Kurz hatte also die Pistole gefunden! Nun brauchte ich mir wegen einer Haussuchung keine Sorgen mehr zu machen.

«Haben Sie mir noch etwas mitzuteilen ...?»

Ich sagte ihm in aller Eile, was ich wusste: dass man mir bislang nur ‚Beihilfe‘ im Fall Dr. Bernstein zur Last legte, auch dass man mich für einen Offizier hielt und offenbar an die Firma heranwollte. «Vielleicht könnte sich mal ein Vorgesetzter um mich kümmern», schloss ich.

«Ach ja», sagte er, «Ihr Chef lässt Sie grüssen. Zeitgewinn sei alles, soll ich Ihnen sagen. Spanien und Portugal seien für Sie freigegeben, eventuell auch Schweden und die Türkei – in etwa drei Wochen könnten Sie auch Rumänien haben – was immer das heissen soll ...»

Er steckte den Zettel wieder ein, auf dem er sich Notizen gemacht hatte, drückte mir dann Zigaretten und Schokolade in die Hand. «Von Ihrer Tante Änne – sie betet für Sie ..., dass Sie nicht nur einen, sondern drei Schutzengel haben mögen ...»

## 20. Die drei Schutzengel

Der Monat März verging, ohne dass sich die Gestapo um mich kümmerte. Ich blieb in strenger Einzelhaft, konnte weder Post noch Besuch empfangen und wartete mit wachsender Ungeduld auf eine Änderung dieses Zustands. Auch der Pfarrer, mein erster Schutzengel, liess sich nicht mehr sehen. Meine einzige Nachrichtenquelle war die Zeitung, die mir der Justizwachtmeister zusteckte, wenn er sie gelesen hatte.

Den täglichen Wehrmachtsberichten war zu entnehmen, dass die sowjetischen Truppen überall vorrückten und den Dnjestr bereits überschritten hatten. Anscheinend waren sie schon in Rumänien eingedrungen. Mitte März – vier oder fünf Tage später, als der Gewährsmann von Herrn Desch vorausgesagt hatte – wurde Ungarn von der Wehrmacht besetzt – ,auf Wunsch des ungarischen Reichsverwesers, Admiral Miklos v. Horthys<sup>wæ</sup> es in der Sprachregelung des Reichspropagandaministeriums hiess. Horthy hatte den ‚Führer‘ eigens aufgesucht, um ihm diese Bitte vorzutragen. In Budapest war ein ‚Reichsbevollmächtigter‘ eingesetzt worden ... Bald darauf hatte die amerikanische Luftwaffe, wie schon Anfang März gegen Berlin, erstmals einen ‚Terrorangriff‘ auf Wien geflogen. Aber am ‚Atlantikwall‘ rührte sich noch nichts. Die Invasion im Westen liess weiter auf sich warten ...

Anfang April wurde ich plötzlich verlegt: in das kleine Polizeigefängnis von Ratingen, in die Nähe des dortigen in einem Schulgebäude untergebrachten Ausweichquartiers der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, bis meine Vernehmung beginnen würde. Aber es vergingen nochmals vierzehn Tage, bis eines Morgens ein – von dem Polizeimeister als ‚Herr Kommissar‘ angededeter – Gestapobeamter erschien und mich zum Verhör mitnahm.

«Wir gehen zu Fuss», sagte er. «Versuchen Sie unterwegs keine Dummheiten!»

Er zeigte mir seine Pistole und legte mir Handschellen an. Auf der Strasse sagte er zu meiner Überraschung: «Wir sind ja eigentlich Kolle-

gen – ich mache Abwehr im Innern, gegen Sabotage und so ...»

«Wichtige Sache», sagte ich versuchsweise. «Und viel zu tun, was?»

Er nickte.

«Vor allem die vielen Ausländer ...», sagte ich, um das Gespräch in Gang zu halten. Ich wusste, dass insgesamt fast zehn Millionen Ausländer – meist Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten, aber auch, entgegen der Genfer Konvention, Kriegsgefangene – in der deutschen Rüstungsindustrie und Landwirtschaft arbeiteten. Da gab es bestimmt viele Fälle von Sabotage.

«Ja», bestätigte er mir. «Die vielen Ausländer sind ein ernstes Problem, auch für die Sicherheit... Sie machen uns schwer zu schaffen ... Ich wünschte, ich hätte Fremdsprachen gelernt – dann wäre ich nicht in diesem Laden, sondern hätte auch so 'ne interessante Aufgabe ...»

«So eine?» fragte ich und hielt ihm meine gefesselten Hände hin. Er lachte.

«Wird schon nicht so schlimm werden», meinte er. «Hauptsache, Sie packen tüchtig aus und helfen uns ...! Dann werden sie diese Panne mit dem Juden als kleinen Betriebsunfall gelten lassen ...» «Hoffentlich – man kann sich seine V-Männer ja nicht aussuchen – oder?»

Er schwieg zu dieser kühnen Behauptung. Dann fragte er plötzlich: «Was meinen Sie? Können wir diesen Krieg überhaupt noch gewinnen?»

«Es müsste ein Wunder geschehen ...»

«Ja», seufzte er, «und dann geht es *uns* an den Kragen, aber *ihr* habt fein vorgesorgt...»

Dazu wollte ich mich nicht äussern, und er fuhr fort: «Ist doch völlig klar – ihr von der Abwehr habt eure Auslandsbeziehungen und eure Schutzjuden – da kann euch nichts passieren! Da wäscht eine Hand die andere ... Dafür wird's kleinen Leuten wie mir umso dreckiger gehen ... Die hängen uns alle auf ...!»

«Na ja – so betrachtet, könnten Sie recht haben ...» Und dann wagte ich mich noch etwas weiter vor: «Im Augenblick sitze *ich* in der Tinte, und *Sie* haben noch alle Möglichkeiten. Aber, wenn es mal umgekehrt sein sollte ...»

«Ja, ja, so ist es! Ich werde mir das mal durch den Kopf gehen lassen», sagte er zu meiner grossen Erleichterung und fügte hinzu: «Jedenfalls besten Dank für das Angebot...!»

Dann führte er mich in das Gebäude, das ich schon kannte.

Der Glatzkopf gab sich kurz angebunden.

«Sie hatten ja genügend Zeit zum Nachdenken. Wollen Sie jetzt aussagen?»

«Wenn eine Genehmigung vorliegt, Herr Regierungsrat, selbstverständlich ...»

«Liegt vor.» Er klopfte auf meine Akte, die inzwischen auf doppelten Umfang angeschwollen war. «Kommissar Richter» – er deutete mit dem Kinn auf meinen Begleiter – «wird sie Ihnen zeigen. Sie bekommen von ihm Papier und Bleistifte – Sie können auch eine Schreibmaschine haben ... Er wird Ihnen die Komplexe nennen, auf die es uns zunächst ankommt. Ich wünsche einen umfassenden und lückenlosen Bericht von Ihnen – ist das klar?»

«Und wann kann ich mit meiner Entlassung rechnen?»

Er tat überrascht und empört.

«Ich höre wohl nicht recht?! Wenn Sie ganz grosses Glück haben, bleiben Sie in Schutzhaft und kommen nicht vor den Volksgerichtshof! Das hängt ganz von Ihnen ab – wie gründlich Sie auspacken – verstanden?! Und versuchen Sie nicht, uns Märchen zu erzählen! Die Schutzhaft kann auch im KZ vollzogen werden, damit Sie ganz klar sehen!»

Auf dem Rückweg verhielt sich Kommissar Richter, der eine schwere Tasche mit Papier und meiner Akte sowie die Reiseschreibmaschine trug, zunächst schweigsam.

Dann fragte er mich plötzlich: «Für welche Wirtschaftsbereiche waren Sie eigentlich zuständig?»

«Kohle, Eisen, Stahl ...»

«... und Legierungsmetalle, nicht wahr? Wo kriegen wir eigentlich Chrom her?»

Er will mir nur auf den Zahn fühlen, dachte ich und sagte: «Vor allem aus der Türkei und vom Balkan, aber ...»

«Ja?»

«Ich bin seit über sechs Wochen ohne Informationen. Kann sein, dass die Türkei gar nicht mehr liefert. Die Alliierten haben die Türken schon im Februar unter Druck gesetzt... Je nachdem, ob die Wehrmacht die Schwarzmeerhäfen noch hält oder nicht, werden sie die Lieferungen einstellen.»

«Und wie lange würden dann unsere Vorräte noch reichen?»

Ich überlegte, worauf er wohl hinauswollte, tat dabei, als ob ich rechnete und sagte schliesslich: «Wenn wir alles zusammenkratzen, wohl etwa bis Mai oder Juni, vielleicht auch noch vier Wochen länger ...» Ich wusste ziemlich sicher, dass sie noch bis zum Herbst reichen würden, hielt

es aber für besser, die Lage noch schwärzer zu malen, und fügte hinzu: «Ohne Chrom gibt es weder Panzer noch Geschütze, Granaten, Flugzeuge, Lkws oder U-Boote – aber das wissen Sie ja ...»

Er nickte.

«Die Türkei hat die Lieferungen soeben eingestellt», sagte er dann. «In etwa drei Monaten käme demnach unsere Kriegsproduktion zum Erliegen ...»

Wir kamen an einem kleinen Café vorbei. Er warf einen Blick durch die Scheiben, sah, dass dort niemand sass und sagte: «Ich werde Ihnen eine Tasse Kaffee spendieren ...»

Dann nahm er mir die Handschellen ab, gab mir die Schreibmaschine zum Tragen, und wir gingen zusammen hinein.

Nachdem uns eine alte Frau Ersatzkaffee serviert hatte, nahm Kommissar Richter das Gespräch wieder auf: «Nehmen wir mal an, der Krieg sei zu Ende, wir wären unter alliierter Besatzung, ich sässe im Knast und Sie wären frei – was könnten Sie für mich tun?» «Nehmen wir mal an», erwiderte ich vorsichtig, «es wäre so, dann *könnte* ich sicherlich für Sie einiges tun, indem ich beispielsweise erklärte, der Gestapo-Kommissar Richter hat mir damals, als ich in der Patsche sass, enorm geholfen – das würde Sie, meiner Schätzung nach, wahrscheinlich retten, immer vorausgesetzt, Sie hätten mir wirklich geholfen und das liesse sich beweisen...»

Er nickte, trank einen Schluck des heissen Gebräus und verzog das Gesicht.

«Ihr Vater ist bei der australischen Armee», sagte er, mehr zu sich selbst. «Ihre Mutter ist zwar in Düsseldorf gemeldet, aber wegen der Luftangriffe aufs Land gezogen, wahrscheinlich nach Oberbayern. Wir haben sie noch nicht ausfindig machen können ...» «Dabei sollte es auch bleiben», sagte ich, sehr auf der Hut. Vielleicht war das Ganze nur eine Falle?

«Das geht in Ordnung», fuhr er fort. «Aber, wo finde ich Sie, wenn ich Sie brauche ...?»

«Tja – wo finden Sie mich? Das hängt ja wohl nicht allein von mir ab – oder?»

Er nickte, zog dann plötzlich meine Akte aus der Ledertasche, legte sie auf den Tisch und blätterte darin. Ich beugte mich etwas vor und versuchte herauszufinden, was alles darin war, aber er hielt sie so, dass ich nichts erkennen konnte.

«Ah, nicht-arisch sind Sie ja auch ...!»

Er schien das erfreulich zu finden, denn er meinte: «Alles in allem – gar nicht schlecht...! Wenn ich nur wüsste, wie wir ... ich meine: wie ich Sie nach Kriegsende finde ...»

«Es bleibt uns gar nichts anderes übrig», erklärte ich ihm, «als einen ‚Briefkasten‘ auszumachen. Wer da nach Kriegsende zuerst hinkommt, hinterlässt für den anderen eine Nachricht – oder schickt sie durch einen Boten ... Irgendein Weg wird sich schon finden ...»

«Und wo? Am besten wohl in Düsseldorf – vielleicht ein Café?»

«Das wäre eine Möglichkeit», sagte ich und dachte an ‚Tante Anne‘.

«Aber – wenn das Haus zerstört sein sollte?»

«Dann fragt man in der Nachbarschaft, wo die Inhaber geblieben sind. Wir haben ja noch etwas Zeit, uns auf ein geeignetes Lokal zu einigen ...»

«Na gut – vielleicht etwas Ländliches, im Linksrheinischen ... Und nun schreiben Sie mal!» Er gab mir Papier und einen Füller. Ich schrieb, was er mir diktierte: Dass ich dem Kriminalkommissar Gottlieb Richter aus Moers hiermit bestätigte, er habe mir und meinen Freunden nach besten Kräften geholfen und so das Leben gerettet.

Dann liess er mich den Text ins Englische übersetzen.

Nachdem er das Papier sorgfältig weggesteckt hatte, schob er mir meine Akte hin, nahm sich eine der ausliegenden Lesemappen und begann darin zu blättern.

Ich las nun, was die Gestapo alles herausgefunden hatte: Auskünfte von Oberst Kessler und Major Zobel, beide sehr positiv, eine Anfrage von Herrn Wrobel, wann ich meine «äusserst kriegswichtige, unentbehrliche» Arbeit endlich wiederaufnehmen könnte, ein Schreiben von ‚Pg. Dr. Metzger‘, der mich, sein «absolut loyales Gefolgschaftsmitglied», ebenfalls nicht länger missen wollte, und einiges mehr. Es gab nur eine negative Auskunft: Ein mir unbekannter Dr. Siegfried Segnitz, wohl der für uns zuständige SD-Spitzel, bescheinigte mir eine «ablehnende Einstellung dem Nat. Soz. gegenüber», konnte aber keine stichhaltigen Beweise dafür liefern.

Ich erfuhr, dass ich Leutnant der Reserve war – «Oberstleutnant Wrobel» hatte die Beförderung veranlasst, und zwar bei der ‚Abt. Ausl. Wirtsch.‘ der militärischen Abwehr ... Und auch der Grund für meine Verhaftung wurde mir klar durch ein Fernschreiben der Wiener Gestapo: Kurz nach meiner Abreise aus Wien war Dr. Bernstein bei einer Routineausweiskontrolle am Ostbahnhof erst durch seine Nervosität aufgefallen, dann dadurch, dass er *zwei* Reisepässe hatte – einen, den er hervorzug und gleich wieder wegstecken wollte, einen anderen, den er dann

vorwies. Er war festgenommen worden, hatte jedoch noch vor seiner Vernehmung Selbstmord begangen. Im Jackenfutter fand die Gestapo einen Zettel, auf dem sich der Tote Namen und Adresse meines Vaters und meinen Vornamen notiert hatte – trotz meiner Bitte, sich die Adresse nur einzuprägen, aber ja nicht aufzuschreiben ... Das war es also!

Immerhin: Sie wussten offenbar nichts von der ‚Balkanroute‘ – im Fernschreiben hiess es: ‚B. wollte anscheinend nach Pressburg reisen‘ –, und mir konnten sie bisher nicht nachweisen, Dr. Bernstein zu neuen Papieren und zur Flucht auch nur mitverholfen zu haben.

Aus den übrigen Blättern der Akte erfuhr ich, was sie bisher unternommen und nun mit mir vorhatten: Das RSHA, Abteilung Ausland-Abwehr, hatte die Leitstelle Düsseldorf angewiesen, mich erst mal aus dem Verkehr zu ziehen – ohne Post oder Besuch und in Einzelhaft. Denn waren Ermittlungen angestellt worden, meinen Vater betreffend ... Auch Wrobel & Co war unter die Lupe genommen worden, und dabei waren sie offenbar zu der Einschätzung gekommen, dass unser Büro ‚eine wichtige Schaltstelle‘ des militärischen Nachrichtendienstes ‚mit besonders interessanten Auslandskontakten‘ sei – und dabei bezogen wir doch fast alle unsere Informationen nur aus Zeitungen, und auch die Informanten in den neutralen Hauptstädten schickten Berichte, die selten mehr enthielten, als wir bereits aus der englischen, amerikanischen, schwedischen und schweizerischen Presse wussten ...!

Das letzte Blatt der Akte war die Anweisung des RSHA, mich streng zu isolieren. Ein Mitarbeiter der ‚Gruppe D des SD-Amtes Ausland-Abwehr‘ würde mich demnächst vernehmen. Ich sollte inzwischen ausführliche Darstellungen unserer «wichtigen» Auslandskontakte anfertigen, speziell ‚im Hinblick auf mögliche *politische* Nutzbarmachung‘, ausserdem meine Tätigkeit bei Wrobel & Co genau beschreiben.

«Das wird sich schwer machen lassen ohne meine Unterlagen», sagte ich.

Herr Richter legte die Illustrierte beiseite und nahm die Akten wieder an sich.

«Das ist *Ihre* Sache – ist Ihnen sonst nichts aufgefallen?» «Sie meinen die ‚politische Nutzbarmachung‘ ...?» Er nickte.

«Das kann doch wohl nur bedeuten, dass die vom RSHA auf eigene Faust mit der anderen Seite verhandeln wollen – oder?» «Genauso sehe ich das auch.»

Er erhob sich, und dann gingen wir, ich wieder in Handschellen, zum Polizeigefängnis, wo ein Beamter Herrn Richter mit den Worten empfing: «Eben kam ein Anruf für Sie, Herr Kommissar! Der Häftling soll noch heute verlegt werden – nach Anrath ...» Dort verbrachte ich vier- einhalb Monate in strenger Einzelhaft. In derselben Abteilung des dü- steren alten, südwestlich von Krefeld gelegenen Gefängnisses waren noch achtzehn Holländer. Jeder Kontakt untereinander und mit der Aus- senwelt war uns verboten. Wir sahen uns nur beim täglichen «Spazier- gang». Da gingen wir fünfzehn Minuten lang im Kreis – auf einem be- sonderen Hof, getrennt von den übrigen Gefangenen. Sprechen war streng untersagt, aber natürlich flüsterten wir doch miteinander, und so erfuhr ich einiges:

Sie waren alle SD-Gefangene, einige schon seit achtzehn Monaten, schrecklich abgemagert, weil sie – wie ich – nicht zur Arbeit eingesetzt werden durften und deshalb sogenannte «Faulenzerrationen» erhielten, die unter dem Existenzminimum lagen. Mit ihren Angehörigen hatten sie seit ihrer Verhaftung keinerlei Kontakt; sie waren – und so stand es auch auf ihren Zellentüren – «NN»-Gefangene.

NN – das bedeutete «Nacht und Nebel» und ging zurück auf einen ‚Führer‘erlass vom Dezember 1951, worin es hiess: «Von diesen Zivilperso- nen darf keine Nachricht in ihr Heimatland dringen. Die Bevölkerung muss über ihr Schicksal im ungewissen gelassen werden ...’

Mein Zellennachbar, ein Elektroschweisser aus Rotterdam, hatte vor vierzehn Monaten abends den Hund ausgeführt. Eine deutsche Streife war vorbeigekommen, der Hund hatte sie angebellt und war von den Soldaten erschossen worden. Ihn, Marinus, hatten sie gleich mitgenom- men. Die Familie wusste nichts über seinen Verbleib.

Das also war NN ...

Jedesmal, wenn wir vom «Spaziergang» zurückkamen und im Abstand von sechs Stufen die schmale Eisentreppe zum ersten Stock hinaufstie- gen, tat mal der eine, mal der andere der Holländer so, als wäre er aus- gerutscht, fluchte dabei so laut er konnte: «Godsverdorie ...!», und dann brüllten die anderen siebzehn im Chor, dass es durch das ganze Gefäng- nis hallte: «Hollands Glorie!» Zwei der drei Aufseher, die abwechselnd Dienst im NN-Flügel hatten, begnügten sich mit etwas Geschrei und Drohungen; sie hatten es aufgegeben, etwas gegen diese tägliche kleine Demonstration holländischen Widerstandsgeistes zu unternehmen. Nur

einer, Oberwachtmeister Wissmann, meldete regelmässig den, der zuerst laut geflucht hatte, als ‚Rädelsführer‘ zur Bestrafung, und das gab drei Tage Dunkelarrest bei Wasser und Brot.

Als ich schon zwei Wochen in Anrath war, erkundigte sich Marinus, mein Vordermann beim Hofgang, was es mit dem Schreibmaschinenklappern auf sich hätte, das täglich aus meiner Zelle vernehmbar war.

«Die Gestapo will von mir eine ausführliche Begründung, warum Deutschland den Krieg schon verloren hat», flüsterte ich ihm zu. Er drehte sich um und sah mich ungläubig an.

Auf der Treppe wäre er an diesem Tag an der Reihe gewesen. Ich sah, wie er schon tief Luft holte, und kam ihm zuvor. «Godsverdorie ...!» brüllte ich Oberwachtmeister Wissmann an und sah, wie er rot anlief.

«Hollands Glorie!» donnerte es durch den Bau.

Sie nickten mir zu und lachten, und ich bekam drei Tage Dunkelarrest.

Anfang Mai wurde ich aus der Zelle geholt und ins Vernehmungszimmer gebracht.

«Sind die Berichte fertig?» wollte Kommissar Richter wissen.

«Ich komme nicht gut voran ... Es ist schwer, so ohne Unterlagen ... Ich kann mich auch höchstens ein, zwei Stunden konzentrieren – der Hunger...»

«Sie spielen auf Zeit», stellte er fest. «Das täte ich wahrscheinlich auch ... Aber – übertreiben Sie es nicht!»

Dann packte er Butterbrote aus.

Während ich ass, las er, was ich geschrieben hatte. Als er an die Stelle kam: ‚... Die Förderung der Erzgruben von Nikopol sichert die Manganversorgung des Reichs noch auf viele Jahre‘, bemerkte er trocken: «Das war einmal ...! Nikopol hat doch längst wieder der Iwan! Schon Anfang April waren die Sowjets 300 Kilometer weiter westlich und haben Odessa genommen ... Im Augenblick räumt die Wehrmacht die letzten Stützpunkte auf der Krim ...» «Da sehen Sie es», sagte ich. «Ganz ohne neuere Informationen geht es eben nicht...!»

«Wie steht es denn mit den «politisch nutzbaren» Auslandskontakten? Darauf sind sie doch besonders scharf ...»

«Tja, ich könnte einen Treff in Lissabon vorschlagen. Ein englischer Geschäftsmann, der noch im Februar dort war, ist ein Schwager von Lord Palmer, dem Rüstungsminister. Da liesse sich etwas vermitteln ...»

«Hm, hört sich ganz gut an ... Ich versteh' zwar wenig davon, aber darauf beissen sie vielleicht an ... Aber hier steht davon noch gar nichts –» Er zeigte auf meine schriftlichen Ausarbeitungen. «Ich wollte erst mal Ihre Meinung hören ... Ich könnte noch andere Vorschläge machen, aber der Haken bei allen ist, dass sie dann *mich* dazu gar nicht mehr brauchen – verstehen Sie? Und wir wollen uns doch nach Kriegsende lebend wiedersehen, nicht wahr?»

«Hm – da ist etwas dran ... Das muss bedacht sein ... Na, Sie haben ja noch etwas Zeit – es wird Ihnen schon noch was einfallen ... . Übrigens, ich habe über unseren Nachkriegs treff nachgedacht. Am besten wäre wohl ein Café im Linksrheinischen – man weiss ja nicht, wie lange sie brauchen werden, um überzusetzen, und ich wohne schliesslich in Moers ... Kennen Sie ein Lokal in Oberkassel?»

Ich dachte nach, aber nur darüber, ob ich damit ‚Tante Änne‘ und ‚Griesgen‘ Ney gefährden könnte. Schliesslich sagte ich: «Wir sind auf der Fahrt hierher an einem Café vorbeigekommen ...» Ich beschrieb ihm die Lage.

«Das ist das Café Ney – das kenne ich. Das ist direkt an der Haltestelle der Bahn nach Moers ... Abgemacht – das nehmen wir!»

Beim nächsten Hofgang konnte ich den anderen einiges über die sich für Deutschland täglich verschlechternde Kriegslage berichten: Im April war Odessa und soeben die Krim von den Sowjets erobert worden. Schon halb Italien war in der Hand der Westalliierten. Nur im Westen rührte sich noch nichts.

«Woher weisst du das?» fragte Marinus.

«Von dem, der mich verhört hat – sie kriegen langsam kalte Füsse, und da reden sie mit einem ... Nächste Woche werde ich wieder verhört...»

«Wir brauchten einen Funker», sagte Marinus.

Im Keller unter unserem Flügel war eine Elektrowerkstatt, wo ein Gefangener allerlei Reparaturen ausführte, auch an Radioapparaten. Pünktlich um Mitternacht klopfte er eine Kurzfassung der wichtigsten Meldungen aus London in Morsezeichen an die in die Zellen führenden Heizungsstränge. Man brauchte nur das Ohr an den Heizkörper zu legen, Papier und Bleistift zu haben – und Morsekenntnisse.

Von nun an gab es beim Hofgang ein tägliches Bulletin: ‚2'000-Bomber-Angriff auf Berlin – 1'000-Bomber-Angriff auf Bukarest – Sewasto-

pol erobert – Der Weg nach Rom freigekämpft – Die Wehrmacht in Italien auf dem Rückzug!'

Ende Mai wurde ich wieder ins Vernehmungszimmer geholt, aber diesmal wartete dort nicht Kommissar Richter, sondern der SD-Führer aus Berlin, der mich – wie ich aus meiner Akte wusste – nochmals vernehmen sollte, ein jüngerer Mann in Zivil. Er gab sich ganz freundlich, las interessiert meine diversen Berichte und fragte mich plötzlich: «Wissen Sie eigentlich, um was es uns geht?» Ich versuchte mich vor einer Antwort auf diese heikle Frage zu drücken, aber es war gar nicht nötig – er redete drauflos: Wie dringend es sei, die Westmächte davon zu überzeugen, dass sie *gemeinsam* mit Deutschland Europa gegen den Bolschewismus verteidigen müssten; dass es *Wahnsinn* sei, uns kaputtzumachen... Schliesslich sagte er: «Zwei Ihrer Vorschläge scheinen mir ganz interessant. Ich werde sie prüfen lassen ... Überlegen Sie weiter – vielleicht fällt Ihnen noch etwas ein. Der Kommissar kann mich dann verständigen ...»

Eine Woche später, in der Nacht vom 5. zum 6. Juni, berichteten die Klopffzeichen von der Befreiung Roms, von heftigen Luftangriffen auf den ‚Atlantikwall‘ und französische Eisenbahnknotenpunkte, vom weiteren Vormarsch der Roten Armee und von Erfolgen der jugoslawischen Partisanen. Dann kam etwas ganz Ungewöhnliches: «Erwarte weitere sehr wichtige Meldung – komme später wieder – Ende.»

Ich blieb auf dem Boden sitzen und wartete stundenlang, mit dem Ohr an der Heizung. Endlich, gegen Morgen, klopfte es wieder. Ich schrak aus dem Halbschlaf auf und schrieb mit.

Endlich die Meldung, auf die wir schon so lange gewartet hatten! Beim Aufschluss um 6 Uhr brüllte ich die Neuigkeit hinaus: «Die Invasion hat eben begonnen! Mit 7'000 Schiffen und 16'000 Flugzeugen haben sie in Frankreich angegriffen und sind gelandet! Bald sind sie hier!»

Oberwachtmeister Wissmann starrte mich fassungslos an.

«Zellenkoller, was? Nehmen Sie sich zusammen, Mann, sonst kommen Sie in die Beruhigungszelle!»

Aber als er dann in seiner ‚Zentrale‘ die 7-Uhr-Nachrichten des ‚Grossdeutschen Rundfunks‘ gehört hatte, kam er sehr aufgeregt wieder. Unterstützt von einem Kollegen, durchsuchte er meine Zelle Zentimeter für Zentimeter. Dann folgte eine Leibesvisitation. Schliesslich fragte er mich, fast verzweifelt: «Los, sagen Sie mir, wie Sie das erfahren haben! Es passiert Ihnen nichts – Ehrenwort!»

«Ich kann es mir auch nicht erklären, Herr Wissmann – stimmt es denn? Ich habe manchmal so was – es ist eine besondere Gabe ...» Am Nachmittag kam Kommissar Richter.

«Was haben Sie bloss angestellt? Die sind hier ganz aus dem Häuschen...»

Er grinste. Dann sagte er: «Die Landung in der Normandie ist ihnen tatsächlich gelungen – es muss die Hölle gewesen sein! Wie lange, meinen Sie, wird es dauern, bis sie hier sind ...?» «Nicht lange, hoffe ich ...»

«Sie halten sich doch an unsere Abmachung!?»

Knapp siebenhundert Kilometer Luftlinie lagen zwischen unserem Gefängnis und der Seinebucht, wo Amerikaner, Briten und Kanadier eine Bresche in den Atlantikwall geschlagen hatten. Die Alliierten waren der Wehrmacht in jeder Beziehung weit überlegen. Sie hatten die volle See- und Luftherrschaft errungen. Fast 16'000 Bomber und Jäger waren am Invasionsstag bei den Alliierten im Einsatz, denen die deutsche Luftwaffe ganze 350 Maschinen entgegenstellen konnte, von denen 90 gleich abgeschossen wurden. Zur See war die Überlegenheit der Angreifer ebenso gewaltig.

Binnen zehn Tagen landeten in der Normandie rund 620'000 Mann, dazu fast hunderttausend Fahrzeuge aller Art und mehr als zweihunderttausend Tonnen Kriegsmaterial. Aber noch war die seit Monaten auf eine Invasion vorbereitete Wehrmacht durchaus in der Lage, härtesten Widerstand zu leisten. Würden die Alliierten überhaupt durchbrechen können – ins Innere Frankreichs, über die Ardennen, durch den Westwall...?

Wir waren von schrecklichen Zweifeln geplagt und warteten voller Ängste auf den längst fälligen Gegenstoss der deutschen Armeen in Frankreich, von dessen Erfolg oder Misslingen alles abhing.

Wir wussten natürlich nicht, dass Hitler die Landung in der Normandie, das grösste Unternehmen dieser Art, das es je gegeben hatte, zunächst für ein blosses Täuschungsmanöver hielt und die ‚richtige‘ Invasion bei Calais, mit Stossrichtung Ruhrgebiet, erwartete. Fast eine Woche lang verweigerte er den in der Normandie sich verzweifelt wehrenden deutschen Verbänden jede Verstärkung oder Entlastung. Als er dann endlich den Einsatz der in Reserve gehaltenen ‚Panzergruppe West‘ genehmigte, war es dafür zu spät. Ihr Angriff brach im Bombenhagel und Geschützfeuer der Alliierten zusammen.

Aber die Amerikaner und Engländer kamen trotzdem nicht voran. Den ganzen Juni und Juli hindurch blieb es beim Stellungskrieg im Küsten-

bereich. Während die Sowjets bereits vor Warschau standen und tief in Finnland und Rumänien eingedrungen waren und auch die alliierten Truppen in Italien schon den Golf von Genua, Florenz und Rimini erreicht hatten, warteten wir vergebens auf einen alliierten Durchbruch in Frankreich.

Von dem missglückten Versuch, Hitler durch ein Attentat zu beseitigen, erfuhren wir einen Tag später. Am 20. Juli hatte zwar vom frühen Nachmittag an beim Wachpersonal grosse Aufregung geherrscht, aber wir hatten nicht herausfinden können, warum. Umso grösser war unsere Enttäuschung, als wir hörten, dass der Anschlag misslungen war. In den folgenden Tagen gab es in Anrath viele ‚Zugänge‘. Offenbar waren Massenverhaftungen im Gange. Als ich Anfang August wieder zu Kommissar Richter ins Vernehmungszimmer gebracht wurde, schien er mir recht niedergeschlagen.

Die Engländer waren in der Normandie endlich durchgebrochen, hatten bei Avranches die deutschen Linien auf breiter Front durchstossen. Aber es würde noch Wochen dauern, ehe sie den Rhein erreichten.

«Wir sind jetzt Tag und Nacht im Einsatz», erklärte er. «Es sind in den letzten Tagen mehr Leute verhaftet worden, als sonst in einem Jahr ...»

«Wegen des 20. Juli ...?»

«Auch, natürlich – das ganze Umfeld und alle, die sich früher mal verdächtig gemacht haben ... Aber das ist nicht alles! In Frankreich ist der Teufel los! Plötzlich gibt es dort überall bewaffnete Banden, Streiks und Revolten ... Sie greifen sogar die Wehrmacht an! Drei Leute von uns sind schon nach Frankreich versetzt worden und einer nach Oberitalien – da ist es genauso ... In Jugoslawien sind die Partisanen zum Angriff übergegangen, und in Warschau muss die SS einen Massenaufstand bekämpfen! Ausserdem machen uns die täglichen Luftangriffe langsam kaputt. Die Fremdarbeiter werden immer gefährlicher, eine Sabotage nach der anderen, dazu die vielen Deserteure und ihre Helfershelfer – Edelweisspiraten und so ... Einen Kollegen haben sie in Köln überfallen und umgebracht...»

Ich begriff nun, warum der Kommissar so niedergeschlagen war und offenbar Angst hatte.

«Was macht meine Sache?» fragte ich. «Haben Sie etwas aus Berlin gehört?»

«Sie wollen keine weiteren Berichte mehr – ich nehme die Schreibmaschine wieder mit ...»

«Was hat das zu bedeuten?» fragte ich, sehr erschrocken. Er zuckte nur die Achseln.

In Frankreich ging auf einmal alles sehr schnell: Bis auf einige Häfen im Norden und Süden eroberten die Alliierten, nachdem sie auch an der Mittelmeerküste gelandet waren, in kürzester Zeit neun Zehntel des Landes. Am 26. August zog de Gaulle in Paris ein.

Im Osten hatte die Rote Armee bereits am 2. August die Weichsel überschritten, bedrohte Ostpreussen und hatte auch im Südosten gewaltige Fortschritte gemacht. Die Ölfelder von Ploesti fielen am 30. August in ihre Hand, tags darauf Bukarest. Schon eine Woche vorher hatte sich die neue rumänische Regierung von Deutschland losgesagt. Der Seitenwechsel der Rumänen hatte ein so gewaltiges Loch gerissen, dass die Wehrmacht die ganze Balkanhalbinsel räumen musste.

Amerikanische Truppen standen bereits in Oberitalien, in Frankreich am Rande der Argonnen, in Belgien vor Brüssel. Die Front war nur noch wenig mehr als hundert Kilometer von Anrath entfernt und rückte täglich näher.

Die «Politischen im ‚NN-Flügel‘ mussten jetzt damit rechnen, aus dem linksrheinischen Gebiet verlegt zu werden.

Am 1. September nachmittags wurde mir eröffnet, dass ich morgen auf Transport käme.

«Hier ist Ihr Schutzhaftbefehl...»

Der rote Schein trug die Unterschrift Kaltenbrunners\*, eines Hochzeitsgastes meiner Cousine Gudrun, gab als Haftgrund ‚Judenbegünstigung‘ an und wies mich ‚für die Dauer des Krieges‘ in ein Konzentrationslager ein, dessen Namen mir bis dahin unbekannt gewesen war: Flossenbürg...

«Wo ist das?» fragte ich den Justizwachtmeister.

«Keine Ahnung – morgen früh werden Sie erst mal nach Düsseldorf gebracht...»

Am 5. September war ich noch immer in Düsseldorf. Am 2. hatte mich ein Zellenwagen ins Gefängnis Ulmenstrasse gebracht, wo ich zwei Tage blieb, denn der 3. war ein Sonntag. Am Montag hatte man die «Transporten ins Polizeigefängnis in der Kavalleriestrasse verlegt, aber

\* Dr. jur. Ernst Kaltenbrunner, geb. 1903 in Ried (Oberösterreich), Führer der österreichischen SS, von 1938 an Staatssekretär für die öffentliche Ordnung in der ‚Ostmark‘, 1943-45 als Nachfolger Heydrichs Chef der Sicherheitspolizei und des SD, SS-Obergruppenführer, Chef des RSHA, massgeblich beteiligt an der «Endlösung der Judenfrage». 1946 in Nürnberg hingerichtet.

der für unseren Transport vorgesehene Zug am 4. war ausgefallen – Brüssel war von den Alliierten erobert worden, und die Alarmeinheiten zur Sicherung der Grenze bei Aachen hatten natürlich Vorrang im Bahnverkehr ...

Eine Hoffnung keimte bei uns auf.

Am 6. September führten sie uns – etwa achtzig Transportgefangene aller Art, Männer und Frauen, Deutsche und Ausländer, Kriminelle und Politische, zu Zuchthaus oder Sicherheitsverwahrung Verurteilte, Angeklagte, die vor den Volksgerichtshof kamen, und ins KZ Eingewiesene – zum zweitenmal auf den Bahnsteig, alle aneinandergekettet, bewacht von Justizbeamten und Bahnpolizisten mit Hunden.

Diesmal kam der Zug mit den angeforderten Zellenwagen. Auf den Blechschildern an den Waggons las ich die Richtungsangabe: TRIER über Köln – Koblenz – Cochem ...

Wir wurden einzeln in enge Käfige gesperrt, aber die Aussicht, in genau die Richtung gebracht zu werden, die ich mir gewünscht hatte, machte die Fahrt erträglich.

In Köln verliess uns der grösste Teil des Transports. Auch mein Käfig wurde kurz geöffnet. Der Beamte sah auf seine Liste, brummte etwas und schloss mich wieder ein.

Mittags, in Koblenz, war wieder ein längerer Halt. Es gab einen Napf mit Suppe und ein Stück Brot, und der Wachtmeister fragte mich: «Flossenbürg – wo ist das?» «Mir wurde gesagt: bei Trier ...»

In Trier hatte er dann einige Schwierigkeiten, mich loszuwerden, aber er konnte sich durchsetzen. Am Abend dieses Tags war ich in der ‚Zugangsabteilung‘ des Trierer Strafgefängnisses. Ein mürrischer Wachtmeister schimpfte: «Das ist jetzt schon der zweite, den sie uns schicken, diese Idioten! Was sollen wir mit diesen KZlern?! Ich kenne kein Lager Flossenbürg ...»

Ich hoffte inständig, dass es vorerst keine Rückreise geben würde, aber schon am nächsten Morgen kam ich wieder auf Transport. Vier Tage später, am 11. September, erreichten die Amerikaner bei Trier die Reichsgrenze ...

Unsere Rückfahrt endete in Köln. Dort wurde ich an den zweiten Flossenbürger gefesselt, einen schweigsamen Landwirt, der zur Wehrmacht eingezogen worden war und als ‚Bibelforscher‘ den Eid auf den ‚Führer‘ standhaft verweigert hatte. Zu fünft verbrachten wir die Nacht in einer Einzelzelle des Klingelpütz. Am nächsten Tag ging es weiter, diesmal nach Hannover. Unterwegs hörten wir von Mitgefangenen, sie seien aus

Aachen und Düren evakuiert worden, weil dort die Kämpfe schon in vollem Gange seien ... Beinahe hätten sie uns von Hannover wieder zurück ins Rheinland geschickt, aber dann holten sie uns doch aus dem Zug, und wir durften bis zum Montag, dem n., in Hannover bleiben. «Dann geht ein Transport nach Magdeburg und Leipzig ...», sagte der Wachtmeister.

Vom 13. bis zum 18. September blieben wir in Leipzig. Dann beschloss man, uns nach Kassel zu schicken, von dort nach Würzburg. Unterwegs erfuhren wir, dass zehntausend Amerikaner, Briten und Polen aus der Luft bei Arnheim am Niederrhein gelandet waren und dort, zusammen mit Tausenden von Holländern, gegen eine SS-Division kämpften ...

Am 20. September – Finnland hatte kapituliert, und die finnischen ‚Waffenbrüder‘ kämpften nun gegen die Reste der Wehrmacht – wurden wir von Würzburg nach Nürnberg, tags darauf nach Hof gebracht. Am 22. ging es über Bayreuth weiter nach Weiden in der Oberpfalz. Wir hörten, dass die Russen Reval erobert und der deutschen Armee in Kurland den Rückweg abgeschnitten hatten. Die dünne Suppe im Weidener Gefängnis war unsere Henkersmahlzeit. Fritz, der Bibelforscher, mit dem ich seit der Abfahrt von Trier zusammen war, sah dem KZ sehr gefasst entgegen. «Gott will es so», war alles, was er dazu sagte.

Ich musste mich sehr zusammennehmen, um nicht vor Wut zu heulen. Das jetzt noch! Wo man in Anrath gewiss schon das amerikanische Geschützfeuer hören konnte ...

Ein Lkw der SS holte uns am nächsten Morgen, dem 24. September, ab. Nach einem Blick auf unsere Schutzhaftbefehle sagte der Fahrer: «Nach zehn Tagen im Steinbruch seid ihr beide bei Jehova ...» Wir fuhren durch Floss und weiter hinauf in den Oberpfälzer Wald. Die Gegend wurde immer rauer. Vom Ort Flossenbürg ging es nochmals bergauf. Dann sahen wir am kahlen Hang die Wachttürme, den Stacheldrahtzaun, das Lagertor.

«Zwei Zugänge – ein Bibelheini, ein Politischer ...»

SS-Männer mit Maschinenpistolen, Häftlinge in Zebrakleidung, hohlläufig und ausgemergelt. Ein wohlgenährter Kapo mit dem grünen Winkel der Kriminellen und einem dicken Knotenstock. Dann das Kommando: «Absitzen – da hinein zum Einkleiden ...!»

Der Kammerbulle, ebenfalls Häftling, musterte uns unwirsch. «Schade um die neuen Klamotten – ihr geht ja wohl morgen in den Steinbruch...» Ein anderer Funktionshäftling kam in die Kleiderkammer, klein und

drahtig, mit rotem Winkel. Er musterte erst Fritz, dann fiel sein Blick auf mich, und wir erkannten uns fast gleichzeitig.

«Menschenskind – du! Und ich dachte ...»

Er hielt inne und schien angestrengt nachzudenken.

Dann sagte er: «Du musst hier raus – so schnell wie möglich! Kannst du Sprachen?»

Ich konnte nur nicken.

«Das machen wir! In ein paar Tagen geht ein Transport ins neue Aussenlager Hersbruck. Die brauchen da dringend einen Dolmetscher – den machst du! Ich setz' dich sofort auf die Liste – da bist du sicher ...»

Ich wies mit einer Kopfbewegung auf Fritz.

Er begriff.

«Klar – also, den auch ... Ich komm' nachher in eure Baracke. Dann reden wir ...»

Damit verschwand er, mein mir von ‚Tante Anne‘ versprochener dritter Schutzengel, ein Kommunist aus Düsseldorf.

## 21. Warten auf Befreiung

«*Fous le camp, salaud, vas te promener!*» schrie der Professor aus der hinteren Ecke.

«Was sagt er?» fragte mich der SS-Scharführer, ein ‚Volksdeutscher‘ aus Siebenbürgen, der gerade eingetreten war.

«Sie sollen um Himmels willen vorsichtig sein, Scharführer! Das hier ist die Seuchenbaracke – Typhus, Fleckfieber, vielleicht die Pest...»

Er war schon wieder draussen.

Durch die Tür rief er mir zu: «Kommen Sie mal raus – aber bleiben Sie mir vom Leibe ...!»

Ich sagte dem Professor Bescheid und ging hinaus.

«Mit wieviel Mann ist der Block belegt?» fragte er und hielt sich dabei sein Taschentuch vor Mund und Nase.

«217, Scharführer», sagte ich aufs Geratewohl.

«Wie viele können noch laufen ...?»

Ich erschrak.

«Das kommt darauf an, Scharführer, wie weit...»

«Bis zur Rampe – das Lager muss geräumt werden! In einer Stunde fährt der Zug nach Dachau ...»

Wir wussten es schon, hatten die ganze Nacht beraten, was das Klügste wäre – hierbleiben, auf die Amerikaner warten und dabei riskieren, dass sie die Baracken samt den verbliebenen Gefangenen in die Luft sprengten oder anzündeten ...? Oder mitfahren ins ebenfalls Ungewisse?

Alle, die sich an der Diskussion noch beteiligen konnten, waren dafür, hierzubleiben. Nur der Professor und ich hatten uns entschlossen, mitzufahren.

«Keiner von denen da drinnen ist geh- oder transportfähig», sagte ich dem Scharführer.

«Aber Sie kommen doch mit?!»

«Jawohl, Scharführer, und der Franzose auch ...»

«Also, in 30 Minuten ist Abmarsch – nehmen Sie Ihre Decke mit!»

Das war um den 20. März 1945. Fünf Monate hatten wir hier ausgehalten – im ‚Aussenlager Hersbruck‘ des KL Flossenbürgs zwanzig Kilometer östlich von Nürnberg, im Tal der Pegnitz. Ausser Fritz, dem Bibelforscher, der schon im Januar am Fleckfieber gestorben war, und einigen Kapos aus Flossenbürg mit grünem Winkel, die alle Posten in Küche, Schreibstube und Kleiderkammer besetzt hatten, war ich der einzige Deutsche unter den Häftlingen. Wir hatten Gefangene aus fast allen Ländern Europas hier: Franzosen, Belgier, Holländer, einige Polen, Juden aus Ungarn, Deportierte aus Jugoslawien und Griechenland, Tschechen, italienische Offiziere, Spanier, die gegen Franco gekämpft hatten, Zigeuner, Norweger, kanadische und sowjetische Piloten, die abgeschossen worden waren.

Im Oktober 1944 war ich, zusammen mit zwölfhundert weiteren Häftlingen, in das noch im Aufbau befindliche Lager Hersbruck verlegt worden. Wir sollten in der Umgebung unterirdische Produktions- und Lagerstätten für die Rüstungsindustrie bauen. Neben diesen ‚Stollenbau-Kommandos‘ gab es auch solche, die in den Betrieben der umliegenden Städte eingesetzt wurden, in Sulzbach-Rosenberg und in den Vororten Nürnbergs.

Im November und Dezember, als die Rote Armee schon in Ostpreussen, in Ungarn und in die östliche Tschechoslowakei eindrang und die Westalliierten Aachen und das Saartal besetzt hatten, trafen bei uns die Transporte aus den Lagern Gross-Rosen und Auschwitz ein, die von der SS geräumt worden waren. Die erschöpften und nahezu verhungerten Neuankömmlinge kamen in eilig errichtete neue Baracken, die als ‚Schonung‘ bezeichnet wurden. Ein jüdischer Arzt aus Krakau wurde der ‚Schonung I‘ zugeteilt, ein Heilgehilfe aus Paris wurde Blockältester, und weil der Krakauer Doktor zwar Deutsch, aber nicht Französisch sprach, kam ich zu ihnen als Dolmetscher. Bis dahin hatte ich, nur nebenbei mal als Sprachkundiger gebraucht, beim Stollenbau nahe Pommelsbrunn gearbeitet.

Ich war froh, dort wegzukommen, wo es ständig Ärger gab, weil die Stollen immer wieder einbrachen. Es gab grosse Könner unter den Häftlingen, die jeden Anschein von Sabotage geschickt zu vermeiden verstanden ... Ausserdem setzte der Winter ein, und durch meine Zebramontur pffiff der Wind. Ein weiterer Vorteil der ‚Schonung‘ war, dass die SS-Leute Angst hatten, sich bei den völlig verlausten, tuberkulösen und von vielen anderen Krankheiten geplagten Häftlingen zu infizieren. Sie liessen sich nur selten bei uns sehen. Ihre Furcht war durchaus begründet:

Fritz, der Bibelforscher, den wir als zweiten Heilgehilfen angefordert hatten, war der erste vom ‚Personal‘, der Fleckfieber bekam und daran starb. Der nächste war der Arzt, und von da an übernahm der französische Blockälteste, den wir, weil es ihn freute, ‚Professor‘ nannten, die ärztliche Betreuung. Wir hatten ohnehin keinerlei Medikamente. Er konnte den Sterbenden allenfalls mit feuchten Wickeln das Fieber etwas lindern und ihnen Mut zusprechen. Am meisten half er uns durch seinen unverwüstlichen Optimismus.

Er brachte uns durch den Januar, indem er täglich die Kriegslage, die er sowenig kannte wie wir, in den für die Alliierten rosigen Farben schilderte: Sie hätten schon drei Dutzend deutsche Grossstädte erobert – Köln, Frankfurt und Hamburg, die anderen Städtenamen kannte er nicht... In drei, vielleicht schon in zwei Wochen würden sich die Amerikaner bis Nürnberg, die Sowjets bis zur nahen tschechischen Grenze durchgekämpft haben, und dann wären es nur noch Tage, ja vielleicht bloss Stunden, bis sie uns befreit hätten und wir von ihnen so viel Essen, Medikamente und Rotwein bekämen, wie wir wollten ... Mitte Januar ergatterte ich eine drei Tage alte Zeitung, die einer vom Arbeitskommando mitgebracht hatte. Im Wehrmichtsbericht war von einem US-Luftangriff auf Frankfurt und vom Erfolg der deutschen Ardennenoffensive die Rede, von Vergeltungsschlägen gegen England mit V 1 und V 2, von Kämpfen in Oberitalien und an den Grenzen Ostpreussens. Es war eine bittere Enttäuschung ...

An meinem 24. Geburtstag, Ende Januar, bekam ich Fieber und Schüttelfrost. «Das geht rasch vorüber», tröstete mich der Professor. «In ein paar Tagen sind die Amis hier, und dann kurieren wir dich im Handumdrehen!

Am nächsten Tag war mein Fieber noch höher, und ich konnte kaum noch atmen vor Schmerzen.

«Bitte, frag, ob ich Post habe ...», bat ich den Professor. Die wenige Post, die für die Hälinge eintraf, wurde verteilt. Es war verboten, sich danach zu erkundigen. Aber als Blockältester konnte er es wagen, sich mal auf der Schreibstube umzuhören. Kurz vor Weihnachten hatte ich endlich ein Formular für Häftlingspost erwischt und meiner Mutter ins Fichtelgebirge geschrieben, dass es mir gutgehe, aber dass ich für meine Kameraden dringend Medikamente brauchte. Der Krakauer Doktor hatte mir einige genannt, dazu etliches, was er zur Verbesserung der Ernährung für sehr wünschenswert hielt.

«Meinst du denn, dass deine Mutter ...?» wollte der Professor einwenden.

«Klar –! Meine Mutter schafft alles ...!»

Also ging er und kam zurück mit einer kleinen Kiste, die sie dort schon vor ein paar Tagen selbst abgegeben hatte. Sie war nicht abzuweisen gewesen. Jetzt hatten wir Salz, Zwiebeln, Traubenzucker, Knoblauch sowie Tabletten und Ampullen nebst einer Spritze. Ich bekam vom Professor eine intravenöse Injektion von zehn Kubikzentimetern, die ein Pferd hätte umwerfen müssen. Am nächsten Tag hatte ich keine Schmerzen mehr. Das Fieber ging zurück. Als ich wieder auf den Beinen war, hatten die Russen Ostpreussen abgeschnitten, drangen schon in Pommern ein und rückten gegen die Oder vor. Amerikaner, Briten und Franzosen standen am Rhein.

«Sie haben den Rhein überschritten! In zehn, zwölf Tagen sind sie hier!» behauptete der Professor. Er hatte an der SS-Küche Abfälle gestohlen und dabei eine Unterhaltung der Köche belauscht.

«Stimmt das wirklich ...?»

«*Pas de blague – c'est vrai!* Diesmal ist es wahr!»

Inzwischen waren vierzehn Tage vergangen. Die Amerikaner waren noch etwas über 80 Kilometer von Hersbruck entfernt, zwischen Würzburg und Kitzingen, und jetzt sollten wir das Lager räumen ...

Ein Teil der Gefangenen war bereits evakuiert worden – zu Fuss übers Gebirge in die Tschechoslowakei. Uns Wollte die SS jetzt nach Süden, nach Dachau, evakuieren.

«Wir können sie doch nicht allein zurücklassen, Professor», gab ich zu bedenken und deutete auf die Kranken. Seit Dezember waren mehr als hundert der ausgemergelten Auschwitzer und Gross-Rosener gestorben. Auch die Medikamente hatten bei ihnen nichts mehr genützt. Aber vielleicht würden ihnen die amerikanischen Ärzte noch helfen können ...

Der Professor glaubte nicht daran, aber die Kranken selbst wollten um keinen Preis noch einmal auf Transport. Wir versorgten sie mit Wasser und dem wenigen Brot, das wir noch hatten. Ein Medizinstudent aus Prag übernahm vom Professor die ‚Schonung I‘. Am nächsten Tag zogen wir in Dachau ein – ein paar hundert Elendsgestalten. Zwölf waren unterwegs gestorben, zwei bei einem Tieffliegerangriff erschossen worden. Wir schleppten uns zu dem uns zugewiesenen Block. Ich war noch einer der Kräftigsten – mit gerade noch 40 Kilo Körpergewicht.

«Sie da, Sie sind doch Deutscher?»

Es war der 2. Lagerführer, der mich entdeckt hatte. «Morgen früh melden Sie sich – Sie dürfen fürs Vaterland kämpfen!»

Das hat gerade noch gefehlt!

Der Professor beruhigte mich: «Er hat sich deinen Namen nicht notiert!» Aber er sorgte dann doch dafür, dass ich die Jacke eines tags zuvor gestorbenen Franzosen bekam, mit einem schwarzen F auf dem roten Winkel und einer anderen Nummer.

«Jetzt kann dir nichts mehr passieren! Das wäre ja noch schöner – wo morgen oder spätestens übermorgen die Amerikaner hier sein werden!» Aber es verging eine Woche nach der anderen, ohne dass etwas geschah. Das Ruhrgebiet war längst besetzt, Berlin von der Roten Armee eingeschlossen. Die Briten standen schon an der Elbe, die Amerikaner hatten bereits die tschechische Grenze überschritten und Hersbruck befreit... Wären wir bloss dageblieben! Seit Tagen gab es keinerlei Verpflegung mehr. Um mich starben täglich Kameraden. Ich hatte Phlegmone, eitriges Zellgewebsentzündung, in den Beinen und Hungerödeme. Auch der Professor wusste keinen Rat mehr, er war selbst am Ende. Wir dämmerten dahin, schenkten den Gerüchten, die SS habe sich abgesetzt, keinen Glauben mehr, und als wir plötzlich ein ungeheures Geschrei hörten, war unser erster Gedanke: Nun machen sie uns alle nieder ...!

Die Barackentür wurde aufgerissen. Wir sahen einen Soldaten im Kampfanzug.

«*Someone in here who speaks English ...*» rief er und fingerte nach einer Zigarette.